Evelyn Scott

Auf der Flucht

suhrkamp
taschenbuch

Ap 1–

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/isbn_9783518392522

suhrkamp taschenbuch 2752

Auf der Flucht ist eine mitreißende, verblüffend junge, ja unmittelbar gegenwärtig wirkende Erzählung aus der Zeit des Ersten Weltkriegs – eine Liebes- als Leidensgeschichte; das Abenteuer einer doppelten weiblichen Selbstbehauptung – gelebt und mit den Mitteln der Sprache beglaubigt.

Im Alter von zwanzig Jahren brennt eine junge Frau aus den amerikanischen Südstaaten mit einem doppelt so alten verheirateten Mann nach Brasilien durch, bedroht von gerichtlichen Schritten der verlassenen Ehefrau. In Brasilien werden die beiden überrascht vom Ausbruch des Ersten Weltkriegs.

Auf der Flucht zeichnet sich aus durch Eigenwilligkeit und radikale Offenheit der Frau, die für ein unverstelltes, ungewohntes Leben kämpft, die in starken Empfindungen, Anstößen, Gefühlen – und seien sie nur durch Armut, Krankheit, Hunger, Morphiumträume zu haben – auf der Suche nach diesem Leben ist.

Evelyn Scott, geboren am 17. Januar 1893 in Tennessee, veröffentlichte in zwanzig Jahren zwölf Bücher, zwei Gedichtbände, ein Theaterstück sowie zahllose Rezensionen. Sie starb 1963 in New York.

Evelyn Scott

Auf der Flucht

Fragment einer Autobiographie
Aus dem Amerikanischen
übersetzt und mit einem
Nachwort versehen von
Ebba D. Drolshagen

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: *Escapade*
Copyright 1930 by Evelyn Scott
Umschlagfoto: Elliott Erwitt/Magnum/Focus

suhrkamp taschenbuch 2752
Erste Auflage dieser Ausgabe 1997
© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1991
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
des Insel Verlags Frankfurt am Main und Leipzig
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags, der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen
sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile.
Druck: Nomos Verlagsgesellschaft Baden-Baden
Printed in Germany
Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

1 2 3 4 5 6 – 02 01 00 99 98 97

Für Adám, den Affen; Dinah, die braun-weiße Hündin; das Gürteltier, ein kleines unerbittliches Geheimnis; die Eule; den Adler; das Reh; das räudige Hühnchen, das in einem Baumwollnest lebte, nachdem es sich ein Bein verletzt hatte. Für die herrlichen Ziegen und all die kleinen Vögel mit eingesunkenem Brustkorb und erstarrten Krallen – für meine Freunde, die tot sind, die für ihre Liebe zu mir nicht mehr brauchten als das Futter, das ich ihnen gab.

Im Park ist eine kleine Lichtung. Hier schießt das Gras, noch grün, weich unter den Bäumen empor. Kahle Zweige übersprühen den Himmel mit einem Regen aus schwarzem Glas. Die Wolken sind Perlen über dem blauweißen Wasser, das erstarrt ist wie von einem Frösteln. Die Sonne ist ein versengter, in blickloser Intensität schmelzender Augapfel. Ihr Rosa glüht wie Frühling im rußigen Kohlenlager. Ein Zug braust in der Ferne vorüber und erstickt die Stille mit Widerhall. Ein Schaum aus blauviolettem Rauch kräuselt sich langsam empor, wird an den Rändern sahnig, steigt üppig, dabei zart auf, wie eine große, trompetenförmige, sich im Himmel entfaltende Blume.

Graue Wolken in Auflösung bilden sich in harten, eckigen Linien neu, streng wie ein idealer Gott. Ich fühle mich eingezwängt zwischen den hohen Gebäuden. Ich bin wie die Traube in der Weinpresse. Ich bin eine Schale, plattgedrückt und formlos. Ich habe ein vages Gefühl, schlecht behandelt zu werden. Dies alles aber berührt die Majestät von Hochbahnen, Fabriken und Kirchtürmen nicht: sie sind zu hoch, um mich zu interessieren. Das Ende ist Resignation, Verfall: die undankbare Mißachtung eines Sandkorns, Äon um Äon vom Wind über das Gesicht einer Sphinx getrieben.

Die gigantischen Schatten meines Wahns sind trüb am verschwommenen Horizont. Eine geschrumpfte Freiheitsstatue beängstigt nicht mehr. Der Nebel glitzert. Die fahle Luft ist eine einfältige Lösung. In den Deckstühlen Reihen kränklich regloser Gesichter. Bald werden der steinerne Sonnenschein und die symmetrischen

Palmen Reihen identischer Gräber bezeichnen die Gräber derer, die sich mit Anderssein maskierten.

I

Durch das einzige Fenster sah ich zerlumpte Kleider auf einer Leine zwischen Hütten aus ungebrannten Ziegeln, die aneinanderlehnten, als wollten sie umfallen. Da der Hügel hinter dem Hotel Rio Branco jäh anstieg, lagen die Häuschen auf Höhe meiner Augen und waren sehr nah. Morgens war das Zimmer zart beschienen. John schlief. Das Moskitonetz machte sein Gesicht undeutlich. Es klopfte an der Tür, und das portugiesische Mädchen kam herein, sehr träge, das starre schwarze Haar hing in steifen Locken um ihre vollen, geröteten Wangen. Sie sagte ›Bom dia‹, was ich verstand, aber der Rest ihrer Rede war ein rauhes Gemurmel gutturaler Töne und bedrückte mich durch seine Fremdheit.

Johns Blick, immer so ruhig und freundlich, ging erst zu mir. Dann sprach er mit dem Mädchen. In dem Austausch unverständlicher Laute empfand ich mein Ausgeschlossensein von dem Leben um mich, meine Hilflosigkeit. Das Mädchen begriff nicht, worin meine Unfähigkeit bestand. Sie wollte mich zwingen, ihr zuzuhören. Als ich ausdruckslos und verständnislos blieb, begann sie zu schreien. Unter Schwierigkeiten formulierte ich die wenigen Sätze, die ich konnte. ›Eu não fallo Portuguez. Não entendo o que a senhora está dizendo.‹

Einen Augenblick lang betrachtete sie mich still. Ihre leuchtenden, seicht-schwarzen Augen funkelten vor unterdrückter Erheiterung, und schließlich brach sie in schallendes Gelächter aus, beugte sich vornüber, umfaßte mit den Händen ihre Knie und wiegte ihren Körper, entzückt von meiner Dummheit. ›A senhora não entende

nada?‹ fragte sie John ungläubig. ›Nada que eu estou dizendo?‹
Als John dasselbe sagte wie am Morgen zuvor, daß die portugiesische Sprache für mich ein Buch mit sieben Siegeln sei, gab sie sich schließlich zufrieden. Sie stellte das Tablett mit Kaffee und kaltem, gesäuertem Brot auf das Gestell neben dem Bett und wandte sich zum Gehen. Als sie das Zimmer verließ, sah sie sich nach mir um, lachte einfältig, wie zu sich selbst, und schüttelte den Kopf.

Als John zur Arbeit gegangen war, saß ich in diesem Zimmer und hatte überhaupt nichts, um mich zu beschäftigen nichts als meine Gedanken. Das Hotel lag an einer engen Straße, und das Dröhnen und Rattern der Räder, die über Kopfsteinpflaster holperten, erschütterte fast unablässig das ganze Gebäude.
Ich nahm Bleistift und Papier aus meiner Handtasche. Könnte ich doch nur schreiben! Aber mir fiel nichts ein. Ich war völlig beherrscht von dem leichten, störenden Übelkeitsgefühl meiner Schwangerschaft. Obwohl ich bei Tisch keinen Appetit hatte, war ich besessen von dem Gedanken an Essen. Unsere Mahlzeiten hier waren immer gleich trockener Fisch, der nach dem Olivenöl stank, in dem er gebraten worden war, Brot ohne Hefe, und Dosenbutter, die an unreifen Käse erinnerte. Ich haßte die dumme Wiederkehr meines Verlangens nach etwas anderem. Vielleicht war das, was ich wollte, gar nicht Essen.
Ich hatte zwei Bücher, Gedichtbände, die ich hastig in den Koffer gelegt hatte, als ich von zu Hause fort ging - bevor wir nach London fuhren. Außerdem hatte ich *Krieg und Frieden* in drei Bänden gekauft. Ich nahm meine Bücher heraus und versuchte zu lesen. Keats konnte ich

auswendig, und Shelley machte mich gereizt. Er befaßte sich zu sehr mit unklaren Gefühlstaumeln und mythologischen Sprachfiguren. *Krieg und Frieden*, das ich später lesen und häufig wiederlesen sollte, interessierte mich damals nicht im geringsten.

Der durch das Fenster fallende Sonnenschein nahm an Kraft zu. Ein Lichtkeil, über den Fußboden geworfen, wurde breiter und überflutete alles mit einem Flirren, vor dem es kein Entrinnen gab. Die Hitze schien mit jedem Augenblick unerträglicher. Immer wieder verrückte ich meinen Stuhl. Das Licht folgte mir ständig. Das Fenster hatte keine Vorhänge, und es gab keine Möglichkeit, das Gleißen auszusperren. Es war um so unangenehmer, als ich keine geeignete Kleidung hatte und immer das warme Kleid trug, in dem ich im Dezember die Vereinigten Staaten verlassen hatte. Mein Fleisch kribbelte vor Hitze. Ich haßte das Gefühl des Wollstoffs auf meiner nackten Haut. Ich saß da. Ich wußte nicht, wie spät es war, denn meine Uhr war kaputtgegangen.

*

Um die Mittagszeit scheint die Hitze der Tropen weniger vom Himmel zu fallen, als in unsichtbaren, aber fühlbaren warmen Dampfwolken aus der Erde zu strömen. Aus den Adobehütten, so dicht an meinem Fenster, daß ich die Menschen fast berühren kann, wenn ich mich hinüberlehne, kommen der Gestank von heißem Palmöl und die Ausdünstungen von Exkrementen in ungeleerten Nachttöpfen, die aufgereiht an der Rückwand stehen. Blasse nackte Kinder laufen zwischen den Bananenstauden umher und schreien beim Spielen. Eine alte Frau, die Wäsche zum Bleichen ausgebreitet hat, humpelt mit einem Stock auf sie zu. Ein Säugling krabbelt auf allen vieren, fast zwischen ihren Füßen. Sie wird auch auf ihn zornig und versetzt ihm einen Klaps, schiebt ihn beiseite. Ich sehe immer noch seine erstarrte Pose, wie er sie erstaunt anschaut, einen Augenblick lang laut schreit und dann zurückkehrt zu seiner Erforschung von Zweigen und Blättern.

Ich gehe ruhelos im Zimmer umher, lege mich auf das Bett und stehe wieder auf. Meine Augen sind halb blind von dem Weiß des Sonnenlichts. Aber ich kann die steile Seite des Hügels hinaufblicken, über dem die Sonne zum Zenit steigt. Reglos hängen an einem Himmel von fast entsetzlichem Blau glitzernde weiße Wolkenmassen. Hin und wieder gleitet eine Wolke zwischen mich und das Licht und wirft einen Schatten auf die anderen einen rötlich violetten Schatten, er verleiht ihnen das Aussehen einer verdunkelten Schneefläche. Die Hitze gleicht einer wuchtigen Strömung, die mich in ihre Tiefen zieht. Der Morgen ist mit unbeschreiblicher Schwere vergangen.

Wahre Liebe ist Selbstverleugnung, und in der Beziehung der Geschlechter ist sie unangebracht. Die einem ganz kleinen Kind gebrachten Opfer bürden ihm keine jener lastenden Verpflichtungen auf, die ein Erwachsener unter ähnlichen Umständen empfinden muß. Ich habe in meiner eigenen Familie allzu genau gesehen, was Selbstaufopferung bedeutet. Menschen, die vorgeben, nur für andere zu leben, scheuen die Verantwortung für ihre eigene Feigheit und verleihen ihrer Eigensucht durch einen Kunstgriff, der ihnen moralische Überlegenheit gestattet, eine ansprechendere Form. Der Gedanke, ein Kind zu bekommen, beunruhigt mich nicht.

Wenn ich es nur glauben könnte! Aber ich bin ständig im

Zweifel darüber, was mit mir ist – obwohl die Zeichen so klar sind.

Wenn ich die Kleider ablege und mich seitlich vor den gesprungenen Spiegel stelle, dann sehe ich, mein Körper ist nicht mehr hohl und ungefüllt. Er hat eine schwellende Kontur, ein wenig grotesk, wie ich es an den hageren Figuren alter Frauen beobachtet habe.

Ich möchte stolz auf mich sein, und dabei schäme ich mich. Wenn ich mit John ausgehe, trage ich einen dicken Mantel. Mir einer Art Nacktheit bewußt, versuche ich, die Männer, die mich anstarren, nicht zu beachten. Ich lasse meinen Mantel vorne aufspringen. Ich höre mit Verwunderung, wie über meine Schwangerschaft gesprochen wird, als sei dies eine beiläufige Angelegenheit.

Könnte ich das Kind nur *fühlen*! Ich stelle mir den Moment seiner ersten Bewegung als ein plötzliches Erwachen meines eigenen Seins vor, das nie zuvor Leben gehabt hat. Ich möchte *leben* mit dem Kind, und dabei bin ich schwer wie ein Stein.

Ich höre hallende Schritte im Korridor, der die meiste Zeit verlassen ist. Ich verstehe ihr Ungestüm, ihren Nachdruck. John ist entschlossen, keine der Anspannungen des Tages zu mir nach Hause zu bringen. Er möchte nichts eingestehen von der Last, die es bedeutet, die Bücher einer Firma zu führen, die Nähmaschinen verkauft. Buchhaltung! Dafür ist John als Biologe völlig ungeeignet.

Als wir mit der wohlüberlegten Absicht von zu Hause fortgingen, niemals zurückzukehren, rechneten wir beide mit schweren Zeiten. Aber ich hatte mir nur eine Arbeit vorgestellt, die wir gemeinsam tun könnten. Ich glaubte, Armut sei etwas, das man vollständiger miteinander teilen könne. Anfangs planten wir, am Amazonas Käfer zu sammeln.

John betritt das Zimmer. Er kühlt meine Augen mit seinem Lächeln. Ich liebe ihn.

Der Speisesaal ist der einzige Gemeinschaftsraum unseres Hotels. Eine Bar schließt daran an, und deren vorderer Teil, vollgestellt mit kahlen Tischchen, ist zur Straße weit offen. Nachts ist sie mit Rolläden verschlossen, die wie ein Fallgatter herabgelassen werden.

Der Mann am Nebentisch hat ein schönes Gesicht, lebhaft wie das eines Tieres, aber ohne jedes Bewußtsein seiner selbst. Er hat Ringe in den Ohren, große Goldreifen. Er trägt ein rotes Hemd, Kordhosen und Gamaschen aus buntgemustertem Stoff, in Streifen um die Beine gewickelt. Um seinen Hals hängt eine Gitarre.

Zunächst bestellen er und seine Kameraden Getränke. Dann singen sie ein sonderbares Lied. Ich kann den Text nicht verstehen, aber John sagt, er sei obszön.

Senhor Oswaldo, unser Wirt, schaut verstohlen und betreten zu mir hinüber. Aus Angst, seine respektable Kundschaft zu verlieren, würde er den frechen Unbekannten gern auf die Straße setzen. Er schickt einen sanftmütigen, gelbhäutigen kleinen Kellner, der die Troubadoure bittet, daran zu denken, daß die ausländische Senhora anwesend sei. Die Antwort ist ein weiteres Lied, noch triumphierender gegrölt.

John meint, die Männer seien betrunken, und wir sollten, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, besser gehen. Nur Schläge stärker als die, die er selbst austeilen kann, würden den Sänger zum Schweigen bringen. Ich hasse meine körperliche Unzulänglichkeit, die durch nichts zu überwinden ist. Selbst wenn ich verärgert bin, soll man mich wie eine Dame behandeln. Nur äußerster Zorn kann meine körperliche Feigheit bezwingen.

Wage ich mich allein in den unteren Teil der Stadt, wo wir wohnen, geschieht immer etwas Unangenehmes. Vielleicht liegt es daran, daß ich erst zwanzig Jahre alt bin. Vielleicht liegt es daran, daß ich ärmlich gekleidet bin. Ich weiß sehr wohl, daß ich nicht besonders hübsch bin. Innerlich zusammengekrümmt und kalt vor diffuser Angst, mache ich es mir zum Prinzip, alle Männer, die mich ansprechen, ganz unverhohlen anzusehen. Ich möchte sie durch die Direktheit meines Blickes beschämen. Vielleicht bin ich lächerlich. Wenn ich das Geschlechtliche sachlicher und mit weniger mystischer Feierlichkeit betrachten könnte, vielleicht fände ich die Dummheit dieser Individuen amüsant, denn ganz so finster können sie schließlich nicht sein.

Wenn John abends nach Hause kommt, ist er zu erschöpft, um viel zu reden – sogar, um unsere Zukunft zu planen. Er bekommt zwanzig Dollar die Woche. Vor kurzem war in seinen Büchern ein Fehler, und er konnte ihn nicht finden. Er brachte die langen Papierbogen mit nach Hause, und wir arbeiteten zusammen daran. Wir waren sicher, wir würden den Fehler nicht aufspüren können, und Hunger und Heimatlosigkeit erwarteten uns erneut.

Ich erinnere mich daran, daß ich kalt und hart wurde vor Verzweiflung, vor Ärger – nicht auf John, sondern auf unsere Lage, auf die Menschen zu Hause, die mißbilligen, was sie unser ›unmoralisches‹ Leben nennen. Ich sprach davon, mich als Dienstmädchen zu verdingen, aber John war verletzt, als ich darauf bestand. Die Dienstmädchen in einheimischen Haushalten werden sehr schlecht behandelt. Das Mädchen, das unsere Zimmer putzt, lebt in einer Art düsterem Verschlag unter der Treppe, ein Raum ohne Einrichtung außer der Hängematte, in der sie schläft, und ohne Luft und Licht. Sie arbeitet oft bis Mitternacht und muß die verächtlichen Zudringlichkeiten aller Männer ertragen. Ich glaube, ich war stolz auf meine Entschlossenheit, aber im Grunde erleichtert, als John mich entmutigte.

Mitunter jedoch würde ich gern etwas Schmerzliches erleben, das die Monotonie des Lebens, wie ich es jetzt führe, unterbräche. Die Sonne, die auf mich herabbrennt, gibt meinem Denken ein Gefühl der Trockenheit. Ich fühle mich wie Staub.

Eine Nadel in meiner Hand habe ich immer verabscheut. Hatte ich eine Stunde lang genäht, mußte ich mich übergeben vor Widerwillen. Jetzt möchte ich am liebsten sofort mit den Sachen für mein Kind anfangen. Wochenlang war es uns nicht möglich, für Derartiges genügend Geld beiseite zu legen, aber ich habe fünfzig Milreis zwölf Dollar – und werde den Stoff sofort kaufen.

Ich habe mein Kind gespürt. Ein seltsames Sichrühren, ein schwaches Klopfen wie ein Puls, und mein Bauch machte eine merkwürdige Wellenbewegung. Ich zog mich aus, um mich zu betrachten. Ich war übermütig. Ganz plötzlich hatte ich in meinem eigenen Wesen eine Art klare bedingungslose Zufriedenheit entdeckt. Ich war stark und wichtig. Eine neue Skrupellosigkeit schien in mir geboren, doch konnte ich mir nicht vorstellen, zu welchem Zweck.

Mit meinem schwangeren Körper ist es anders. Mein Denken ist erfüllt von einer Art Stille des Verstehens. Ruhe in dem Erkennen meiner selbst – Kraft, die Bewegung hinter sich gelassen hat. Ich fühle mich wie ein Fels, geschlossen, aber warm und atmend. Ich fürchte die Welt die Menschen –, aber meine Furcht umhüllt mich. Sie durchdringt mich nicht mehr. Ich glaube an mich auf gleiche Weise, wie ich an die Dinge außerhalb von mir glaube, nämlich durch die Objektivität der Berührung. Ich habe vor langer Zeit erkannt, daß ein Glaube, der nicht einer Gewißheit in den Gefühlen entspringt, überhaupt kein Glaube ist. Wenn ich von etwas überzeugt bin, bin ich mit meinem ganzen Selbst überzeugt, als hätte mich mein Körper belehrt. Jetzt *weiß* ich. Wissen ist die Bedingung meines *Seins*.

*

Auch wenn ich unfähig bin, die unfreundlichen Mutmaßungen der Zeitungen von zu Hause zu verstehen, die, ohne eine einzige Tatsache dessen, was wirklich geschehen ist, zur Kenntnis zu nehmen, John und mich in den vulgärsten Ausdrücken verdammen, befriedigt mich die Enthüllung von Ungerechtigkeit, und sie ist eine geradezu mystische Bestätigung meines Gerechtigkeitsempfindens. Ja, ich möchte eine Ausgestoßene sein, um voll und ganz zu erkennen, wozu Menschen fähig sind. Jetzt weiß ich, daß jeglicher gesellschaftlichen Beteuerung von Ehrbarkeit und moralischen Werten Angst und Grausamkeit zugrunde liegen.

Als ich etwas über körperliche Leidenschaft und die heftigen Gefühle lernte, die mit ihr einhergehen können, war ich genötigt, mich dieses Wissens zu schämen, doch ich war darauf auch stolz. Ich wollte ein Universum schaffen, das alles einschloß.

John verbirgt niemals etwas vor mir.

Wir wohnen jetzt im Hotel Globo. Am ersten Tag war ich entsetzt über die Menge großer mahagonifarbener Kakerlaken, die aus den Bodenritzen, hinter dem Guardaroupa und aus einem dunklen, hoch oben in der Wand ausgesparten Viereck herauskamen, einer Art Lüftung im Verschlag für schmutzige Wäsche, der an unser Zimmer angrenzt. Voll bekleidet, wie ich war, verkroch ich mich unter die Bettdecke und blieb dort, unter einem Kissen halb erstickt, bis John am Abend nach Hause kam.

Dieses Gebäude ist völlig verkommen. Im ersten Stock ist das Büro, eine lange kahle Sala mit einigen Wiener Bugholzstühlen und ein paar wuchtigen Schaukelstühlen mit plüschbezogenen Sitzen. Einige ältere Männer, sehr dünn oder sehr dick, alle mit geisterhaft gelbem Teint, alle mit ungepflegten Schnurrbärten, alle in Leinenanzügen, die nie frisch zu sein scheinen, lungern dort herum, rauchen und starren und lesen ein wenig die Zeitung. Ich gehe selten allein in diese Sala, denn ich schätze es nicht, wenn man mich taxiert und kommentiert, als sei ich unbeseelt.

Der Speisesaal ist pompös. Auf jedem Tischchen mit fleckigem Tischtuch steht eine blaue Glasvase mit irgendwelcher faulender Flora. An der Wand über der Anrichte hängt ein riesiges lithographiertes Portrait von Kaiser Pedro dem Zweiten. Almoço ist um elf Uhr. Wir bekommen den gleichen trockenen, in Öl gebratenen Fisch, das gleiche unbeschreibbare Fleisch, und wenn wir Salat bestellen, kommt er halb mit Sand bedeckt, und das Öl dazu wird in einem zerbrochenen Kännchen serviert. Im Ragout ist oft eine Fliege, manchmal sogar eine Küchenschabe. Die Kellner, klein und dünn, mit mongolischen Zügen, sehen alle gleich aus. Ich genieße die theatralische Familie am Nebentisch: ein paar ungezogene Kinder, ein Mädchen, das bei Tag flitterbesetzte Kleider trägt, und eine dicke Frau

in einer sehr prächtigen Matinée aus schmuddeliger Spitze.
Wie sehr die Menschen hier schäbige Eleganz lieben! Es liegt etwas Grundsätzliches in der Haltung der Rassen zu hygienischen Einrichtungen. In den unbeschreiblichen Aborten sind Schilder, die die Gäste bitten, kein Papier in die Schüssel zu werfen, Kakerlaken jagen rasselnd durch den leeren Eimer, der als Papierkorb bereitsteht, und an einem Nagel hängt ein schmutziges Tuch zum Abwischen des Holzsitzes. Es gibt sogar eine Badewanne im Hotel, aber ich habe zu große Angst vor Krankheiten, um darin zu baden.

Unser Fenster ist eigentlich eine Glastür. Sie geht auf einen Balkon hinaus und befindet sich fast auf Straßenhöhe. Wir müssen sie wegen der Hitze weit offen lassen, und die kleinen Buben klettern auf das Geländer und starren zu uns herein.
Vor dem Haus ist ein Platz, eine Kirche, vor der zu Ehren irgendwelcher Heiliger ständig Feuerwerkskörper explodieren, und ein Geflügelmarkt. Niemand auf dem Platz geht nachts je zu Bett. Man hört Schreien, Rufen, Fluchen, das Rattern von Karren und das Tappen zahlloser Füße. Um zwei Uhr morgens beginnen die Hähne zu krähen, die Hennen glucken, und die Truthähne geben eine Art Blöken von sich. Ein stark saurer Geruch, wie Ausdünstungen aus einem Hühnerhaus, treibt mit der kalten schweren Morgenluft ins Zimmer.

John ist befördert worden. Vom einfachen Buchhalter ist er zum Buchprüfer für die zwanzig oder mehr Geschäfte der Gesellschaft in und um Rio geworden. Und wir werden erneut umziehen. Dieses Mal in eine private Pension, eine Pensão in der Praia Flamengo.

Am Samstag habe ich noch etwas Stoff für Kindersachen gekauft, wir gingen zu einem Konditor in die Avenida und aßen Eiskrem, und auf dem Rückweg kaufte John einen Korb Trauben, der vier Milreis kostete.

Unsere Wirtin ist Elsässerin. Vom Dienstmädchen, Maria Theresa, lerne ich meine ersten verständlichen Worte Portugiesisch. Unser Zimmer geht zum Meer, und ich habe die Namen von Booten und Wellen und von allem gelernt, was auf der Straße vorbeikommt.

Ich habe nun doch an Nannette geschrieben. Ich wollte ihr schon lange schreiben, aber Johns Frau stand, wie ich wußte, mit ihr in Verbindung, und da Louise John mit Verhaftung gedroht hat, habe ich es nicht gewagt.

Nach unserem trübseligen Abendessen in einem dunklen Speisesaal fliehen wir auf die Straße. Manchmal sitzen wir auf einer Bank im Park und beobachten die endlose Prozession von Automobilen, die ohne jede Geschwindigkeitsbegrenzung ständig die Avenida hinauf und hinunter rauscht. Rio ist sehr hell erleuchtet, sehr schön bei Nacht. Die Asphaltstraßen, gefleckt vom Widerschein der Laternen, scheinen aus schwarzem Porzellan zu bestehen, in dem sich jede Farbe und jede Bewegung der Straße wie in einer Apotheose der Erregung spiegelt. Das Laub der Bäume hat den Glanz von purpurnem Wachs, und die Geranien in den Blumenbeeten, blau verschattet, sind ein düsteres Karmesin.

Hinter den Gärten und der Fahrbahn, den Häusern gegenüber, verläuft die Kaimauer. Fähren durchkreuzen den Hafen von Punkt zu Punkt. Manchmal sieht man einen großen Ozeandampfer näherkommen, eine niedrige Silhouette, feuergesäumt, mit hundert Lichtern die Dunkelheit bestreichend, auf der sie schwimmt, in der sie hin und wieder zu versinken scheint. Auf dem Gipfel des Pão d'Assucar sehen die elektrischen Birnen aus wie das Rund einer Krone, und wenn die Kabine emporschwingt, an einem unsichtbaren Kabel schwebend, gleicht sie einem goldenen Insekt, das mit den haargleichen Strahlen seiner Beine die Schwärze einer Wand überwindet, die einen Abgrund versperrt.

Hinter uns, die Hänge hinauf, sind Lichter über Lichter, die dunklen Zwischenräume zwischen ihnen werden weiter, je näher sie den Sternen kommen, bis schließlich dort, wo unser Blick anhält, die Erde vom Himmel fast nicht mehr zu unterscheiden ist, außer daß die Schatten der Gipfel dichter wirken als die Schatten der Wolken. Alles überragend ist, je nach Veränderungen des Dunstes sichtbar und unsichtbar, der Blick auf den Corcovado, aus dem Nichts gekommen, ein schwebender Planet, auf dem sich dennoch, wie wir wissen, Menschen bewegen.

Ich bin erschlagen von der Stadt, die sich von den bedrohlich aufragenden Bergen auf uns stürzt. Ich weiß, daß ich John liebe, doch ich erinnere mich an nichts als Müdigkeit. Ich möchte fühlen, irgend etwas fühlen – mich reinigen von dem drückenden Aufgedunsensein der Gedanken, die mir kommen, wenn ich Tag für Tag allein bin, ohne eine bestimmte Beschäftigung.

Ich vermute, die Wahrheit ist, daß ich noch nicht völlig frei bin von der romantischen Idee, eine große äußere Kraftanstrengung schaffe eine Art höherer Wirklichkeit. Mir ist, als lebte ich nur im Handeln. Einengung oder Passivität gleich welcher Art sind für mich eine mindere Stufe der Existenz.

Ich schäme mich, weil ich nicht glücklicher bin, obwohl ich John so liebe. Ich weiß, daß er meint, meine Schwangerschaft solle uns Zurückhaltung auferlegen. Ich ertrage seine Mißbilligung nicht und würde es ihm gegenüber niemals zugeben, aber in meinem Herzen weiß ich, daß ich mich nach etwas rohem Ausdruck sehne, die für mich unwiderlegbarer Beweis wäre, daß wir noch leben, nicht reduziert sind auf eine Sklaverei der Selbstdisziplin. Ich möchte nicht vergessen, daß wir noch für etwas anderes leben als das Essen, das uns ernährt, und das Zimmer, in dem wir schlafen.

Ich denke oft an Nannette. Als ich ihr sagte, daß ich John liebe, war sie nicht so entsetzt, wie ich erwartet hatte. Wie meist bei fertigen Ansichten von der Welt, hatten auch ihre moralischen Ansichten keinerlei Bedeutung für sie, bis sie in instinktiver Abwehr auf sie zurückgriff. Als sie aber erfuhr, daß John und ich zusammenleben würden, holte sie eine alte Pistole, die Onkel Alec gehörte, und drohte, sich damit zu töten.

Im Park sind die Blätter reglos. Die ersten Laternen streuen ein feuchtes Leuchten in die Baumwolken. Automobile fahren schnell vorbei, schwere Lichtblitze, die im Glanz der Straße aufeinanderfolgen. Endlos der Zug der Fußgänger: englische Kindermädchen mit Hauben und langen blauen Capes; stämmige Mütter aus dem Volk in etwas, was John ›Arbeitsanzug‹ nennt, ein weiter Seidenrock und eine gerade Jacke aus kunstvoller Spitze. Gerade kam ein Hochzeitsgefolge vorbei. Die Brautkutsche glich einer pompösen Staatskarosse. Das Paar war hinter einer Glaswand den Blicken aller ausgesetzt. Das Zaumzeug der Pferde war mit Blumen dekoriert. Aber der Trauerzug war noch prächtiger. Der rot und blaue Leichenwagen, die mit leuchtenden Federn geschmückten Pferde verliehen allem eine Feststimmung. Selbst der Sarg, blau und orange bemalt und mit einer Karnevalsgirlande aus Papierblüten behängt, feierte offenbar einen Sieg des Verstorbenen.

Die Bucht, unbestimmt wie ein Fläche aus Seide, wogt vor mir. In die schmalen Täler kleiner Wellen fließt zögernd fahles Licht, liegt dort in bronzierten Lachen, ohne diese rätselhafte Oberfläche je zu durchdringen. Ich kann die Berge von Petropolis sehen, fünfzig Meilen entfernt, eine gezackte Amethystsilhouette.

Ich glaube, ich habe es aufgegeben, das Leben in Frage zu stellen, ein Muster finden zu wollen, in das ich mich einfügen kann. Ich bin zufrieden mit der Unbestimmtheit des Abends, der Unermeßlichkeit der Welt um mich, in der Platz ist für mich und alles andere, in der jede Andeutung von Kampf verschwindet. In diesem Augenblick ist Rio schöner als alles, was ich je gesehen habe.

An den Tischchen auf den Bürgersteigen sitzen Menschen und trinken Kaffee oder Cerveja. Ein Lichterstrom rauscht über die Avenida, trägt alles mit sich, wie auf eine grandiose Vernichtung zu. Über diesem kleinen Sturzbach und um ihn die gewaltige Bewegung von Wolken und Meer.

Dunkler, dunkler, dunkler. Die Nacht ist dunkel, und der Ozean ist wie ein Schatten auf einem anderen Schatten – Dunkelheit auf Dunkelheit. Um den Halbkreis der Bucht strecken die Lampen, plötzlich zu intensivem Leben erwacht, ihre kleinen Klauen von Licht durch das grenzenlos Weiche darunter. Sie halten fest. Wie kleine brennende Drähte senken sich Reflexe ins Wasser. Aber die Nacht bleibt – die Nacht, in der das Licht schließlich verlischt. Dunkelheit.

Louise hat das Gesetz auf ihrer Seite – Gesetz, das vorgeblich auf gleichen Rechten beruht. Dies gibt ihr die Macht, zwei Menschen mit einer furchtbaren Trennung zu strafen, deren einziges Verbrechen es ist, lieber miteinander in Armut zu leben, als sich der materiellen Sicherheit einer lieblosen Familie zu erfreuen. John wird als Mann mit niederen Neigungen bezeichnet, der ungerührt das Leben eines jungen Mädchens ruiniert hat. Denke ich an meine Jugendzeit zurück, habe ich keine Erinnerung an echtes Verständnis oder Mitgefühl von irgendeiner Seite; John hat mir beides gegeben. Er ist der einzige Mensch, den ich je kennenlernte, der wahrer Liebe fähig war, dem es, ohne alles Gerede und Geheuchele von Opfern, auf feinfühligste Weise um das innere Glück eines anderen Menschen geht.

John und ich verließen die Vereinigten Staaten mit siebenhundert Dollar. Dieses Geld stammte aus dem Verkauf einiger Mikroskope und anderer wertvoller Instrumente aus Johns privatem Besitz. Ein Vermögen ist Louise nicht geblieben, doch zumindest hat sie mehr als wir. Die Zerstörung unserer Gesundheit und Zukunft soll sie für ihren Kummer angesichts der Entdeckung entschädigen, daß im vertrautesten Kreis, an den die Konvention sie bindet, etwas Ungewöhnliches – etwas wahrlich nicht sehr Nettes geschehen ist.

Ich kann ohne allzuviel Anstrengung Louises Gefühl nachvollziehen, als ihr das Demütigende ihrer Situation dämmerte – denn demütigend war es sicher. Wie soll man in einem dem gesellschaftlichen Schein gewidmeten Leben nicht unter einer Lage leiden, die zu offenkundig ist, als daß sie überspielt werden könnte. Louise möchte bei allen besonders eleganten Aufführungen in der Oper gesehen werden und nur ›die richtigen Leute‹ kennen. Und die feine Gesellschaft ist zu den unschuldig an ihren Skandalen Beteiligten fast ebenso unfreundlich wie zu den sündhaften Urhebern des Debakels. Wir haben uns wie Louises Feinde verhalten, und es ist ihr Recht, uns als solche zu betrachten. Aber ich empöre mich gegen all jene, die Gesetze machen, die Zeitungen herausgeben, die, ohne nur einmal nach den persönlichen Faktoren zu fragen, welche jede Situation prägen, von vornherein alle verurteilen, die es an einer Anpassung fehlen lassen, der jede persönliche Bedeutung fehlt.

Ich habe keine Angst vor Männern oder Frauen, die ich kenne, sondern vor *Leuten*, der Welt – alles, was mir riesig und formlos und blindlings getrieben scheint. Je mehr wir verfolgt werden, desto selbstgerechter werden meine Ansichten. Was mich am meisten verärgert, ist der Versuch, *mir* die Verantwortung für mein eigenes Handeln abzusprechen. John ins Gefängnis zu schicken, als hätte *ich* die Lage, in die wir geraten sind, nicht genauso gewählt!

John und ich schlafen zu zweit in einem Bett, das schmal ist wie eine Gefängnispritsche. Ich liege am Rand, schwebe fast im Raum. Nur auf diese Weise kann ich John zeigen, daß ich ihn liebe – wenn er es nicht erfährt. Meine Dankbarkeit ihm gegenüber ist wie ein Gefühl von Sünde. Ich weiß, daß er so viel mehr zu geben hat als ich. Natürlich gebe ich nie zu, daß jemand besser ist als ich. Das glaube ich wirklich nicht. Aber im Fall von John ist es fast schmerzhaft zu erkennen, wieviel ich ihm schulde.

Frühmorgens macht das Meer ein kaltes, heftiges Geräusch, das schwer gegen den Wellenbrecher auf der anderen Straßenseite schlägt. Ich liege angespannt da, versuche, nicht von der Pritsche zu fallen, und habe Angst vor Johns Schlaf, als habe etwas in ihm uns schon getrennt. Ich könnte fast beten, daß die Wellen aufhören, und sei es nur für einen Moment. Sie hören nicht auf. Ich stelle mir vor, wie sich der Ozean mit unsäglicher Mühe gegen das Mauerwerk schleppt. Er fällt zurück.

Die Straße ist nicht breit, und das Rauschen des Wassers scheint fast im Zimmer zu sein. Eine Glockenboje, unweit des Ufers verankert, schlägt monoton. Setze ich mich im Bett auf, kann ich gerade den Tisch erkennen, die beiden Stühle, die Nähmaschine, die ich gemietet habe, das Silber des Fensters. Der Himmel ist jetzt klar. Leer wie ein blinder Spiegel. Auch das Wasser verbreitet graues Licht. Wenn es auf den Wellenbrecher trifft, ergißt sich ein schäumender Katarakt mit unterdrückter Erregung in die Straße. Ich lehne mich an John und versuche, ohne ihn zu wecken, mich mit der Wärme seines Körpers zu trösten. Ich möchte alles warm – warm und hell.

Als John sich von Louise verabschiedete, ging er angeblich auf eine Angeltour, und es gab keinen Grund, warum er den Großteil seiner Garderobe hätte mitnehmen sollen. Daher hat er nur zwei alte Anzüge. Die Röcke haben glänzende Ellbogen, und die Hosen sind am Saum ausgefranst. Ich habe den blaugestreiften Anzug mit schwarzen Stoffstücken geflickt.

Die Schwangerschaft hat meine Figur so verändert, daß nichts, was ich besitze, mich ganz bedeckt. Ich habe einen alten Mantel, und den muß ich drinnen wie draußen tragen. In ganz Rio gibt es kein einfaches Schnittmuster zu kaufen, daher ging ich gestern in ein Atelier, wo sie elegante Kleider entwerfen, und bat darum, mir ein Muster zuzuschneiden.

Der Herr, der für die Modelle zuständig war, war eine kleine gelbe Person mit feuchten unsteten Augen und gewachstem Schnurrbart. Während er Maß nahm, redete er gewandt und fuhr mir mit den Händen beiläufig und liebkosend über Hüfte und Brust. Ich fühlte mich wie ein Tier, das zu verkaufen ist und das auf gute Stellen untersucht wird, und ich verabscheute mich dafür, daß es mir unmöglich war, etwas zu sagen. Als ich endlich aus dem Laden herauskam, wäre ich gern nach Hause gelaufen. Mein Körper kam mir vor wie ein furchtbares Kleidungsstück, und meine Wangen waren heiß. Ich werde dorthin nicht zurückgehen, ganz egal, wie schwer es mir fällt, ein Kleid zu nähen.

Die Regenzeit beginnt, kurze heftige Schauer, die kaum die Hitze zerstreuen. Morgens traben Prozessionen von Trägern vom Markt vorbei, ihr Gang ist der von Rikschafahrern. Von ihren Schultern schwingen Kiepen, beladen mit stacheligem Chu-chu in der Farbe blasser Jade, Petersilie wie krauses samtiges Moos, Salatköpfen mit einem zartgrünen Hauch und tief orangerotem Kürbis. Manchmal scheint die Sonne ein wenig auf all dieses regendurchnäßte Grüne. In der frühen Stille machen die nackten Füße der Männer ein schlurfendes Geräusch. Unter dem steigenden Nebel ist die Straße überzogen von bernsteinfarbenen Reflexen. Das Meer ist undeutlich wie ein Traum, und die Berge sind unsichtbar.

Eine Zeitlang hielten John und ich die Fiktion aufrecht, wir seien nach Südamerika gekommen, um für eine Londoner Firma naturhistorische Spezimina zu sammeln. In Wahrheit hatten wir ein entomologisches Geschäft in der Great Russell Street besucht und mit dem Händler einige Briefe gewechselt.

Vor einigen Monaten, als wir in Cascadura waren, gingen wir jeden Morgen mit unseren Netzen hinaus: zwei aus grüner Gaze für die Schmetterlinge und zwei Leinenbeutel für Käfer und dergleichen. Die Hauptstraße des Dorfes lag zentimetertief in kreidigem Staub. Während wir sie hinuntergingen, belebten sich plötzlich die Hausfassaden, und an jedem Fenster erschien ein Gesicht, von einem Vorhang oder einer Gardinenfalte halb verdeckt.

Ich trug einen alten, in der Mitte geteilten Reitrock aus Khaki, John einen Overall und einen Strohhut, der ihm zu klein war und oben auf dem Kopf saß. Bevor wir einen Häuserblock weit gekommen waren, begannen sich die Buben um uns zu sammeln, und als wir die letzten versprengten Hütten erreichten, glich unsere Begleiterschar einem Zirkusumzug oder den Ausrufern einer Negro Minstrel Show.

Verstohlen kichernd und überaus neugierig begleiteten die kleinen Buben über Meilen unsere Ausflüge. Manchmal versuchten wir, sie an unserer Jagd zu beteiligen, indem wir ihnen für jeden ihrer Funde ein Vintem boten. Doch als sie uns daraufhin hüteweise einen großen schwarzen Grashüpfer brachten, der um diese Zeit besonders häufig war, mußten wir davon ablassen.

Wir wohnten in der Junggesellenwohnung des stellvertretenden amerikanischen Konsuls, wo wir nur das Abendessen bekamen, und wir hatten so wenig Geld, daß wir mittags nie mehr als ein paar Kekse aßen.

Es war ein abstoßendes Land – rote Lehmhügel und eine triste Vegetation. Mitunter bot uns ein großer Mango- oder Jacabaum etwas Schatten, wo wir ausruhen konnten. In der Mitte des Dorfes war ein Viehmarkt, und an einer Seite des Marktes lag ein großer Stall mit einem Gasthof im ersten Stock. Eines Tages gingen wir die schmutzige, ungestrichene Treppe hinauf und sahen uns ein Schlafzimmer an, das eine alte Frau zu vermieten hatte. Riesig und kahl – die einzigen Möbel ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch mit einem gesprungenen Spiegel darüber und ein Ständer mit einer irdenen Karaffe die Fenster gingen direkt auf den Markt. Es roch nach Mist und Staub, der Fußboden schien noch nie gefegt, und im schalen Sonnenlicht, das durch die verschmierte gardinenlose Scheibe darauf fiel, wirkte er rauh.

Die Wirtin zog einen Kalikomorgenmantel enger um sich und sprach mit uns in geflüstertem Stakkato, als erwarte sie, daß die Auskünfte, die sie uns gab, die Polizei herbeiholen würden. Sie erzählte uns, ihr Mann sei tot, ihre Kinder hätten sie verlassen, und sie habe ›Frauenbeschwerden‹, und offenbar sollten wir diese Schicksalsschläge als triftige Entschuldigung für die maßlose Miete gelten lassen, die sie verlangte.

Sie stellte den ihr verbliebenen Sohn vor, einen ärmlich gekleideten Jüngling, dessen dichtes Haar fettig auf den Kragen fiel. Er hatte einen Buckel, hielt seinen dünnen Rock über der mageren Brust zusammen und hustete unentwegt. Er stand ganz dicht neben mir, und der tuberkulöse Speichel fiel in feinem Sprühregen über mein Gesicht.

Nun, eines wenigstens milderte die Scheußlichkeit dieses Dorfes, das dem Auge kaum einen Baum, einen Garten, irgend etwas Grünes bot. Es gab die Berge von Petropolis, näher, als ich sie in der Stadt sehen konnte, und am späten Nachmittag hatten sie eine wundervoll durchscheinende Färbung. Amethystfarbener Staub schien sich in der trockenen, reglosen Luft auf sie gesenkt zu haben, und ich wurde von ihrer Schönheit fast bedrückt.

*

Am Rande eines Cajú-Dickichts trafen wir auf ein niedriges, palmstrohgedecktes Lehmhaus. Ein magerer, kränklich wirkender Hund kam herausgelaufen und bellte uns wütend an, während wir zögerten und zur Verteidigung unsere Schmetterlingsnetze schwenkten.

Eine heisere zahnlose Stimme. Eine alte Frau hockte auf ihren dünnen Schenkeln, starrte uns rätselhaft an, hielt eine Philosophenpfeife zwischen den Zähnen.
Ohne ihre Haltung zu verändern, beobachtete sie, wie wir uns fortbewegten. Als wir auf die schattige Oase der leeren Hütte zurückblickten, glich die alte Frau davor einer seltsamen, toten alten Göttin, der Rauch ihrer Pfeife dem Opferfeuer.

Alle Läden der Nähmaschinenfirma ähnelten einander. Ein großer Raum zur Straße hin enthielt ein Aufgebot hochglänzend lackierter Maschinen, die auf Ratenzahlung an arme Brasilianer verkauft werden sollten, und zwar zu unmäßigen Preisen. Hinter einer dunklen Trennwand am Ende des Verkaufsraumes arbeitete der Buchhalter auf einem hohen Schemel, und dort amtierte auch John bei seinen Besuchen als Buchprüfer.
Ich ging manchmal hinein und unterhielt mich mit der Stickereilehrerin, blaß, mit sorgsam geöltem Haar und einem Kleid, das sie aus schlaffem, spitzenbesetzem Stoff sehr akkurat selbst genäht hat. Sie hatte ein übertrieben bescheidenes Auftreten, eine diskret gedämpfte Stimme und dünne Hände mit lauter unechten Ringen. Nachdem sie in die demütigende Notlage geraten war, ihren Lebensunterhalt verdienen zu müssen, kam ihr der Beruf einer Professora de bordado entgegen als eine Beschäftigung, die die strengen Anstandsregeln einer Dame nicht verletzte. Man bezahlte ihr fast nichts, aber dieses Nichts versorgte sie und eine betagte Verwandte, die sie unterstützte, mit Bohnen und Maniok.
John war dabei, diese Geschäfte in der Stadt zu verlassen. Er erzählte mir von seiner neuen Aufgabe an einem Freitag. Das Schiff nach Norden ging am folgenden Morgen, und er hatte unsere Fahrkarten bereits besorgt.

Die Professora de bordado sagte mir mit Tränen in den verträumt unintelligenten Augen Lebewohl. Sie bedauerte mich. Im Norden, sagte sie, sei nichts, was Rio gleiche. Die Menschen hätten keinen ›Chic‹.

*

Auf den engen Decks der Maranhão drängten sich stämmige dunkelhäutige Frauen in Spitzenjacken, akkurat gekleidete Kinder und geölte und parfümierte Männer in Leinenanzügen. Als die Glocke zum Ablegen läutete, wogten Busen, wurden reichlich Tränen vergossen, und Männer und Frauen umarmten einander ohne Unterschied.

Um ein Uhr gingen wir hinunter zum ›lunchie‹, wie der Steward es in der Annahme aussprach, dies sei die englische Art. Kaum hatten wir den Hafen verlassen, begann das Schiff zu stampfen und zu schlingern, Kinder weinten, und da keine Behälter zur Hand waren, ergoß sich eine Flut von Erbrochenem in die Gänge und auf Deck.

Ich zog mich zurück in meine Kabine. Überall waren Kakerlaken, und die abgestandene Luft stank nach ungeleerten Klosetteimern. Das Bullauge mußte geschlossen werden.

Als das Schiff in ein Wellental sank, befand sich eine wogende Fläche grünen Marmors in Höhe meines Gesichtes. Der unerschütterliche Horizont schien sich über uns zusammenzuziehen. Der farblose Himmel war schwer vom Gewicht des blendenden Lichtes, das er halb verbarg. Einige Möwen stießen auf der anderen Seite des Fensters im Sturzflug herab, und ihr Schreien drang schwach bis zu mir. Ich hatte ein eigentümliches Gefühl von Drama im Hinblick auf mich und meine

Lage. Ich betrachtete mit Erstaunen mein unvorhergesehenes Tun und die Umstände, in die John und ich geraten waren. Und plötzlich wurde ich identisch mit dem Automaten, der ich war. Meine Beklemmung war real. Ich war erregt [illegible] hatte Angst, was letztlich geschehen würde mit mir.

II

Hinter Cape Frio herrschte völlige Windstille. Das Schiff glitt durch einen See aus blauem Öl, es schimmerte metallen. In weiter Ferne gefror diese bronzierte Flüssigkeit zu einer blassen Kante, die einen lichtgebleichten Horizont durchschnitt. Unversehens, aus dem Nichts, erschien eine Wolke. Das blaue Wasser war plötzlich voller grüner Reflexe. Und auf dieser trägen Fläche trieb ein Schatten von der Farbe zerstoßener Trauben und sank fort von uns.

Ein Schauer zog auf, und einen Moment lang hingen die großen versprengten Tropfen wie ein Schleier aus Glas und Silber zwischen Schiff und Sonne. Das Rauschen einer Windbö begleitete den Regen, doch an unserer Kleidung bewegte sich nicht eine Falte. Die Tropfen klatschten auf das Deck mit dem Geräusch von Blättern.

Zu unserer Rechten erschien, schwach, einen Moment lang, ein Regenbogen. Ein weiterer zu unserer Linken. Sie waren so schwach, sie waren kaum mehr als Andeutung von Farbe. Sie lösten sich auf in der feuchten Hitze, und die Sonne brannte erneut auf uns herab.

Still, still. Licht, soviel eindringlicher als Geräusch, hat unsere Sinne aufgesogen. Blau macht uns taub. Und über Blau eine Chimäre von Strahlen, in der jede erdenkliche Schattierung flüchtig vorhanden scheint.

John und ich haben unsere eigenen Liegestühle mitgebracht – dem Himmel sei Dank , denn an Bord sind keine zu bekommen. Wir sitzen in einer schattigen Ecke des Decks und sind fast völlig ungestört. Der scharfe Geruch heißer Maschinen durchdringt alles. Es riecht nach brodelnder Farbe und mitunter nach Kakerlaken.

Gegen Abend löst sich die Sonne in den eigenen Goldstrahlen auf, versinkt im Wasser, wie man sagt. Die Wolken arrangieren sich zu einer Tonleiter des Lichts, sie erinnert an ein pompöses Doré-Gemälde. Die Luft ist feucht und süß. Der im graugelben Dunst aufscheinende Stern ist wie eine Träne die Träne eines Riesen, eine heroische Träne.

*

Ich hatte noch nicht das Befremden überwunden, daß mein Körper auf eine von meinem Willen unabhängige Weise belebt war. Die Aufregung der Reise weckte in meinem Kind ein dunkles Bewußtsein, das ich nicht teilen konnte. Statt sein Zappeln nur amüsant zu finden, erregte es mich. Ich glaubte mich von einer namenlosen Unausweichlichkeit davongetragen.

Meine Brüste waren schwer. Was ich erlebte, war nicht in Worte zu fassen. Ich gab mich meinem Körper hin und genoß die Entspannung eines Zustandes der Unverantwortlichkeit. Ich wollte bis an meine Grenze gehen, an die Grenze von etwas, das meinem Bewußtsein verborgen war. Mutterschaft war in diesem Stadium ausschließlich eine Sinneserfahrung und, abgesehen von seltenen Augenblicken des Nachdenkens, fast ohne jede Zärtlichkeit der Gefühle. Ich sehnte mich nach körperlichem Leid, den das sollte mir, wie ein Licht, mein Wesen beleuchten.

Auf einer Landzunge, einem derart steilen Hügel, daß der Gipfel nur über zahllose in den Fels gehauene Stufen zu erreichen war, ein Kloster, der Dachfirst geschmückt mit einem goldenen Kreuz. Die glatte hohe Mauer, die den fast verödeten Garten umschloß, verlieh dem Gebäude ein mittelalterliches Aussehen.

Gerade als wir in Victoria an Land gingen, begann es zu nieseln. Die ungepflasterten Straßen, ohne Bürgersteige, waren bereits tiefer Schlamm. Geier ließen sich trübselig auf die Dächer der Hütten aus ungebrannten Ziegeln nieder. Entlang des ganzen matschigen Weges hörten wir das gedämpfte Schlagen riesiger klammer Schwingen, die aufstiegen, sobald wir uns näherten.

Nach einiger Zeit kam sehr schwach die Sonne heraus. Da bekamen die Hügel an der Küste ein frisches Grün. Überall auf der undurchsichtigen Oberfläche des Hafens zitterten grünlichbronzene Reflexe. Das Kloster, in den Fenstern die letzten Sonnenstrahlen, ähnelte der Zitadelle des äußersten menschlichen Sehnens, der Erde zu entfliehen.

Bei Einbruch der Dunkelheit wurde der Gouverneurspalast für ein Fest erleuchtet. Ein Lichterstrom stürzte in das bleiche Dunkel des Meeres. Aber durch ihn hindurch erspähte man doch noch aufgeweichte Straßen, baufällige Behausungen, und aus den Schatten hörte man den schneller werdenden Rhythmus schwerer Schwingen.

*

In Cabedello schien die Sonne sehr hell. Zwischen den Palmwedeln, die, vom Wind gerüttelt, unablässig metallen klapperten, erstreckte sich der gleiche atemberaubende Himmel, der so erstaunlich über dem Schiff gehangen hatte. Das steife emaillierte Laub peitschte gegen das Blau eines Himmels, der zornig war wie ein Stein. Zwischen den Kokosnußpalmen waren einige natürliche Alleen, und diese galten als Straßen, aber der Sand war knöcheltief und zischte ständig in kleinen spiralförmigen

Wirbeln vor uns. Die Hütten waren unverputzt, erbaut aus Flechtwerk und Lehm, strohgedeckt. Ihre Schatten, scharf in Violett gestochen, glichen Schatten auf einer Schneefläche. Und die Schatten der Bäume folgten der Bewegung der Blätter, glitten vor, verkürzten sich, streckten sich erneut, wie in leiser Qual.

Die Häuser, ohne Fensterscheiben, zeigten das Innere auf Augenhöhe des Passanten. Wir konnten die Hängematten sehen, die in den Schlafzimmern von Wand zu Wand gespannt waren, die kleinen Salas mit ihren stolzen Stuhlreihen, die sich steif gegenüberstanden, in den Ekken Altäre, deren Schutzheilige, in Rot und Blau gekleidet, sorgfältig um den Hals drapierte Kränze aus rosa Papierblumen trugen.

Gott allein weiß, wie lange wir für die kurze Eisenbahnfahrt von Cabedello nach Parahyba brauchten. An der Strecke lagen keine Stationen, aber die Waggons fuhren so langsam, daß wir die Reise, wäre dies möglich gewesen, lieber zu Fuß gemacht hätten. Der Zug war voll besetzt. Die Sonne fiel auf meiner Waggonseite durch das Fenster, und da ich meinen dicken Mantel trug, fühlte ich mich schon bald schwach vor Hitze und Erschöpfung. John, der mich reizte, weil er nie über etwas klagte, es sei denn, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, mußte stehen.

Die Schienen verliefen zwischen Salzsümpfen, die Flut war darüber hinweggegangen und hatte mit Ausnahme einiger Inseln alles überflutet. Diese waren mit hartem grauem Gras bedeckt, das im Sonnenlicht glitzerte und aussah wie von Reif bedeckt. Auf diesen unfruchtbaren Oasen hatten Fischersleute aus Flechtwerk und Schlamm Hütten mit nur drei Wänden gebaut, darüber waren spärlich trockne Palmenzweige gebreitet, um den

Regen abzuhalten, sollte er kommen. Man konnte sehen, daß diese Menschen nichts besaßen außer den zerlumpten Kleidern, die sie trugen, einen Tontopf oder zwei und vielleicht ein Netz, das auf der Mauer oder dem Dach zum Trocknen ausgebreitet war. Nackte gelbe Kinder mit ausgemergelten Armen und Beinen und ungeheuer aufgeblähten Bäuchen drehten sich um, als der Zug vorüberfuhr, starrten ihm nach mit einem langen einfältigen Blick des Erstaunens.

Nirgends war etwas anderes als dieses Gras, das steif aus glänzendbraunen Lachen aufragte, die – wenn die Flut zurückging – wohl nur aus Schlamm bestanden – starres Queckengras und ein gleißender, lichtgebleichter Himmel, der sich immer weiter erstreckt, bis ans Ende einer Welt des Elends, über die letzte armselige Hütte hinaus.

Auf dem kopfsteingepflasterten Platz wuchsen einige Jacabäumchen. Unter ihnen kauerten, zerlumpt, barfüßige alte Frauen vor Kohlenbecken und boten in monotonem Singsang gerösteten Mais und gekochte Erdnüsse feil. Sieht man ab von diesen alten Frauen und den Passagieren, die vom Zug kamen, Parahyba hätte verlassen sein können. Die Sonne prallte auf die verputzten Häuser, denen wir uns näherten, und an der Vorderfront des Hotels waren alle Jalousien herabgelassen. Die Umrisse waren durch kreisende Hitzewellen verzerrt, die aus dem Pflaster aufstiegen und wogend vor uns zitterten. Die Hitze war der sichtbare Ausdruck einer furchtbaren Stille, einer Stille, in der die gebrochenen Stimmen der alten Frauen ebenso unerheblich waren wie die mißtönenden Schreie weit entfernter Vögel. Eine Stockung des Lebens hatte einen Strudel der Intensität erzeugt, einen Stillstand, in den sich das Leben mit der Vitalität des Todes ergoß.

Das große Zimmer war so ruhig wie die Straße. Geräusch war gedämpft zu schwerer Schläfrigkeit. Obwohl die Jalousien geschlossen waren, schien das über dem Bett gespannte purpurne Moskitonetz von Leuchten gebläht. Die Tonkaraffe auf der Kommode zeigte auf ihrer bräunlich-gelben Oberfläche rosaviolett reflektierende Punkte. Die gesprungene Schüssel und die Kanne auf dem zinnernen Waschständer hatten einen blendenden, dunklen Glanz.

Zwischen meinem Zimmer und dem nächsten reichte die Trennwand nicht bis zur Decke, und ich hörte eine betrunkene Frau schluchzen und fluchen, ihre Stimme berstend und heiser.

Um zum Abort zu kommen, mußte ich einen kleinen Garten durchqueren, wo Männer in Hemdsärmeln tranken und Karten spielten. Und die Tür, in die ich mußte, war sehr augenfällig. Zwei Männer drehten sich beim Anblick einer jungen Ausländerin um und sprachen mich an. Ich erwiderte ihren Gruß nicht, sondern starrte sie in einer Mischung aus Angst und Gereiztheit mit festem, trotzigem Blick an. An der rechten Hand des einen Mannes war der Nagel des kleinen Fingers elegant lang und oben gebogen. Seine Augen waren strahlend, schwarz, in ihnen war ein hartes, unsentimentales Wissen. Sein Gesichtsausdruck war bewundernd und herablassend – vielleicht lag etwas Spott darin. Mit träger Geste streichelte er seine wenigen Schnurrbarthaare.

In der Dämmerung war der Garten erfüllt von Grün, das aus der Erde flutete. Das schwindende Licht, über den Häusern bebend, war wie ein gläsernes Meer in Bewegung. Das zitternde Laub der Flammenbäume erinnerte an schwarze spanische Spitze.

Ich stürzte hinauf in mein Zimmer, warf mich auf das Bett und begann, vor Zorn zu weinen.

Erneut kroch die Sonne durch die Jalousien und verfolgte mich, bis keine Ecke blieb, um zu entfliehen. Ich legte mich hin, doch wenn ich das Moskitonetz über das Gesicht zu ziehen vergaß, klammerten Fliegen kraftlos an meiner unbedeckten Wange und in meinem Nacken. Es gab nicht einen einzigen bequemen Stuhl, und ging ich in den Garten, empfingen mich die Frauen mit feindseligen Augen, und die Männer verfolgten mich mit widerwärtigen, stumpfen Blicken. Anders war es nur für kurze Zeit am Abend, wenn John von der Arbeit nach Hause kam.

Ich fühlte mich, als ertränke ich in Eintönigkeit. Als hätte mich die Sonne für jedes innere Sehen geblendet. Ja, ich war wie eine Blinde. Ich würde an den langen Tagen, wenn John fort war, in meinem weißen leeren Gefängnis sitzen müssen, einem Gefängnis, in dem sich nichts regte als das Flimmern des Glasts, in dem es kein Ziel gab, kein Mitgefühl.

Wenn mein Gehirn tot war, dann waren auch meine Hände und Arme tot, und das Kind war tot in mir. Ich glaubte nicht an das Kind. Ich stellte mir vor, ich sei auf ewig an die Hitze gefesselt. Zwei weiße Steine wurden auf meine brennenden Augäpfel gelegt, und ich ruhte hölzern unter ihrem Gewicht. Die Hitze war kalt. Sie verbrannte mich wie Eis. Ich wollte Schriftstellerin sein, doch es gab nichts, worüber ich hätte schreiben können. Die Welt war ein Lichtfeld und ich ein Gespenst.

Unser Koffer wurde woanders hingebracht. Das neue Zimmer lag in der obersten Etage eines dreistöckigen Hauses. Wenn wir den Korridor vor unserer Tür durchquerten, konnte wir eine schuppenähnliche Wohnung betreten, die allem Anschein nach schon sehr lange leerstand. Die Wände waren grünlich wie von Schimmel, und auf dem Fußboden lag dick der Staub. Spinnweben füllten die Ecken der zerbrochenen Fensterscheiben. Von diesem Zimmer führte eine bröckelnde Steintreppe außen am Haus hinunter in den Garten, der an einem Hang lag, über der Straße. Auf den überwucherten Wegen, zwischen den Bananenstauden, die von großen korallgestreiften Tausendfüßlern besetzt waren, spielten Tag für Tag vier kleine, fast gleichaltrige nackte Kinder. Im Dunkeln traf ich häufig auf Unrat, den sie auf den am meisten benutzten Pfaden hinterlassen hatten. Die Küche des Haushaltes im Stockwerk darunter befand sich in einem Anbau des Gebäudes. Beugte ich mich von meiner Treppe aus vor, konnte ich sehen, wie das schlampige Dienstmädchen in einem Mörser Kaffeebohnen zerstieß. Die Dona da Casa war sehr dick und träge. Sie saß am Fenster und häkelte, dann und wann schrie sie mit schriller, erstickter Stimme Belangloses zu den Kindern hinüber. Die älteste Tochter spielte den Triumphmarsch aus *Aida*. Das Klavier, mühselig gestimmt, strömte mit dünnem, hohlem Klang zu mir hinauf in die leeren Räume. Mich umgab eine sterile Atmosphäre von Frieden. Zeit war nicht wahrnehmbar. Gelegentlich erzeugte Schwermut eine schwache Übelkeit der Empfindungen.

Es ist eine Sache, eine solche Stadt und solche Menschen aus der Höhe eines unabhängigen Daseins zu betrachten, und eine andere, zu erkennen, daß man sich zur Belebung durch Ansprache an sie zu wenden hat, und nur an sie.

Im Park promenieren an den Abenden mit Beleuchtung die Senhoritas mit verhutzelten alten Frauen in Tüchern, die sie als Anstandsdamen begleiten. Es herrscht verstohlener Blickverkehr, wenn die jungen Männer, zitronenfarben, die Schnurrbärtchen gewachst, die Kleidung eine grobe Übertreibung der Mode, die das wöchentliche Boot aus Rio bringt, mit affektierter Gelassenheit auf- und abgehen. Ich fühle mich heiter, belebt von der Erschütterung durch fremde Erscheinungen. An den Parktoren Gruppen von zerlumpten Erdnußverkäufern. Der Mais auf den Kohlenbecken duftet saftig. Die Kapelle im Pavillon spielt sehr laut. Die Männer tragen rote Uniformen. Die Menschen stampfen, klatschen und pfeifen.

In unserem Zimmer ist es zu heiß zum Schlafen. Wir nehmen unsere Kissen als Sitzpolster und setzen uns raus, oben auf die lange Treppe. Der Salzgeruch von den nahen Sümpfen mischt sich mit den stechenden Dünsten der Latrina. Duft von Jasmin, an die Mauer gepflanzt, legt exotische Verwirrung nahe. John deutet auf das Kreuz des Südens, und ich reagiere angemessen auf dieses Symbol romantischen Reisens.

Ich habe Briefe von Onkel Alec und von Nannette erhalten, an mich weitergeleitet vom Konsulat in Rio. Nannette mischt, in ihrer großen, gefühlsbetonten, kritzeligen Handschrift, Vorwürfe mit liebevollen Worten der Erleichterung, von mir zu hören. Hätte ich, schreibt sie, gewußt, was ich über sie bringe, ich hätte mich völlig anders verhalten. Sie sei fast verrückt geworden vor Angst und Erniedrigung und wegen der Skandalgeschichten in den amerikanischen Zeitungen. Warum mußte ihr all das zugefügt werden, ihr, die sie unschuldig sei. Sie sagt, John und ich, denen diese Einzelheiten erspart geblieben seien, hätten weniger gelitten. Dann erzählt sie mir, daß sie sich darauf freue, mich eines Tages wiederzusehen. Daß es ihr fast das Herz gebrochen habe und daß sie sich ohne Onkel Alecs Seelenstärke niemals erholt hätte.

Sie fährt mit einem Bericht über Louise fort, die, als die Universität mit der Anrüchigkeit der Geschichte fertig zu werden versuchte, alles an die Zeitungen gab. Louise habe sie telephonisch, wie sie sich ausdrückt, mit hysterischen Vorwürfen ›gehetzt‹ – als mache sie, Nannette, nicht ein noch viel größeres Elend durch.

Ich bin ebenso ungehalten wie Nannette darüber, daß sie soviel hat leiden müssen, gebe aber John und mir nicht die Verantwortung für das, was sie durchlebt hat. Die Gesellschaft muß wissen, daß ihre Strafe Nannette, die stets ihren Regeln gehorcht hat, am härtesten trifft. Wäre eine Billigung unserer Kreise für uns das Wichtigste gewesen, wir wären niemals fortgegangen.

Vielleicht sind solche Überlegungen irreführend. Die einfache Wahrheit ist natürlich, daß ich John mehr liebe, als ich Nannette je geliebt habe, und daß ich gewillt bin, Opfer zu bringen, um mit ihm zusammenzusein. Bislang, so scheint mir, habe ich keine gebracht. Irgendwie schmeichelt das Wissen, daß ich keinen ehrbaren Ruf mehr habe, meiner Eitelkeit.

Onkel Alec ist viel besonnener als Nannette. Sein Brief verrät ein Hinnehmen der Situation, die mich überrascht. Er sagt, nachdem John und ich verschwunden waren, sei er einige Wochen fast von Sinnen gewesen vor Sorge. Aber nachdem er den Brief erhalten habe, den wir ihm aus New York geschickt hatten, habe er meine Entscheidung akzeptiert. Er erwähnte den ›Pesthauch der öffentlichen Meinung‹, erzählte uns aber den Skandal nicht in allen Einzelheiten. Er sagt, er wisse, wie unglücklich ich zu Hause gewesen sein müsse, und es sei ihm bewußt, das ich das Recht hätte, aus meinem Leben etwas zu machen.

Nannette habe mehr gelitten als er. Eine Zeitlang habe sie solche Anzeichen von Morbidität erkennen lassen, daß er um ihre geistige Gesundheit fürchtete. Die Finanzen der Familie hätten sich nicht gebessert. Nannette, die nie dazu erzogen worden war, etwas mit den Händen zu tun, erledige die ganze Hausarbeit und sogar die Wäsche. Ich kann es mir kaum vorstellen. Nachdem wir unser Geld verloren hatten, war sie von der Meinung anderer krankhaft abhängig, und ihre Unterwürfigkeit wegen der verlorenen gesellschaftlichen Stellung verletzte meinen Stolz. Aber sie versuchte, sich in Bücher und Musik zu flüchten, so daß mir das Leben zu Hause nie so trostlos vorkam, wie es nach Onkel Alecs Andeutungen jetzt ist.

Onkel Alec schließt seinen Brief mit der Beteuerung, er habe mir vergeben. Dadurch bekommt meine Zuneigung zu ihm einen leichten Beigeschmack von Bitterkeit. Mein Stolz gesteht keinem das moralische Recht zu, über mein Handeln zu urteilen. Außerdem ist John der einzige Mensch, der mich gut genug versteht, um das, was ich tue, richtig einschätzen zu können.

Heute habe ich ein weiteres Lebenszeichen von Onkel Alec erhalten. Der Brief muß in Rio aufgehalten worden sein, denn laut Poststempel wurde er mit dem ersten Brief aufgegeben. Er schreibt, wir müßten uns vor Louise in acht nehmen. Sie lehne eine Scheidung von John ab und hoffe, John nach der Mann Act vor Gericht bringen zu können, mindestens aber, uns durch Unterhaltsgelder bettelarm zu machen. Sie versucht nicht, ihre Rachsucht zu verhehlen, und alle finden, sie sei im Recht.

Ich habe Nannette eingeladen. Ich bezweifle, daß sie kommen kann, denn Onkel Alec ist in solchen Geldnöten, daß der kleine Betrag für die Schiffspassage und ihren Unterhalt hier mehr sein könnte, als er aufbringen kann. Armer Onkel Alec! Er hat so viele verrückte Erfolgspläne ausgeheckt, und alle endeten verheerend. Ich weiß um seine furchtbaren Schuldgefühle, weil er Nannette nicht den Luxus bieten konnte, den sie gewohnt war. Vor langer Zeit sprach ich mit ihm über Scheidung, und er war tief erschüttert. Er hat immer gedacht, indem er Nannette und mir materielles Glück biete, erkaufe er sich etwas Freiheit Freiheit zu leben, wie er möchte.

Wie gut erinnere ich mich an meine erste Begegnung mit Brunhilda in Parahyba. Ich nannte sie so. Aus den sauberen kahlen Fußböden und den makellosen Tischtüchern strömte nicht der Duft von Walhalla, doch er mischte sich in den Geruch einer deutschen Küche. Brunhilda zeigte uns ihr Postkartenalbum, die Briefe von zu Hause, und sie weinte, wenn sie von dem kleinen Theodor sprach, der bei der Gelbfieberepidemie gestorben war. Ihr Ehemann war für sie nicht gut genug, auch wenn er ein ausgezeichneter Koch war. Dann waren da noch der alte Großvater, Berthe, Karli und Gretchen dick und kläglich. Alle waren sie abhängig von ihr. Karli und Gretchen, aus Rußland geflohen, waren mit einem Zirkus umhergezogen.

Damals wußte ich nicht, welche Bedeutung dieser schmächtige alte Brasilianer mit dem Diamanten am Zeigefinger, Mieter ihres besten Zimmers, für sie bekommen sollte. Wäre sie nur wirklich Wotans Tochter gewesen!

Wenn wir die Lichter löschten, sahen wir vom Fenster unseres Zimmers in der Pensão Allemão aus die endlosen sumpfigen Wiesen hinter dem Garten. Tausende von

Glühwürmchen schwebten über dem undeutlichen Gras. Das Feld glich einem See, der strahlenlose Sterne spiegelt.

Wieder das Meer, ein stählernes Meer, auf dem ein rötlich purpurnes Gleißen zittert. Das Wasser hebt sich aus seinem Bett, und über die unermeßliche Gleichförmigkeit seiner Bewegung legen sich die kleineren zerrissenen Bewegungen des Windes, machen tausendfach Ebbe und Flut der Wellen, tausendfach das Gischten des Schaumes.
Das Heben des Schiffes, sein abruptes Sinken ist pfeilgleich. Der Ozean hebt sich in kleinen bleiernen Hügeln, die sich schließlich auflösen in marmorierte Lachen der Finsternis   Finsternis weißgeädert.
Passagiere in Liegestühlen nebeneinander gleichen Reihen von Rekonvaleszenten in einem Krankenhaus. Wenn es Abend wird, betont der Schein der Lampen entlang des Decks die steife Körperhaltung Kranker.
Das Meer wird kälter, schwerer   grün   graublau. Das Deck bebt durch die Vibrationen der Schrauben. Eine Zeitung in jemandes Hand zittert, ihre scharfen Knicke glänzen im Licht. Das Stoßen der Maschine ist wie das Schlagen eines Herzens. Feuchter Wind. Die Planen knallen. Das Schiff neigt sein Heck – es neigt sich, sinkt herab, taucht ein.
Um diese Jahreszeit erinnert nichts in der Luft daran, daß wir in Äquatornähe sind. Dieses Mal haben wir auch Glück gehabt, denn wir fahren in Richtung Norden auf einem amerikanischen Schiff.

Senhor Evaristo hat ein dickes, pockennarbiges Gesicht, einen gedrungenen feisten Körper, er trägt schmuddelige Leinenkleidung mit einer schweren Uhrkette über der verknitterten Weste und eine Brille mit Goldrand. Wenn er mich anstarrt, empfinde ich seinen Blick als unangenehm. Er ist lüstern und schüchtern. Er ruft einen der Hoteldiener herbei, der unser Gepäck holt und uns unser Zimmer zeigt.

›Ich auch Amerikaner.‹ Er lächelt. Er hat sehr schlechte Zähne. Er atmet schwer beim Sprechen. ›Ich sechs Monate in Ver-einig-te Staaten.‹ Mit seiner kurzen Hand fährt er sich entschuldigend über das dünne Haar. Er kennt sich aus mit amerikanischen Gepflogenheiten und übersieht geflissentlich alle Anzeichen meiner Schwangerschaft. ›Mit der Senhora alles gut? Natal sein nicht elegant wie Rio, aber es ist eine nette kleine Stadt.‹

John mußte sich umgehend im Nähmaschinengeschäft melden. Ich verbrachte den Morgen allein in unserem Hotelzimmer. Es liegt über der Küche; durch die breiten Ritzen des morschen Fußbodens steigen kleinen Qualmwölkchen herauf, bedecken mich, das Bettzeug, alles rundum mit einem Rußschauer. Schwarzer Schnee fiel fast unmerklich auf mein Haar, meine Kleidung, auf alles, was ich berührte.

Ich roch Palmöl und Knoblauch und lauschte dem stetigen lauten Tellerklappern. Stimmen, die zu mir drangen, waren schrill oder mürrisch, aber Worte konnte ich nicht verstehen.

Als ich meine Kleider ablegte, um mich hinzulegen, stellte ich fest, daß in dem Bett schon jemand geschlafen hatte. Die Laken waren verfleckt, und es gab weitere unverkennbare Anzeichen. Also blieb ich sitzen.

Aus irgendeinem Grund war ich sehr verärgert wegen des Bettes. Ich saß auf dem harten Stuhl vor dem gleißend hellen Fenster und tobte einfach. Natürlich hätte ich nach unten gehen und mich, ohne auf John zu warten, beim Besitzer beschweren sollen. Aber ich war hilflos. Durch das Bewußtsein, daß ich schwanger bin, fühle ich mich meistens hilflos. Ich ertrage es nicht, mich den nackten Blicken der Männer auszusetzen, die ich sehe. Fast ist es, als hätten sie mich berührt, und dieser unerbetene Kontakt ist mehr, als ich ertragen kann. Die Menschen um mich sind voll Falschheit und Scham, und sie zwingen mich, mich ebenfalls zu schämen. Und ich verabscheue mich, weil ich mich von ihren Zweideutigkeiten habe anstecken lassen.

Ich bin schon immer so gewesen. Wenn ich jemandem zuhöre, der mich belügt, verstehe ich seine Schuldgefühle und muß den Großteil seiner Verlegenheit selber durchleben. Und ich kann mich in meinem Körper nur zufrieden fühlen, wenn ich mit Menschen zusammen bin, die ihn nicht in Frage stellen.

Langweile ist das Furchtbarste, was ich je ertragen mußte. Ich sitze hier Stunde um Stunde, und um mein Gehirn liegt ein Eisenring. Ich bin abgestumpft zur Untätigkeit, aber es bleibt ein dummer Schmerz, und der läßt mich nicht schlafen.

Im Speisesaal hängen alte Spiegel, die Senhor Evaristo in Rio bei der Versteigerung eines Bordells erworben hat, und alle Wände sind mit der Reklame für ein Syphilismittel sowie einigen großen Plakaten verziert, auf denen in prachtvollen roten Lettern steht: ›Würmer müssen nicht sein!‹

Die anderen weiblichen Gäste der Pension sind Prostituierte. Da ich mich, was Moral angeht, der Gleichheit mit allen brüste, würde ich meine Mahlzeiten gern weiterhin mit den anderen in der Sala de jantar einnehmen. Aber John reist die Küste hinauf, um einige kleinere Läden des Bezirks zu prüfen, und er meint, ich solle mir

alles im Zimmer servieren lassen, denn die männlichen Pensionsgäste könnten sich als unangenehm erweisen.
In einer dunklen Eingangshalle unter der Treppe trinken wir Kaffee. Eine alte Indianerin bereitet ihn auf einem Kohlenbecken zu. Sie siebt die Flüssigkeit durch ein schmieriges Tuch, an dem sie sich dann die Hände abwischt. Und das Tuch wird nie gewaschen. Dennoch ist es ein köstliches Getränk.
In der Halle gibt es einen kaputten, wachstuchbedeckten Tisch, einige Stühle mit gelockerten Lehnen bei einigen fehlen Beine – und eine große schwarze Katze. Im Hotel wimmelt es von Ratten, Kakerlaken, riesigen Spinnen und vielen kleinen Insekten – Flöhe die Sorte, die sich ins Fleisch eingräbt und Eier legt sowie Wanzen im Überfluß.

Seit John fort ist, kommt Senhor Evaristo gern an meine Tür, um sich mit mir zu unterhalten. Er kommt nie ins Zimmer, wie sehr ich auch darauf bestehe. Der Grund dafür ist, wie ich weiß, daß ich ›ehrbar‹ bin und er Angst hat vor John, und es macht mich wütend. Männer achten mich auf gleiche Weise wie den materiellen Besitz eines anderen. Sie achten eigentlich nicht mich, sondern Johns Eigentum. Senhor Evaristo bewundert mich, und Johns wegen ist ihm dies peinlich. Was den Umstand angeht, daß seine Aufmerksamkeit mir als Person nicht schmeichelt – dieser Gedanke kommt ihm gar nicht.

Senhor Evaristo hat ein ›Mädchen‹ in den Vereinigten Staaten. Er hat mir ein Bild von ihr gezeigt, und ich wußte sofort, was sie ist. Sie verachtet ihn auch, allerdings, weil er dick und alt und sehr naiv ist. Sie ist Amerikanerin, rein weiß, von überlegener Rasse, daher möchte er sie heiraten. ›Ich habe gegeben muito dinheiro für ella. Ich habe ihr geschenkt einen goldenen Ring mit Diamant‹, sagt er.

Wenn ich in die schmierige, schmutzige Eingangshalle gehe, treffe ich häufig einige Prostituierte, und sie unterhalten sich mit mir. Ich mag sie. Ich finde, sie sind den meisten Männern unendlich überlegen. Und Senhor Evaristo rät mir, mich von ihnen fernzuhalten. ›Sie keine gute Frauen für die Senhora. Sie kommen her. Ich kann nichts machen. So ist das Leben. Nicht wie in Vereinigte Staaten. Später habe ich ein schönes Hotel für ehrbare Leute.‹ Er macht eine groteske Verbeugung. Sein Lächeln ist jämmerlich, aber er reizt mich. Ich würde ihm gern sagen, daß seine Gäste geradesogut sind wie er vielleicht so gut wie ich.

Vielleicht sollte ich dies alles mit mehr Humor nehmen, aber dafür bin ich noch nicht zynisch genug.

Die Trennwand zwischen meinem Zimmer und dem angrenzenden ist so niedrig, daß ich in den nächsten Raum blicken kann, wenn ich auf einen Stuhl steige. Nachdem ich es versucht habe, frage ich mich, ob der Mann, der dort wohnt, dies auch zu tun pflegt.

Die schmierige Glühbirne gibt den Schatten einen gelblichen Glanz. Ich habe eines der hier üblichen Betten aus geflochtenem Rohr, ganz ohne Federn. Im Zimmer steht ein Tisch sowie ein Waschtisch aus einem Schiff. Über dem Wasserbehälter ist ein Spiegel, und unter dem Toilettentisch ist eine Tür, hinter der Gefäße für andere Zwecke zum Vorschein kommen.

Ich gehe früh zu Bett, aber aus dem Tanzsaal im Gebäude gegenüber – der ›Anbau‹ von Senhor Evaristos Hotel – geht der Maxixe bis zum Morgen. Selbst wenn ich schon schlafe, begleitet das lärmende Füßescharren meine Träume wie eine brodelnde Unterströmung.

Wenn ich in der Morgendämmerung aufwache, ist es endlich still, und ich liege im kühlen Halbdunkel der Einsamkeit. Die gedämpft perlfarbenen Wolken verstreuen ihr Irisieren im rauhen Seidenwasser. Ein einzelner großer warmer Stern schlüpft durch die Dämmerung wie ein Gedanke der Liebe durch die fahle Starre der Sittsamkeit.

Der Hafen bei Sonnenuntergang ist kühl und still. In der frostigen Luft liegt der süßliche Duft von Salz, der bittere Geruch von altem Staub und der Moder, der die alten Lagerhallen am Hafen durchdringt. Die Steinstufen des Kais, verfärbt vom Alter, naß vom vordringenden Meer, spiegeln ein glimmendes und wolkiges Bernstein. Ein alter Schoner vor Anker. Sein schwarzer Rumpf wirkt verkohlt, und vor dem durchscheinenden Abendrot sehen seine Spiere aus wie verzweifelt ausgestreckte Arme. Er dreht sich mit der auslaufenden Strömung, dabei hebt sich sein schemenhafter Rumpf leicht und regelmäßig. Seine Heckleuchten, trübrot, ohne jeden Glanz, erinnern mich an Augen, traurige und unbeirrte Augen.

Ich frage mich, wer ich bin. Wer ist dieses Wesen, mit dem ich jeden Tag allein bin, das schon Teil des Kindes ist, das sie nie gesehen hat, des Kindes, das sie intimer kennt, als irgend ein anderes Wesen es kann, obwohl es sie niemals mit seinen Augen gesehen hat. Mein geblähter Körper hängt schwer an mir. Ich kann seiner Schwere nicht entfliehen. Ich möchte John hier haben, damit er mir einen Namen gibt, mit dem ich mich sehe. Ich fühle mich sinnlich, kalt. Mein Fleisch hat weder Zartheit noch Üppigkeit. Schmerz ist das Wissen um einen Widersinn, zu dem man selbst gehört.

Massen und Massen von Menschen, Stimmenbabel. Sollen doch Männer, sich nachlaufend, zwischen meinen Brüsten trampeln. Ich werde abgleiten in passive Reglosigkeit. Da ich dem Leben völlig ausgeliefert bin, glaube ich, daß man mich nicht nehmen kann. Liegt ein Kuß auf meinem Mund, liegt ein kälterer Kuß auf meinem Herzen. Ich fühle mich weit wie ein Feld, eingesät mit dem Samen des Schmerzes. Ich erblühe von mir ungeschaut.

Und frage mich, ob all diese Gefühle völlig absurd sind.

*

Senhor Evaristo hat mir seine kleine Tochter vorgestellt. Sie hat dünne, mausfarbene Locken, hellbraune Augen, negroide Züge und ein dürres anämisches Körperchen. Sie trug ein blaues Kleid mit Spitzenbesatz, eine hellrosa Schleife und, an einer ihrer mageren Hände, einen prächtigen Messingring.

Ihre Mutter ist Prostituierte. Und ihr dicker alter Vater ist, wie John entdeckt hat, der Held jeder zweiten Liebschaft und der Hälfte aller Skandale am Ort. Sie ist elf Jahre alt.

Senhor Evaristo wandte ihr seinen matten lüsternen Blick zu, strich ihr über das Haar und betrachtete sie unter Tränen. Ihre Jungfräulichkeit macht ihn verlegen. Er empfindet religiöse Hochachtung für sie. Um ihre Unschuld zu ertragen, macht er sich vor, Kinder hätten kein Geschlecht. Er möchte sie in dieser Hochachtung von den wollüstigen Motiven getrennt halten, die sein Leben bestimmen. ›Tenha paciencia com seu pae velho‹, sagt er zu ihr. Ohne daß er es in Worte zu fassen wüßte, würde er ihr gern die Unvermeidlichkeit seiner Existenz erklären. Seine Hilflosigkeit mit sich selbst. Seine Sünde und seine Korpulenz sind sich in Ursprung und Beschaffenheit sehr nah.

Mr. Ames wohnt jetzt im Hotel. Er ist hochgewachsen und hat stabile, schwere Knochen – klobige Hände und Füße. Sein großes Gesicht ist krebsfarben und grob. Seine Hände sind sommersprossig und rot. Seine braunen Augen sind riesig und melancholisch. Sein Ausdruck ist humorvoll und geduldig. Sein Haar ist vor der Zeit ergraut.

Senhor Evaristo hat uns miteinander bekannt gemacht, und da das Haus keine Sala de visita hat, kommt Mr. Ames in mein Zimmer, um sich mit mir zu unterhalten. Er stellt seinen Stuhl in ehrerbietiger Entfernung auf und läßt die Tür offenstehen. Das soll einem Skandal vorbeugen.

Er achtet mich sehr. Er nimmt an, ich sei verheiratet, ich gehöre seiner eigenen Kaste an und mein Ruf sei untadelig. Ich bemerke, daß er, wenn er mich anblickt, zu übersehen sucht, was so überaus augenfällig ist - daß ich ein Kind erwarte. Und sein Nichtbeachten stört mich. Ich bestehe darauf, darüber zu sprechen, Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Er errötet. Seine Augen sehen mich weiterhin an, aber vorsichtig, ohne Einzelheiten meiner Erscheinung zu erfassen. Dies zu tun, wäre nicht ›nett‹. Er sagte, Brasilien sei ›kein Ort für eine anständige Frau‹. Und er lenkte das Gespräch auf andere Themen. Sein Verlangen, Peinlichkeiten zu meiden, hat etwas ausgesprochen Sehnsüchtiges.

*

Heute hat sich Mr. Ames bei mir dafür entschuldigt, so oft in mein Zimmer gekommen zu sein. Er ist sicher, daß man über uns redet. Und tatsächlich hat Senhor Evaristo etwas Derartiges angedeutet. Ich reagierte darauf, indem ich ihn erneut einlud und bei seinem Eintreten darauf bestand, er solle die Tür hinter sich schließen. Er glaubt, ich sei zu jung, um mich vor dem Laster zu hüten, von dem ich umgeben bin, und daß John hier sein sollte, um mich zu beschützen. Er wiederholte seine Bemerkung über Brasilien. Und er war bei einer der Prostituierten. Ich sah sie miteinander sprechen, und ich bin mir sicher.

Wenn ich daran denke, daß sich Mr. Ames, wäre die Wahrheit über uns bekannt, mir gegenüber völlig anders verhalten würde, kann ich diese Täuschung kaum ertragen. Ich würde ihm gern sagen, wie die Dinge zwischen John und mir stehen. Dann könnte er unsere Moralvorstellungen akzeptieren oder verschwinden, wie es ihm gefiele.

Menschen glauben an einen Moralkodex, weil im Hinblick auf ihr unmittelbares Tun Angst ihre Phantasien färbt. Aber sie glauben nicht an den Tod. Sie glauben auch nicht an das Leben oder an ihr eigenes Fleisch, den Ausgangspunkt ihres Seins.

Meine Traurigkeit hat etwas Byronsches – denn im Grunde genieße ich sie genieße sie, bis ich mich von meinem eigenen Spiel zu gründlich überzeuge.

Heute bin ich zur Kirche gegangen und habe zugesehen, wie eine alte Frau vor dem Heiligenschrein eine Kerze aufstellte. Jesus war weise durch Schwäche. Er hatte die Grenzen seines Seins entdeckt. Nichts ist so unzugänglich dumm wie die Illusion der Starken, die an ihre Stärke glauben. Ich glaube an meine Schwäche, aber ich werde mich weiterhin mit meiner ganzen Entschlossenheit durch alles entdecken, was ich nicht bin. Zahlreich sind meine Feinde, doch eines Tages werde ich mich rächen. Auch ich werde lächeln, ihr Lächler.

Senhor Evaristo hat mir ein Pinseläffchen geschenkt. Es trägt kleine Goldringe und um den Hals eine goldene Perlenkette mit einem Talisman. Das Gesichtchen, verhutzelt und zart, ist umrahmt von einer blaugrauen Pelzkrause. Es hat seichte Augen, kalt, voll melancholischer Wißbegier, und über den Brauen hat es ein ständiges Runzeln. Wenn es von meiner Schulter auf den Tisch springt, gleicht es einem Eichhörnchen. Sein Schwanz ist eine perfekte Rute, in wundervollem Bogen steigend und fallend. Aber irgendwie erinnert es mich an eine nervöse kleine Greisin, die sich sehr um Nichtigkeiten sorgt.

Nachts binde ich es mit seinem Strick an eine Stuhllehne, dort kauert es zu einem Häuflein zusammengesunken und stößt diesen einen schwachen, durchdringenden Ton aus, den Ruf nach einem Gefährten.

Ich begreife nicht, wie Menschen, die die Anstandsregeln niemals in Frage stellen, die Gegenwart von Haustieren ertragen.

John ist zurückgekommen. Nun ist mir, als könne uns nichts geschehen. Da das Hotel unerträglich ist und wir noch kein Haus mit niedriger Miete gefunden haben, werden wir zwei Wochen lang bei der Familie des Gerente des hiesigen Nähmaschinengeschäfts wohnen.

Dona Matilda hat fünf Töchter. Die Mädchen sind zwischen fünfzehn und einundzwanzig. Zu Hause sind sie sehr unordentlich, außer was ihr Haar angeht, das sie ölen, eng an den Kopf kämmen und geschickt mit einem gestickten Haarband oder auch einer Rose feststecken. Ihre hübschen Augen sind strahlend und ohne Neugier. Sie sind dünn. Ihre Haut hat die Farbe fetter Sahne. Sie haben sehr weiße Zähne.

Soweit ich es beurteilen kann, denken sie nur an Sticken, Heiraten und Haushaltsangelegenheiten. Heute morgen habe ich mindestens fünfzig Handarbeiten begutachtet und alle gleichermaßen gelobt.

Die Mutter ist nicht älter als fünf- oder sechsundvierzig, sieht aber aus wie mindestens siebzig. Ihr Verhalten ist zaghaft fröhlich, aber ihre matten Augen sind traurig und mißtrauisch. Da sie ein schwaches Rückgrat hat und da sie den ganzen Tag beim Nähen sitzt, hat sie einen Buckel.

Diese Frauen leben in einem Haus, das von ihrer persönlichen Ausstrahlung durchdrungen ist, und sie verlassen es nie. Selbst wenn sie auf der Straße spazieren, tragen sie eine Stimmung mit sich, die sie umgibt wie die Stimmung eines Traumes. Und sie werden auch sterben in diesem Traum, einem langen Traum von kleinen Dingen. Schließlich sind sie den grundlegenden Wahrheiten viel näher als die Menschen draußen. Die Männer kommen ins Haus zu ihnen. Im Haus hat jede Sorge um Geburt und Tod ihren Ort. Ich frage mich, ob nicht ihre ›Begrenztheit‹ ein feineres Empfinden für Proportion ist, als es die meisten von uns zeigen, wenn sie durch Raum und Zeit taumeln.

*

Der Hinterhof heißt ›o jardim‹, aber die verdorrte Erde ist nur mit einigen Bananenstauden geschmückt, einem großen Rizinus und einigen schmächtigen Papayabäumen voll faulender Früchte. Wenn ich vor die Tür trete, läuft eine Gans, den Hals vorstreckend, auf ihren Gummifüßen herbei und zischt mich herausfordernd an. Die Latrina erlaubt nicht sehr viel Abgeschiedenheit. Vor dem Eingang hängt, statt einer Tür, nur eine kurze, zerrissene Matte. Eine Schildkröte lebt dort im Dunklen,

und wenn ich sie nachts besuchen muß, schnappt sie nach meinen Füßen.
Mit dem Makao in der Sala de jantar, den Meerschweinchen und Hühnern, die im ganzen Haus umherlaufen, gleicht Dona Matildas Haushalt der Arche. Es gibt auch einen Soffré, grellorange und schwarz, mit unglaublich zarten schwarzen Beinen, einem scharfen, empfindsam wirkenden schwarzen Schnabel und ausdruckslosen, gierigen Augen. Und ein junger Emu, groß und staksig, am Kopf nackt, mit dicken, pelzfedrigen, unauffällig gefärbten Flügeln.

Die Sala de jantar hat nur zwei Fenster, aber ein weiches, schattiges Licht wirft einen zartrosa Widerschein vom Ziegeldach bis in die äußersten Ecken des großen kahlen Raumes. Die einzigen Möbel sind ein Geschirrschrank, ein sehr alter Tisch und einige abgenutzte Stühle. Dona Matildas Nähmaschine summt unentwegt und unheilvoll, wie das Summen eines riesigen Insektes. Der Makao schärft seinen Schnabel am Metall seiner Stange und unterbricht damit eine gelegentlich eintretende Stille. Dona Matilda nennt ihn ›o velho‹. Wenn er die blauen und orangefarbenen Flügel schlägt, keift er, krallt sich kraftlos an den Stab, auf dem er steht, und kippt schließlich um. Dann baumelt er an der Kette um seinen knorrigen rosagrauen Fuß und kreischt furchterregend. Dona Matilda wirft einen Staubwedel nach ihm. Langsam klettert er auf seine vorherige Position zurück und blickt sie mit kalten, unverwandten Augen von der Seite an.
Mir ist, als sei das Leben von Generationen in einer Szene von der Dauer eines Augenblickes gebannt.

Ich werde mein Kind in eine Queira kleiden, wie sie brasilianische Säuglinge tragen. Sie soll ein kurzes Batisthemd haben, und ich werde ihr ein gesticktes Tuch um die Taille binden statt eines Kleides. Ich bekomme ein Mädchen. Mädchen sind unbeliebt, also möchte ich am liebsten ein Mädchen.

*

Wir haben endlich ein Haus. Ich schließe die Tür zur Straße, und ich bin sicher in mir. Ich kann alle ausschließen. Um unser Privatleben zu schützen, ziehe ich die Jalousien herunter, und ein blaßlila Schimmer fällt sanft durch die dämmrigblauen Stäbe.

Unser Haus hat nur ein Fenster, das nach vorne. Die Seitenwände grenzen an andere Häuser. Da die Türen in unserer Straße nicht numeriert sind und einige Fenster die gleiche Farbe haben, erkenne ich unseres nur, indem ich von der Ecke fünf Fenster abzähle.

Das Schlafzimmer ist in der Hausmitte durch eine halbhohe Wand abgetrennt. Es hat zwei Türen, doch keine direkte Öffnung nach draußen, daher ist dort sehr wenig Licht. Ich koche im Hof. Wir haben einen amerikanischen Kerosinherd, aber wir haben ihn noch nicht bezahlt.

John arbeitet so ununterbrochen wie stets. Er hat kein Geld für Kleidung, aber hier oben, wo keine Angelsachsen sind, sind seine glänzenden Ellbogen und geflickten Hosen irgendwie nicht so demütigend für ihn. Sein Gehalt wurde erhöht, aber alles geht in den Bürgschaftsfonds, der ihm seine Anstellung sichert. Zum Glück ist die Vereinbarung die gleiche wie mit einer Bank, und sollten wir die Firma je verlassen, zahlen sie das, was bei ihnen hinterlegt wurde, zurück, sogar mit einer bescheidenen Verzinsung.

Wir haben ein Bett gekauft. Am Sonntag hat John mir aus einigen Kerosinkästen einen Küchenschrank gemacht. Wir besitzen vier Stühle und einen Waschtisch, aus dem Untergestell einer Nähmaschine und einigen darübergenagelten Brettern gebaut. Ich versuche, nicht daran zu denken, wie hübsch es hier sein könnte, wenn wir nur ein wenig Geld dafür ausgeben könnten. Aber ich muß gestehen, daß der Fliegenschrank – aus schreiend gelbem Holz, aufwendig lackiert, die Drahttür blau gestrichen, die Griffe in der Farbe von rohem Rindfleisch, blechverziert – mir Übelkeit bereitet, wenn ich ihn ansehe. Und Farbe ist so teuer, daß wir noch keine kaufen können. Ich werde John niemals wissen lassen, daß ich deswegen geweint habe.

Wolken wie nasse Wolle saugen am Himmel die Feuchtigkeit auf, die der Erde geblieben ist. Wenn die Geier von den Dächern auffliegen, ähneln sie Adlern, deren schwere Flügel rauschen. Im Sand hocken alte Frauen, die breiten nackten Füße im Staub versunken. Ihre Augen, triefend und schlau, starren mich an mit einem Ausdruck der Verschlossenheit. Auf der Erde neben ihnen Malas aus Rinderleder, geöffnet, um die Waren feilzubieten – Mais, Maniok, grobes Mehl, Aimpin und kaffeefarbene Zuckerklumpen. Auf Kohlenbecken blubbern in Tontöpfen dicke Gerichte aus schwarzen Bohnen. Der Rauch, im Sonnenlicht bräunlich, steigt auf und wird fast augenblicklich dunkel; aber die Hitze flimmert in transparenten Streifen über dem weißen Glitzern der Straße. Einige Stände hängen voller Blechgeschirr, auf dem das blendende Licht in Millionen pfeilgleiche Strahlen zerplatzt. Am Rande der Feira wird Vieh verkauft. Junge Ochsen mit langen traurigen Gesichtern heben immense, an der Spitze funkelnde Hörner über die Lederhüte der Vaqueiros.

Da ich an die Grenzen meiner Nähkünste gestoßen war, trug ich über meinem Kleid, das mich nicht mehr bedeckte, eine lange lockere Schürze aus blauem Kattun. Und an den nackten Füßen hatte ich Holzsohlen-Tamankos mit plüschbestickten Spitzen.

Wenn ich zur Feira ging, wurde ich jedesmal übervorteilt. Weder verstand ich die Psychologie des Handeln, noch wußte ich, was die Dinge kosten sollten. Aber ich fühlte mich ruhig und mit mir zufrieden. Wenn ich zu Hause ankam, wirkte die kleine kahle Finsternis unseres Hauses grenzenlos. Ich tat nichts als kochen und putzen und eimerweise Wasser auf den Ziegelboden schütten. Etwas anderes interessierte mich nicht.

Wenn John abends zu mir zurückkam, glaubte ich an ihn mehr als an das Gesetz oder an die Grausamkeit von Menschen in den Vereinigten Staaten. Und weil er an mich glaubte, war ich für mich real. Ich hatte die Überzeugung, ich sei ein Geist, überwunden.

Ich bin der schwächste Mensch auf der Welt. Ich kann den Schmerz anderer nicht aushalten. Um wirklich gut zu sein, in moralischer Hinsicht, bedarf es gelegentlich der Unbarmherzigkeit. Aber das Gefühl, daß jemand von mir abhängig ist, ist eine Schmeichelei, der ich nicht zu widerstehen vermag. Ich habe von Nannette gehört. Sie möchte uns besuchen. Wenn ich an sie denke, kommt ihre Verzweiflung über unsere Trennung einem Hunger in mir entgegen einem Hunger, von sehr vielen Menschen gebraucht zu werden. Ich bin über Nannette nur verärgert, wenn mir einfällt, daß sie meint, ich müsse mich als entehrt betrachten.

Sollte sie kommen und bei uns wohnen, wird etwas Fremdes und Unverdautes in das Verhältnis zwischen John und mir kommen. Ich habe John gegenüber ein Gefühl von Sünde, Nannette eingeladen zu haben.

Seit Nannette ihr Vermögen verloren hatte, war sie stets sicher, daß die Leute auf sie herabsehen. Sie meinte, daß ihre früheren Bekannten den Blick abwenden, wenn sie ihr auf der Straße begegnen.

Nannettes Lebensauffassung ist aus meiner Sicht gänzlich absurd. Ich schäme mich sehr meines Bedürfnisses, auf Johns Kosten nett zu ihr zu sein. Aber natürlich wird mein Verhalten durch diese Scham nicht besser, denn ich mäßige meinen Wunsch nicht um Johns willen.

Das Kind hat keine Wiege. Wir zählten das Geld, das wir zum Leben hatten, und ich habe ihr einen Wagen gekauft. Er ist aus Deutschland, vergoldet wie ein Zirkuswagen, hat rote Plüschvorhänge am Lederverdeck und rote Chenilleschnüre, um sie zurückzubinden. Ich habe Tage damit zugebracht, den Kinderwagen weiß zu machen.

Merkwürdig, ich habe mich so daran gewöhnt, riesengroß und hilflos zu sein, daß es mir vorkommt, ich bliebe so.

Doktor Januario hat ein gewachstes Schnurrbärtchen, große kalte braune Augen mit schweren Lidern, und er ist in makelloses Weiß gekleidet. Er zog mich aus, tastete mich überall ab und sagte, ich sei sehr gesund, in sehr guter Verfassung. Das Kind hat die richtige Geburtslage, und ich kann ohne Schwierigkeit ein Kind bekommen.

Ich spürte seine kalten Augen auf mir, sie ignorierten mich. Ich wollte meinem Körper entfliehen, den er berührt hatte – ihm den Körper lassen. In seiner Individualität völlig mißachtet zu werden, ist, als werde man aus dem Leben gestoßen. Ausgeblasen, wie man eine Kerze ausbläst. Ich begann, mich unsichtbar zu wähnen. Doch solange John mich sehen kann, existiere ich.

Ich mußte in die Dunkelheit im hinteren Teil des Hauses gehen, um für den Arzt einen Stuhl zu holen. Er ist der erste Mensch, für den ich je etwas getan habe, der mir das Gefühl gab, ich sei subaltern.

Als er meine Untersuchung abgeschlossen hatte, war mir, als hätte ich etwas verloren. Ich hätte nicht sagen können, was. Er nimmt mir etwas.

Ganz besonders verabscheue ich seine smaragdfarbene Uhrtasche und seine makellose Kleidung. Wäre er unbekleidet, er wäre für mich sehr viel nackter, als ich nackt war für ihn. Er ist ein kalter kleiner Affe ohne wahren Stolz, der ihn bedecken könnte.

Ich wünschte, ich könnte mein Kind allein bekommen – oder zumindest, wenn niemand außer John dabei wäre. John ist froh, daß ich so gesund bin. Er sagt mir, ich solle an Doktor Januario keine Gefühle verschwenden, sondern ihn ebenfalls mißachten – in ihm einen Mechanismus sehen, der für meine Bedürfnisse da ist.

Als am Donnerstag die Wehen begannen, war mir, als habe mein Körper wieder einen Sinn. Er gehörte mir wirklich wieder. Jedesmal, wenn eine Wehe mich durchfuhr, lähmte sie meine Beine, und ich konnte mich kaum bewegen. Aber ich war ekstatisch über diese Fülle von Empfindung. Und die Wehen kamen nur jede Stunde oder so, und ich hatte genug Zeit, mich zu erholen.

John hat ein Dienstmädchen geholt. Er hat Angst, mich allein zu lassen. Ich hatte vor ihm zu verbergen versucht, wie groß meine Schmerzen waren, weil ich nicht wollte, daß er das Dienstmädchen holt.

Aber jetzt, am Sonntag, sind die Wehen sehr schlimm. Die Krämpfe folgen so kurz aufeinander, daß sie meine ganze Kraft aufzehren und mein Denken aussetzt, das klar bleiben sollte. In meinem Denken ist ein langer, langer Schmerz dann Stille nichts. Mein Inneres fühlt sich kalt an. Blind.

Am Montagmorgen wußte ich, daß ich in einem Mechanismus gefangen war, der bis zum Ende weitergehen mußte – selbst wenn das Ende der Tod wäre.

Alles, was sich völlig meiner Kontrolle entzieht, fesselt mich und scheint von furchtbarer und tiefer Bedeutung zu sein, so daß es mir, obgleich ich Angst hatte, auch gefiel. Die Schöpfung läßt sich nicht kontrollieren. Dies meine ich nicht nur in dem Sinn, neues körperliches Leben zu gebären. Was wirklich *ist*, nährt sich aus der Energie, die zu seinem Entstehen führte. Ich *bin*, und ich dauere noch und noch, bis ans Ende meines Ichs, wo etwas anderes beginnt.

Nachmittags um zwei Uhr kam Doktor Januario wieder. Er sah meinen Körper an, berührte mich sogar intim, um sich zu versichern, daß alles gut verlief.

Doch irgendwie weiß ich, daß er mich nie gesehen hat. Ich hasse ihn mehr denn je. Wenn mich niemand erkennt, ist dies ein Zeichen, daß ich aufgehört habe zu existieren. Alles, was ist, ist dieses andere unpersönliche Wesen, das durch Schmerz lebt.

Irgendwie werde ich durch meine Feindseligkeit sehr scharfsichtig. Ich weiß, daß Doktor Januario, der nur einheimische Frauen behandelt, in meiner Gegenwart unsicher ist. Er kann mich als Typ nicht einordnen, daher verwirre ich ihn, und er mag mich nicht. Wir sind sehr arm. Er verachtet Armut. Wir bereiten ihm Unbehagen. Er bemerkt alles an mir und untersucht mich aus dem Blickwinkel seiner ungerührten sexuellen Neugier. Obwohl wir arm sind, ist ihm die Meinung von Ausländern wichtig. Sein Auftreten mir gegenüber ist stets sehr professionell, sehr hochtrabend und korrekt. Er kennt zwei Arten Frauen mit den einen geht man ins Bett, die anderen sind krank. Am liebsten würde er alle verachten. Die Frau ist eine niedere Kreatur. Mit mir geschieht etwas ganz Normales, etwas, wofür er schwache Neugier empfindet, was ihn aber abstößt. Auch fördert es sein Machtgefühl, Frauen so zu betrachten. Was er am liebsten erläutert haben möchte, ist mein Verhältnis zu John und der Grund unserer Armut. Er erkennt sofort, daß John gebildet und weitgereist und gewohnt ist, mit Respekt behandelt zu werden. Doktor Januario denkt vermutlich, John habe sich meinetwegen zum Narren gemacht, wegen Sexualität. Und darüber läßt sich natürlich nicht diskutieren. Die Menschen meinen, um finanzielle Sicherheit aufzugeben, müsse man von Sinnen sein.

Doktor Januario hatte etwas zu erledigen, daher verließ er mich und kam am Abend wieder. Ich konnte mich nicht erinnern, wieviel Zeit vergangen war, denn irgendwie ist Schmerz zeitlos, absolut. Er hat sich aus dem Raum entfernt. Er ist immer gewesen und wird immer sein, denn er existiert unabhängig von Beziehungen. Mir ist, als sei er ich, und wenn er endet, ende ich.

Im heftigen Leiden ist das eigene Sein nicht reduzierbar. Und das Schlimmste ist, daß ich nicht einmal die Verbindung herstellen kann zu meiner Individualität. Mein Körper schwindet und verschmilzt mit dem dunklen Tumult.

Nur ein schwacher Punkt von Bewußtsein in mir begreift sich weiterhin als getrennt. Er sieht Doktor Januario am Bett sitzen, gähnen, den gewachsten Schnurrbart streicheln. Sieht seine Instrumente auf einem Stuhl sorgfältig ausgebreitet und im Lampenlicht matt glänzen. Undeutliche Reflexe werden von den rotschwarzen Ziegeln des unverschalten Daches zurückgeworfen, den blauen Schatten der Nacht.

Ich beobachte ihn aus der hohlen Finsternis. Ein Windhauch erfaßt das Lampenlicht, die klare Flamme schlägt gegen den Glaszylinder, rötet ihn, danach ist er bronzen vor Ruß. Dr. Januario kommt auf mich zu und legt seine Hände irgendwo auf mich, außer Sehweite. All dies ist undeutlich.

Das Absurde ist, daß in meinem Drama der Stolz anhält. Ich bin entschlossen, keinen Laut von mir zu geben. Wäre ich allein hier, ich würde mir diese Erleichterung gestatten, aber nicht vor Doktor Januario. So viel von meinem Körper wurde ihm enthüllt, daß ich nicht mehr zeigen werde.

John hält meine Hand. Er sagt, ich solle mich anstrengen, das Kind loszuwerden. Während ich kämpfe, weiß ich, daß es mein eigenes Sein ist, was ich aus mir herauszutreiben versuche. Ich bin sicher, daß mein Inneres aus mir herausgerissen wird, sich auflösend, und ich staune über meinen Kopf, der, wie ich schwach wahrnehme, ganz allein am Leben bleibt.

Es muß weitergehen. Mein Denken ist leer, still und isoliert. Es weiß um sich, aber um nichts darüber hinaus. Der Druck gegen meine Wirbelsäule geht weiter. Mein Denken geht ewig weiter, parallel zu meinem Schmerz, doch damit nicht verbunden. Es ist schrecklich, wenn das Denken derart lebendig ist. Ich hasse es. Ich möchte, daß es stirbt, denn endlos geht es weiter so klar und ist so sinnlos.

John versucht, mir zu helfen, indem er ein Laken um mich bindet und mich darin vom Bett hochhebt. Der

Druck ist unverändert grausam, und obendrein spüre ich die schmerzende Ermattung seiner Arme.

Plötzlich schreie ich. Dieser unbewußte Laut, der von allein aus meiner Kehle kam, erschreckt, demütigt mich. Ich wappne mich gegen den Schrei. Ich werde ihm nicht erlauben, nochmals hochzukommen. Ich sage John, er möge den Arzt um Entschuldigung bitten. Ich schrie, ohne dies zu wollen. Ich verachte Frauen, die in solchen Situationen schwach werden.

Doktor Januario nimmt, in seiner Verwunderung über meine Unergründlichkeit kaum merklich die Achseln zuckend, meine Entschuldigung mit einem leichten Lächeln an. Noch immer spüre ich, daß er mich nie gesehen hat, nie sehen wird. Sähen er und ich mit denselben Augen, wir nähmen Verschiedenes wahr. Und mich ärgert seine ständige Andeutung einer anderen Welt, einer Welt, die nichts von dem umfaßt, was ich bin. Ich will, daß er meine Wirklichkeit hinnimmt, in sie eintritt, oder aber sich auf immer von mir entfernt.

John hatte um Chloroform gebeten, aber Doktor Januario lehnte ab. Selbst jetzt möchte ich kein Chloroform. Ich will meinen Willen nicht völlig dem des Arztes unterwerfen. Ich muß mich vor diesen kalten oberflächlichen Augen retten. Ich ertrage es nicht, mein Bewußtsein dieser Hand zu unterwerfen, die mit der smaragdfarbenen Uhrtasche spielt und das blasierte Gähnen der gelangweilten vollen Lippen erstickt.

John sagte, das Kind sei ein Junge. Ich war froh. John hob meine Schultern an, und ich sah das Kind daliegen, auf dem Bauch, nackt. Sein konischer Kopf war unsicher angehoben, und seine blauen Augen, starr, nicht einmal neugierig, fixierten mich mit blindem Ausdruck. Ich hatte nichts außer einem Kopf. Chaos zwischen mir und dem Kind, das ausgestreckt unweit der Stelle lag, wo ich einmal Füße hatte. Der Raum schien mir recht dunkel, und es erstaunte mich, daß ich das Kind so deutlich sehen konnte.

Doktor Januarios steinerner Blick glitt höflich über mich hinweg, und er sprach mit John Portugiesisch. Die vielen Instrumente klickten aneinander, als sie in die Tasche fielen.

Als der Arzt gegangen war, entspannte ich mich in der Trägheit, nach der ich mich sehnte. Ich war riesengroß geworden, passiv und unbestimmt. Ich war konturlos, weit wie die Welt. Das Kind wimmerte undeutlich. Ich hörte das Weinen fast ohne Reaktion. Nichts konnte mich berühren. Ich war außerhalb von Zeit. Ich war Ruhe.

Ich senke meine Augenlider vor dem brutalen Licht. Kleine Schmerzen, im Dunkel begriffen, sind in ihrer Zartheit schöner als die groben Gliedmaßen einer Göttin – einer Göttin, weiß wie Bergfeuer in der Sonne. Meine häßlichen Kleinen, eure Augen sind lieblicher als die Augen des Starken, die nur um die Ferne wissen. In euch – in mir – ist mehr Liebe als in den Herzen aller Götter, die öde sind wie der Kosmos. Schwache, empfindsame Finger, etwas zum Festklammern ertastend, erwürgen mich mit Verschwiegenheit. Aber ihre Berührung ist sanfter als die kalte Hand der Gottheit. Die mächtigen Götter sind blinde Götter. Sie tragen Sandalen aus Eisen. Die Stirnen der Götter sind Wolken über der Finsternis, aber ich kann die Nacht sehen, und sie sahen sie nie.

In unserem fensterlosen Schlafzimmer gab es ein Eisenbett, den zusammengezimmerten Waschtisch mit der Lampe darauf, und zwischen Wand und Kinderwagen war gerade noch Platz für einen Stuhl. Ein schmutziges Streulicht fiel auf die Schatten.

Dona Amalia, die gegenüber wohnte, war gekommen, um das Kind zu waschen. Sie drängte mich, die Nabelschnur aufzubewahren und dem Kind in einem Beutelchen um den Hals zu hängen. Sie verbrannte in einer Kehrichtschaufel getrocknete Lavendelblüten - unvermeidliches Ritual bei hiesigen Geburten.

John fragte mich, wie ich mich fühle. Es ging mir gut, aber ich war sicher, diese Erfahrung niemals wieder machen zu können, denn kein Mensch auf Erden hätte die Kraft, dies zweimal zu ertragen.

Ich schloß die Augen, um nicht mit Dona Amalia sprechen zu müssen. Der aromatische Geruch der Blätter stieg mir scharf und süß in die Nase. Ich fragte mich, warum die Geburt eines Kindes die Phantasie von Künstlern so wenig anregt. Warum behandelten alle großen realistischen Romane der Welt nur einen Aspekt des Geschlechtlichen? Dieser war doch gewiß das Geringste – das Allergeringste -, was man wissen mußte, bevor man Schlüsse über das Leben ziehen konnte.

Ich hörte das Wasser im Becken schwappen, den schwachen verdrießlichen Laut des Kindes, Dona Amalias hohe nervöse Stimme. Eine Motte kreiste in der Stille, ihre Flügel machten ein dünnes sirrendes Geräusch. Dona Amalia hatte fünfzehn Kinder zur Welt gebracht. Ohne sie anzuschauen, sah ich ihr breites blasses Gesicht, ihren kleinen gebückten Körper, ihren großen Bauch. Ich wußte, daß sie sich jetzt wohl fühlte. Ihr Mann schlug sie oft. Sie konnte weder lesen noch schreiben. Sie glaubte an sich, wie jede Kreatur an sich glaubt, einfach indem sie weiterlebte. Aber sie hat nie ausdrücken können, was in ihrem Herzen vorgeht. Die Worte gebildeter Menschen verwirrten sie, und sie zog sich zurück in ihre

Bescheidenheit. Sie hatte unrecht, sie hatte immer unrecht. Das räumte sie ein. Aber was Geburten anging, war sie zaghaft selbstsicher.

Als Dona Amalia nach Hause gegangen war, wusch John das Kind nochmals vollständig – vor allem den Kopf, den sie aus abergläubischer Furcht nicht berührt hatte. Und das Wollmützchen, das Dona Amalia unserem Sohn aufgesetzt hatte, entfernte John auch.

Ich war überrascht, daß ich mich nicht bewegen konnte, nicht einmal zur Seite drehen, aber ich war zufrieden. Mir war, als brauchte ich keine dubiose Rechtfertigung mehr für meine Existenz.

John befestigte eine Hängematte an der Wand. Er lag dort, und wir unterhielten uns. Um mich zu beruhigen, stand er hin und wieder auf und sah nach dem Säugling, er lag still im Wagen.

Einmal brachte er ihn mir. Ich spürte die stillen Augen des Kindes auf mir und staunte über die Bewegung seiner Lider. Sein Körper hatte einen leicht stechenden Geruch, der mich bezauberte und beunruhigte. Ich wollte mein Gesicht darin verbergen. Meine Sinne waren wunderbar, leidenschaftlich erregt.

Ich freute mich über den Stuhlgang, den er gegen Morgen hatte. Meine Zimperlichkeit war verschwunden. Ich genoß ohne Einschränkung alles, was als rein körperlich bezeichnet wird.

Er war zu jung, um Milch zu wollen, aber ich hielt sein Gesicht an meine Brust. In all meinem Sehnen nach ihm war ich mir einer tiefen Sinnlichkeit bewußt, eines Überschwangs der Zuneigung.

John konnte nicht länger als einen Tag von seinem Nähmaschinenladen und seinen Büchern fortbleiben. Maria Magdelena versorgte mich und kümmerte sich um das kleine Haus.

Es war immer dunkel im Schlafzimmer. Ich lebte in langen Betrachtungen einer kahlen Wand, eines blaßvioletten Lichtes, das auf mich fiel, wenn es durch die Jalousien des Sala-Fensters gegenüber von meiner Tür drang. Das Kind lag neben mir. Es schien zerbrechlich. Meine Reaktion auf den neuen unbeschreibbaren Geruch, der von ihm ausging, betäubte mich, und obwohl ich schon früher Säuglinge in meiner Nähe gehabt hatte, erkannte ich ihn nicht als vertraut. Ich hatte etwas gefunden, was mir schon lange gefehlt hatte. Nun wußte ich, was mir gefehlt hatte.

Wenn er meine Milch trank, war in mir nur noch das Empfinden seiner weich schmiegenden Berührung. Ich dachte nicht, war schön. So wollte ich ewig bleiben. Ich ließ ihn zu viel trinken. Sein Kopf fiel zurück, und die weiße Milch tröpfelte warm aus seinen geöffneten Lippen. Sein Mund war locker und rot. Er schloß die Augen halb, und ich konnte auf den dünnen Lidern die feinen rötlichen Adern sehen. Er wirkte trunken von sich, und auch ich war trunken. Wir waren in einer Entspannung, die nahezu ein Schwelgen war.

Einmal, als wir allein waren, kam eine Fledermaus in das Zimmer. Ich fürchtete mich vor Fledermäusen, aber ich stand auf und spannte ein Moskitonetz über das Kind. Ich empfand eine stechende, schmerzliche Freude über meine Angst, über das Gefühl, meinem Kind hörig zu sein. Ich würde ihm immer gehören. Ich würde immer zuerst an ihn denken. Meine Hingabe an ihn war demütigend und süß wie die Hingabe an einen Liebhaber. Ich dachte, dies ist mein Leib, den ich ihm gebe. Und diese

Erkenntnis erstaunte mich. Ich hatte mir vorgestellt, Mutterschaft sei etwas Karges und Ideelles.

Sehr viele Menschen – alte Frauen und junge Mädchen –, die ich nie zuvor gesehen hatte oder an die ich mich jedenfalls nicht erinnerte, kamen mich besuchen. Die Neuigkeit, daß die ausländische Senhora ein Kind bekommen hatte, lief wie ein Lauffeuer die Straße entlang.

Die alten Frauen betraten mein Schlafzimmer, nahmen das Kind auf, hielten es so locker, daß sich sein Rückgrat bog und sein Kopf auf dem weichen Hals pendelte, und rieben ihre dürren schmutzigen Finger in seinem Mund, wobei sie seine Aussichten auf Zähne erörterten.

Ich rebellierte gegen dieses Eindringen, aber Maria Magdelena, befriedigt wegen ihrer Kenntnisse in diesen Dingen, lächelte nur über meine Proteste. Sie bereitete mein Essen nach ihrem Geschmack zu, weswegen ich nichts anderes essen sollte als Huhn mit Pfeffer. Ich durfte keinen Salat essen, und bevor John einschritt, gab sie mir kein Wasser für ein Bad.

Sie war groß, schwarz, hatte ein groteskes Gesicht und ein schlaues, wissendes Lächeln. Bei der Arbeit trug sie ein loses Wickelkleid aus Kattun, das auf dem ungefegten Boden schleifte. Ihre Beine waren nackt, die Füße steckte sie nur in Chinellas, wenn sie auf die Straße ging. Ihre Gesten waren ungeschickt und träge. Die einzige leichte Bewegung machte sie, wenn sie spuckte. Anfangs spuckte sie überallhin, aber nachdem ich sie mehrmals ermahnte hatte, begann sie, die finstersten Ecken zu wählen. Jedesmal, wenn sie an meiner Tür vorüberging, zog sie sie ein wenig zu, spuckte dahinter und schwang sie wieder auf.

Mademoiselle, deren Haus an das unsere grenzt, kam mit

Entschuldigungen zu mir – weil ich sie nicht kannte – und schenkte mir eine Kinderhäubchen, das sie aus Spitzen- und Seidenresten gemacht hatte, an die sie aufgrund ihres Berufes als Hutmacherin kam. Sie war dünn, nicht alt – neunundzwanzig vielleicht – und auf strenge Art hübsch, auch wenn man tuschelte, sie sei in Rio Prostituierte gewesen, bevor sie ihre jetzige Lebensweise aufgenommen habe. Auf der geraden kleinen Nase trug sie eine Brille, ihr glattes schwarzes Haar war hochgetürmt, überhaupt nicht modern. Ihr Kleid allerdings war zwar aus billigem Stoff, aber von ultramodernem Zuschnitt. Sie sprach schlecht Portugiesisch und fiel gelegentlich ins Französische. Sie starrte mich lange neugierig an, und ihre dunkelgrauen Augen waren geradezu tragisch. Sie erzählte mir, in der Nacht, als das Kind geboren wurde, habe sie mich schreien gehört. Wie alt ich sei? Wie schrecklich! So jung! Maria Magdelena gegenüber sprach sie von mir als ›cette pauvre femme‹.

Ich dachte an ihren betrunkenen Liebhaber und fragte mich, weswegen sie mich bedauerte. Vielleicht wegen meiner Ehrbarkeit. Vielleicht fand sie in meiner schwierigen Lage etwas, das ihrer eigenen Erfahrung entsprach.

Mademoiselle ist auf der einen Seite meines Hauses, im Zimmer neben meinem Schlafzimmer jedoch lebt ein kranker Mann. Jackie ist zwölf Tage alt. John mußte mich verlassen, und wenn ich nachts allein bin, ist dieses furchtbare Stöhnen wie der Ausdruck meiner eigenen unbestimmten Angst.

Heute um die Mittagszeit aber ein furchtbarer gutturaler Schrei, als sei das Grauen in greifbarer Gestalt geboren. Dann ein gewichtiges Schweigen, das alles überschwemmte. Ein Schweigen, das die Wände durchdrang, das wie ein Meer der Schwere über mich hinwegflutete.

Ich verharrte in bestürzter Erwartung irgendeines Schreckens. Als der Duft von Weihrauch und der verbrannte fettige Geruch von Kerzendochten durch die Wände krochen, über der Stille, verstand ich, was geschehen war, und ich war für ihn froh. Die Armen können Gott herausfordern. Sie können den Teufel herausfordern. Aber wenn sie aufschreien, ist Tod der einzige der drei, der sie erhört.

Maria Magdelena hockt im Hof, die Hüften schwingend, die Röcke hochgesteckt, so daß ihre knochigen braunen Beine bis zur Hüfte entblößt sind. Zwischen ihren geschwärzten Zahnstummeln hält sie eine Pfeife. Ihr Haar, mit Speck und Kokosöl verkleistert, umsteht als wollige Krause ihr Gesicht. Sie schneidet das Fleisch für das Abendessen direkt auf dem Erdboden und verteilt Sehnen- und Knorpelstückchen an streunende Katzen, die zum Zugucken über die Mauer geschlüpft sind und sie umringen.

Wenn sie ihre Arbeit beendet hat und sich abkühlen möchte, legt sie die beiden Kleidungsstücke ab, die sie trägt, und begießt ihre knochigen Hüften und ausgemergelten Brüste mit Trankopfern aus der Wasserkanne.

Ich weiß, daß sie mich bestiehlt und daß sie mich verachtet, weil ich es nicht verhindern kann. Sie hat eine kleine Tochter, fast weiß, und ich bin sicher, daß sie sehr schlecht behandelt wird. Das Kind kommt nachmittags zum Essen hierher, und obwohl sie erst neun Jahre alt ist, raucht auch sie Pfeife.

Maria Magdelena hat mich verlassen. Ich bin erschöpft. Da ich gerade erst das Bett verlassen habe, überanstrengen mich die Hausarbeit und die Versorgung eines schweren Kindes. Meine Nerven sind zu lebendig, erschöpft vor Empfänglichkeit. Mir ist, als stürbe ich schon jetzt an zu viel Leben. Ich habe panische Angst vor meiner Erschöpfung, die stark und unpersönlich ist – stärker als ich. Ich bete zu irgend etwas, flehe mich an weiterzumachen, flehe das Kind an zu schlafen, mir eine kleine Pause zu gönnen.

Wenn das Kind nachts schreit, stehe ich mit der unklaren Erleichterung der Verzweiflung auf und spreche mit ihm: ›Kindchen, ich kann es nicht mehr ertragen. Bitte schlaf ein. Bitte schlaf ein.‹

Er hat ein wunderhübsches rundes Gesicht, ganz rosig, der Kopf schwankt noch, voller silbrig-goldener Locken, die Augen sind dunkelblau, klar und intensiv. Sie beobachten alles und scheinen gleichwohl nichts in sich aufzunehmen.

Wenn ich in den Hof gehe, um mein Frühstück zu machen, ist der Himmel korallfarben. In der engen Umfriedung, vom überhängenden Dach nur wenig geschützt, sieht man nichts als die weißgekalkte Wand, die mich überragt, und die rosenfarbene Goldwand des Ostens. Ein riesiger Stern, schon fahl vom Tageslicht, funkelt blaß zwischen den Wolken, die aussehen, als seien sie aus Asche. Von einer Palme im Garten nebenan ist ein zerfetzter Blättersaum zu sehen, aus dem der Morgen tropft, trüb, wie Nässe. Die Palmwedel schwingen über mir in der Stille, mit papiernem Rascheln.

Wenn ich ein Klopfen an der Eingangstür höre, weiß ich, daß der Mann die Kuh an den Straßenrand getrieben hat und dort wartet, um sie in meinen Becher zu melken. Ich bin erregt vom Geruch des Kaffees, den ich aufgesetzt habe, von der Lautlosigkeit und dem Gefühl, daß alles

auf dieser Welt, was Freude bereitet, mir gehört. Meine Nerven pochen. Meine Sinne reagieren auf meine Umgebung wie durch einen Dämpfer aus Watte. Aber ich bin glücklich.
Ich mache mir meine Sicherheit zunutze. Das Kind schläft.

Wenn John wüßte, daß ich aufgestanden bin und alles allein mache, er wäre gepeinigt von Sorgen. Er ist im Landesinneren, macht eine Dreitagereise zu Pferd. Ich will nicht daran denken, ihn mit einer Nachricht um Rückkehr zu bitten, aber seit kurzem habe ich furchterregende Schmerzen beim Heben. Mir ist, als stechen in meinem Nabel Messer. Mein Rücken schmerzt. Und das Kind ist ohne Erbarmen. Ja, manchmal bin ich so müde, daß ich mich nach der Verantwortungslosigkeit des Wahnsinns sehne, um zu entfliehen.

Dona Rosa, eine dicke alte Frau mit gebogener Nase und unbezwingbaren Äuglein, ist die Besitzerin unseres Hauses. Sie ist die Witwe eines Engländers, eines Mannes, der bei einer Londoner Firma Unterschlagungen begangen hatte und hierherkam, um sich zu verstecken, und sie ist auch Pfarrerstochter. Ich hasse ihr Frömmeln, ihre ständige Neugier. Sie hatte ein paar Pflanzen im Hof gelassen, und heute kam sie und machte mir Vorwürfe, weil ich sie sterben lasse.
Langsam und plattfüßig ging sie im Haus umher, betrachtete mit ihren flinken unfreundlichen Augen unsere ganze Armut.
Nachdem sie gegangen war, trug ich einen Eimer Wasser nach dem anderen hinaus und schüttete es über die Wurzeln der Pflanzen. Es machte mich zornig, für sie verantwortlich zu sein. Ich wußte, daß ich hysterisch war

vor Entkräftung, aber ich wollte mir weh tun, meine eigene Unfähigkeit und Schwäche töten.

Jetzt habe ich den Luxus eines Protestes aufgegeben, ich hasse nur den Schmerz. Ich werde mich ihm nicht beugen.

Als ich John wiedersah, hörte ich auf zu kämpfen. Er ließ die Zeit lang scheinen und leicht zu ertragen.

Wäre Doktor Januario zurückgekommen, um mich zu untersuchen und mir zu sagen, wie zerrissen ich bin, dies wäre nie geschehen. John war gezwungen, seine Arbeit zu vernachlässigen. Er fürchtet, seine Anstellung zu verlieren. Sollte die Firma unzufrieden sein, ich wüßte nicht, was aus uns wird. John versteht genug von Chirurgie, um die erforderliche Operation zu begreifen, aber Doktor Januario ist der einzige verfügbare Arzt. Er hat hier so etwas wie ein Krankenhaus. John ist hingegangen, und er beschrieb es als furchtbaren Ort.

Falls Doktor Januario nochmals in meine Nähe kommt, werde ich mich lieber töten, als seine Berührung zu dulden. Sollte ich dem Tod nah sein, wird es sehr großer Güte bedürfen, um mich wieder zum Leben zu erwekken.

Ich brauche eine komplizierte Operation. Sie wird sehr teuer. Wir haben nicht das Geld, um sie zu bezahlen. Ich verstehe jetzt, warum Maria Magdelena bei dem Gedanken stöhnte, einen Arzt zu holen, wenn eine Hebamme verfügbar ist. Ja, ich hätte lieber die schmutzige alte Frau, die ich gesehen habe und die wenigstens selbst Kinder zur Welt gebracht hat, als diesen Mann mit seiner kalten professionellen Ignoranz.

Doktor Januario hat schließlich einen Hausbesuch gemacht. Er wollte einen Schnitt in meine Bauchdecke machen, um die zerrissenen Bänder zu nähen. Er schürz-

te die Lippen über unsere Ängstlichkeit und zuckte die Achseln. Er sagte: ›So was passiert oft beim ersten Kind.‹ Und strich sich dabei mit seiner plumpen, zarten, behaarten Hand über den Schnurrbart.
Ich tat, als verstünde ich ihn nicht, und weigerte mich, seine Fragen zu beantworten, wobei ich mir wünschte, man möge ihn irgendeiner Folter unterwerfen. In seinem häßlichen, mir zugewandten kleinen Gesicht war kein Deut Gefühl. Sich selbst konnte er sicher bemitleiden. Der Teufel ist, was wir fürchten. Er ist der Teufel. Ich habe Angst vor ihm. Für ihn bin ich nichts als eine *Sache*, die er operieren will.
Dann begann er mit John ein Gespräch über Geld – darüber, wieviel es kosten würde, und plötzlich belebten sich seine Züge. Seine schwarzen Augen glänzten ein wenig vor verhohlenem Interesse.

Ich erwache mitten in der Nacht und denke an Doktor Januarios tadellose Pariser Kleidung, seine Händchen, die mit der Uhrtasche spielen, die harte Verschlossenheit seines Gesichtes. Ich empfinde ihn mir gegenüber stets als Sieger. Ich habe mich ausgelaugt durch Empörung.

John hat ein anderes Haus für uns gefunden. Es liegt auf Sanddünen am Meer weit draußen am Stadtrand. Es hat einige Jahre leergestanden und zerfällt mangels Mieter, darum bekommen wir es billig.

*

Durch das Fenster meines neuen Zimmers kann ich vom Bett aus das Meer sehen, das sich unter mir ausbreitet. Es ist dickflüssig, wie Milch, in die ein schwaches Glänzen eingerührt wurde. Seine unbeschreibliche Schwere beeindruckt mich. Der Wind kräuselt die rauhe Oberflä-

che, und in den Höhlungen der Dünung ruhen Lachen aus violettem Licht.
Wenn der Regen kommt, ist der Himmel ein durchsichtiger Schatten, wie eine Gardine, und rückt auf das Land zu. Wir müssen die Läden vor den unverglasten Fensteröffnungen schließen. Dann ist das Haus fast pechschwarz. Der Wind macht ein zerrendes Geräusch an der Rinne, und das Rauschen des Wassers wird begleitet vom Geräusch der Bäume, deren Äste scharren und einander streifen.

Heute gleiten die Sanddünen von uns fort wie fließende Seide, und an ihren Rändern raucht und blitzt die Brandung. Das lange graue Meer verschwindet am Horizont wie in sich selbst.
Das amerikanische Schiff, das gestern kam, fährt wieder aus. Braun schwebt der Rauch in der weißen Luft. Die gedrungenen Schornsteine ragen schwer aus dem Dunst. Ich kann die Deckreihen ausmachen. Das Schiff bewegt sich immer weiter fort von uns. Die langgedehnte Kielwasserlinie zieht mich mit. Der langsame Rumpf schwindet. Auf der weiten Farblosigkeit des Himmels, der grünweißen Monotonie des Wassers bleibt nichts als ein schwacher bronzefarbener Fleck vom Rauch.
Ich hasse, was ich gerade gesehen habe, aber selbst der Haß ist kostbar. Etwas, das ich nie verlieren möchte.

Über dem leeren Schweigen des Meeres geht ein grünweißer Stern auf und vergießt sich in glitzernden, länglichen Tränen. Hügel sind frostiges Violett. Die klare Farbe des Himmels ist wie gelbes Eis. Aus der Spur eines kleinen Fischerbootes im Wasser wird eine lange Dünung aus Satin, wie eine türkisfarbene Narbe.

Der Regen ist für einige Zeit vorbei. Da ich wieder ein Dienstmädchen habe, kann ich mich ausruhen, und heute bin ich aufgestanden und umhergegangen. Hinter dem Haus sehe ich rote Lehmhügel, darauf kreuz und quer taumelnde Erdhütten. Der Wind fegt in klaren Strichen von einem reinen Himmel, und davor winden sich hohe Palmenreihen und blitzen. Kaktusfeigen im Gras sitzen voller Stachel, Muttermale in grüngrauem Fleisch, braungrüne Muttermale mit dem gelben Haar der Stacheln. Gras rundum hat Spitzen wie steifes gelbes Papier. Gras macht ein häßliches totes Frösteln. Ich sehe einen Mann über den Hügel gehen. Mann hat einen blassen Schatten, Mann ist abgesondert. Fliegende Vögel erschüttern Luft. Verschwinden. Der Busch, zu dem sie flogen, schwankt.

Ohne Ende ziehen sie am Haus vorbei, Flüchtlinge vor der Secca, der großen Dürre weiter im Norden. Greise können kaum gehen. Mädchen tragen Kinder auf dem Rücken. Ihre Zunge ist geschwollen, und wenn sie uns um Brot oder Wasser bitten, können sie kaum sprechen. Ihre Augen sind furchtbar. Ich glaube, sie sehen etwas, was ich nicht sehe – das, was sie zurückgelassen haben.

Heute morgen erzählte Petronilla mir von einem Esel, den man im Kirchhof herrenlos umherlaufend fand. An seinem Rücken waren Körbe befestigt, und in einem lag ein Säugling, verhungert.

Jeden Tag kommen die Menschen auf dem Platz vor der Kirche zusammen, vor dem Kreuz. Sie beten um Regen. Aber hier ist es nicht so schlimm. Einige Tropfen sind schon gefallen. Ich kann mir das furchtsame, freudige Erschauern vorstellen, das die Flüchtlinge empfinden müssen, wenn das erste Naß ihr Gesicht berührt.

Petronilla bringt die Secca nicht aus der Fassung. Sie kennt das. Sie sagt, dort, wo sie herkommt, hätten die Menschen auch keinen Regen gehabt – zwei Jahre lang.

Unsere wenigen Möbelstücke bilden kleine Inseln in der Leere des Hauses. Das Lampenlicht ist kaum der Rede wert. Wenn ich höre, daß etwas Kleines und Weiches mit dumpfem Aufschlag aus den Ziegeln herabkommt, weiß ich, daß eine Tarantel vom Dach gefallen ist.

Im Küchenschornstein lebt eine Gebôa, aber Petronilla bat mich, sie in Ruhe zu lassen. Sie tötet Ratten und wird uns Glück bringen. Sie ist eine wundervolle Schlange, ihr Körper ist lang und dick, ihre Bewegungen voll und bedächtig.

In dem Feld um uns mit seinen verkümmert aussehenden Cajúbäumen und graublättrigen Mangobäumen wimmelt es von Pinseläffchen. Wenn ich im Dunkeln vor die Tür gehe, höre ich sie im Laub rascheln.

*

Als heute die Flüchtlinge vorbeigingen, mußte ich daran denken, daß die Straßen der Stadt, die auf dem Land, selbst die Wege zu See alle das gleiche Ziel haben.

Nannette kommt uns besuchen. Onkel Alec hat endlich das Geld beschafft. Sie wird für Kost und Logis bezahlen, und vielleicht wird sich unsere finanzielle Situation dadurch etwas bessern. Ihr Brief klang verschwörerisch, und am Ende des letzten Absatzes wies sie mich an, ihn zu verbrennen. Ich hatte schlicht vergessen, daß John und ich vom Gesetz bedroht sind – verfolgt werden von Louise.

Aber ich habe ständig Angst, Angst, glaube ich, vor meiner eigenen Hilflosigkeit.

Die Schatten fliegen über die kleine Stadt, Trauben von Schatten, auf die Regen folgt und Wind. Über die Ziegeldächer, die strohgedeckten Hütten, den flechtenbedeckten Kirchturm. Die bronzene Kirchenglocke schläft Sonntag um Sonntag. Padre Antonio ist tot. Petronilla glaubt, dies sei schuld am Wetter.

Ich weiß, mein Land ist nicht hier um mich, wo das fahle Licht dünn und brennend durch die Bananenblätter fällt, nicht dort, wo sich die Palmen wiegen wie junge Mädchen, die dem Tanz des letzten Abends nachträumen. Aber wenn das endlose Kräuseln der Wellen über den Strand zieht – die endlose Brandung, der endlose Himmel –, spüre ich, daß es irgendwo ist und daß SIE, gehetzt und ängstlich, auch danach suchen.

Nannette spielt weiterhin mit der romantischen Vorstellung, ich sei Schriftstellerin. Gerade habe ich von ihr eine Lyrikzeitschrift erhalten, die erste, die ich seit London gesehen habe. Darin erörtert jemand, welche Vorzüge es hätte, wenn Kunst nicht kommerziell wäre, wenn der Künstler keine finanzielle Vergütung bekäme für seine Arbeit.
Ich denke an einen Kuhhirten, von dem John mir erzählt hat, der zehn Jahre seines Lebens in einer Erdhütte auf einer Strohmatte liegend verbrachte. Sein Sohn tötete Ameisenbären und pflanzte genug Maniok, daß sie zu essen hatten. Das Klima dort war schlecht, die Moskitos waren eine Plage. Mir ist, als hörte ich jemand immer wieder sagen: ›Ich bin das Leben. Sie zahlen gutes Blut für die Gedichte, die in mir leben. Ich bin das Leben!‹

Petronillas Bruder ist dunkler als sie - fast schwarz. Jeden Tag fährt er auf einer Jandaia hinaus. Ich kann ihn dort unten auf dem Wasser sehen, er umklammert mit bloßen Zehen die triefenden Stämme des Floßes, über dem ein zerrissenes Segel schlägt. Er ist bis zur Taille nackt. Das Meer hat die Farbe von Lapislazuli, ist hart wie Stein. Er ist umringt von Haien. Ich sehe ihre Flossen aus dem Wasser ragen.

Manchmal ist mir, als halte mich der Tod sanft in einer gefiederten Hand, nährte mich mit dem weißen Blut des Kummers. Und ich denke an einen verirrten Vogel, der einem grauen Horizont entgegenfliegt, den er nie erreichen wird, über den zerborstenen Spiegeln der Sümpfe und dem grauen Pelz des Schilfs, endlos!

Mr. Ames ist wieder in Natal. Er besuchte uns und sprach über den Krieg, der sich Europas bemächtigt hat.

Deutschland und England – ich sehe Namen auf einer Landkarte, und es ist, als träumte ich, als sei alles in Bewegung. Dies ist die unwirkliche Welt, für die ich schon jetzt ein allzu vertrautes Gespür habe. Chaos. Der Widerspruch des Staunens.

Mr. Ames kam ins Schlafzimmer und setzte sich in meine Nähe. Er sah mich einmal an, mitfühlend, blickte aber wieder weg. Ich vermute, er wollte mein verändertes Aussehen nicht überbetonen. Ich ertrage es kaum, wenn jemand meint, freundlich zu mir zu sein, indem er etwas *übersieht*. Wenn etwas an mir unangenehm ist, möchte ich lieber gleich zur Sache kommen. Ich lasse mich wegen meiner Krankheit nicht herablassend behandeln. Alle haben in ihrem Verhalten einen Anflug von Zuvorkommenheit, der mich vollkommen rasend macht – das heißt, alle außer John.

John geht jeden Tag in die Brandung. Heute morgen habe ich mich angezogen und bin ihm zum Strand gefolgt. Als er im Wasser war, zog ich Schuhe und Strümpfe aus und lief ihm nach. Er bat mich zurückzubleiben, aber es war berauschend, sich einen Moment lang einzubilden, ich sei gesund. Die Wellen waren gewaltig, durchsichtig wie sich blähendes Glas. Doch sie waren kalt und brachen mit solcher Kraft gegen meine Brüste, daß ich kaum stehen konnte. Durch die Anstrengung, ihnen standzuhalten, fühlte ich mich plötzlich krank und schwach.

Heute nachmittag liege ich wieder im Bett. Ich ängstige mich. Den Schmerz, den ich erleide, sehe ich nicht als normale Krankheit, die mich von außen befallen hat, denn solange ich vollkommen still liege, bin ich gesund, zur Essenszeit hungrig und am Leben interessiert. Doch gebe ich meinem Tatendrang nach, werde ich umgehend daran erinnert, wie versklavt ich bin. Menschen, die zerbrochen oder verstümmelt wurden, sollte man von ihrem Elend befreien. Sie leben zu lassen kommt einer Ungerechtigkeit gleich. Jeder, der mit ihnen zusammenkommt, ist ihnen unbewußt überlegen. John ist der einzige Mensch, der mir nicht dieses Gefühl gibt. Und ich habe Schuldgefühle ihm gegenüber. Es ist, als zöge ich ihn auf mein Niveau herab. Wäre er nicht so wahrhaft gut zu mir, ich könnte stolz sein.

Wenn der Schmerz in mir verebbt, ist er wie ein großer, verhallender Ton. Was bleibt, ist glückliche Stille. Aber ich verliere mich in der Stille. Ich frage mich, was ich bin und ob ich vielleicht etwa aufgehört habe zu existieren.

Ich sehe, wie einige Bäume am Hügel die Äste bewegen, und ich bin in den Ästen. Ich bin Bewegung und Reglosigkeit. Mein Schwindel ist das Oszillieren von Sonnenlicht auf dem Gras. Das hohe verdorrte Gras ist violett. Das jüngere Gras ist gelb mit bläulichem Schimmer. Dies alles kenne ich, aber mich selbst kenne ich nicht mehr. Ich habe kein Selbst. Und was mich anekelt, ist der Kampf, meine Persönlichkeit wiederzufinden, zurückzugewinnen, was ich verloren habe. Könnte ich doch nur mein Ich einer konturlosen, beziehungslosen Welt anheimgeben. Könnte ich mich nur weiter der Schwindelbewegung überlassen, sie ist wie ein endloser und sich doch auflösender Rhythmus! Aber ich kann nicht. Ich muß dieses gewaltige Ding zusammensammeln und zur ursprünglichen Form ordnen, auch wenn ich dessen so überdrüssig bin.

Die Ziegel über dem Bett haben die Farbe von rosa Hyazinthen. Durch einen Spalt, wo zwei übereinandergreifen, kriecht eine riesige schwarze Wespe, ein Einzelgänger, ein Taranteljäger. Ihr Körper ist diamantschwarz, die zarten Flügel beben im Flimmern und glänzen tief purpurblau. Ich fürchte sie nicht. Die Vorstellung ihres Stiches macht mir keine angst. Dies ist ein großartiger Tod des Glückes. Das Häßliche wird erst beginnen, wenn ich die sanfte Farbe mit den bitteren gläsernen Kanten meines Ichs zu schneiden versuche – mit Kleidung, Essen, Verantwortung, meinem Verhältnis zu anderen – den ehernen kleinen Tatsachen, die den persönlichen Alltag ausmachen. Der Tod, dessen bin ich sicher, hat nichts Furchterregendes. Das Grauen liegt darin, zu Altem zurückgezwungen zu werden. Nachdem man die Illusion des Persönlichen zerstört hat, muß man sie mit furchtbaren Mühen wiedererschaffen.

Die Luft ist warm und voll Müßiggang. Das Meer ist ruhig. Wenn die Bäume sich regen, die Blätter sich regen, ein Grashalm sich wiegt, weiß ich, es ist nur die Bewe-

gung des Traums. (Ein Kirschgarten zu Hause. Nannette trug ein lavendelfarbenes Organzakleid. Ihre großen Augen strahlten. Sie lächelte mich an, als ich den Baum schüttelte und die Kirschen herabfielen. Im Garten waren Bienen. Alle lächelten.) Lächeln. Das Licht ist ein Lächeln. Es gehört niemand. Es ist mein Lächeln. Ich fühle mich im Schlaf lächeln - ich schlafe und lächele in dem Traum ohne Ende.
Auch die magere Kuh, die unter dem Baum umherstreift, ist das Lächeln. Sie grast in dem Lächeln, in dem Lächeln – grast sie endlos. Endlose Schiffe, endlose weiße Segel, auf dem Meer endloses Lächeln.
Aber wenn ich Jackie weinen höre, muß ich zurückkommen, und das schmerzt.

Jackie ist so gesund und schön, daß ich ihn nur mit Ehrfurcht betrachten kann. Er sollte niemand um sich haben, der nicht bejahende Kraft, Glück, Leben verkörpert. Doch ich erkenne Ehrfurcht als unecht. Sie ist Drama, ein Mechanismus, mit dem ich mich in einer Lage entlaste, aus der kein Entkommen ist.
John ist für die Firma nach Recife gefahren, und er wird Nannette abholen, die dort landet. Er bringt sie mit dem morgigen Schiff hierher. Mir graut vor dem Wiedersehen. Ich weiß, was sie mir erzählen wird, wird mich ärgern, und mir fehlt die Stärke, weiteren Behauptungen zu trotzen, wonach John und ich im Unrecht sind und die Welt im Recht.

Als ich Nannette begrüßte, glaubte ich, sie müsse bemerken, daß ich völlig anders geworden war. Aber sie schien an mir keine Veränderung wahrzunehmen. Sie ist furchtbar nervös. Sie sagt, sie sei sehr bedrückt wegen meiner Krankheit.

Ich fand Nannettes Augen immer schön. Sie waren groß und grau. Bei der geringsten Erregung weiteten sich die Pupillen und wirkten schwarz. Sie hatte auch Grübchen. Und ihre mollige kleine Gestalt kam mir immer vor wie die einer Französin.

Jetzt ist sie dünn – fast mager. Die Grübchen werden länger, sie sehen um ihren empfindsamen, klar gezeichneten Mund aus wie Linien der Erschöpfung. Sie und Onkel Alec sind in diesem Jahr sehr arm, und Nannettes Garderobe ist viel einfacher als die, die sie vor langer Zeit trug. Aber hier unter uns sieht sie ausgesprochen elegant aus. Sie betrat das Haus mit einem schwarzen Hütchen, das sie sich mit subtilem Chic schräg aufgesetzt hatte. Sie trägt nur die schlichteste Straßenkleidung, doch gemessen an dem, was wir hier zu sehen gewohnt sind, wirkt sie großartig geschnitten. Auch viel Rouge kann ihren verhärmten Gesichtsausdruck nicht verbergen. Ihre Wangenknochen stehen vor, und seit ich sie verlassen habe, hat sich über ihr wunderschönes langes Haar ein weißpudriger Hauch gelegt.

Sie verhält sich überaus merkwürdig. Sie spricht über Begebenheiten in den Vereinigten Staaten und flüstert die ganze Zeit fast, als bestehe die Gefahr, daß Petronilla sie versteht.

Nannette trug einen dichten Schleier, als sie von Bord ging. John erzählte mir, er habe sie mit dem Konsul bekannt machen müssen, und ihr Verhalten ihm gegenüber sei ebenfalls rätselhaft gewesen. Als sie sich an mein Bett setzte, brachte Petronilla ihr eine Tasse Kaffee. Als sie die Tasse nahm, zitterte ihre Hand so sehr, daß sie die Hälfte des Inhaltes über ihre makellose Bluse schüttete. Sie berichtete von einem Vorfall an Bord, einen ägyptischen Herrn betreffend, der ihr offenbar ständig folgte und immer ihre Hand oder ihren Arm ergriff und drückte. Nannette gibt ihr Alter nicht zu, und noch immer haftet ihr eine verblaßte Aura sexueller Anziehungskraft an, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß sie sich des Ägypters nicht mühelos hätte entledigen können, wenn sie ihn mit der Würde ihrer Jahre hätte beeindrucken wollen. Sie muß sechs- oder siebenundvierzig sein, mindestens.

Onkel Alec ist ein gebrochener Mann. Er hat sich meinetwegen furchtbar geängstigt. Ich erinnere mich an die emotionalen Kämpfe, die ich zu Hause durchlebt habe. Damals hielt mich Onkel Alec, dem ich mich immer anvertrauen wollte, auf freundlichem Abstand. Er ertrug es nie, wenn ich mit ihm ernst war. Versuchte ich über mich zu sprechen, scherzte er liebevoll über meine Gedanken. Dann betrachtete er mich lächelnd, tätschelte meinen Kopf und machte nachdenkliche Witze über das Leben. Das Leben war ein allzu großes Durcheinander. An der Unmöglichkeit einer Lösung sollte man sich besser gar nicht versuchen. Er wollte, daß ich glücklich bin. Heute weiß ich, daß sein Verantwortungsgefühl für mich nur meiner Jungfräulichkeit galt. Gespürt hatte ich das immer. Die Liebe derer, bei denen man aufgewachsen ist, ist in der Regel keine Liebe. Man kann innerlich sterben, ohne daß nur einer es bemerkt.

Nannette hat sich über die Einzelheiten meiner ›Entehrung‹ sehr viel ausführlicher ausgelassen als in ihren Briefen an mich. Sie sprach über die Wochen und Monate, als sie nicht wußte, wo ich war, und ihre Augen trübten sich in jenem blinden Ausdruck von Schmerz, an den ich mich so gut erinnerte und den wiederzusehen ich gefürchtet hatte. Aber Nannette hat keinerlei Gespür für Verhältnismäßigkeit. Eine Sache quält sie ebensosehr wie eine andere. So sieht sie auch aus, wenn sie ein Dienstmädchen entläßt. Ich habe sie so erlebt, wenn eine Näherin ein Kleid verpatzt hatte. Sie ist allzu gutherzig und doch irgendwie überhaupt nicht gutherzig. Sie bemerkt keinen Kummer, egal wie groß, wenn man ihre Aufmerksamkeit nicht darauf stößt. Dann macht es sie schon krank, wenn einem der Finger blutet.

Als sie von all den unangenehmen Dinge erzählte, die man zu ihr gesagt hatte, und von ihrer Furcht vor den Zeitungen, als sie mit einer niederträchtigen Geschichte nach der anderen erschienen denen sie aufgrund ihrer eigenen Ungewißheit nicht widersprechen konnte , begann sie zu weinen. Doch ich sehe, daß diese Tränen nur ihr selbst gelten. Sie weiß, daß ich zu Hause fast verrückt geworden bin, aber es ist ihr unvorstellbar, daß die Qual eines anderen dem Schmerz gleichkommt, den sie erlebt hat. Immer wieder sagte sie zu mir: ›Ich dachte, ich verliere den Verstand. Louise verfolgte mich mit Beleidigungen und Vorwürfen wegen John, und du weißt doch, daß ich es war, die dich gebeten hatte, nichts Unbesonnenes zu tun. Ich habe nicht gewußt, daß es so viel Ungerechtigkeit gibt auf der Welt!‹

Sie hat auch sehr hart gearbeitet. Sie und Onkel Alec mußten seit einiger Zeit auf Dienstboten verzichten, und das Haus ist groß. Sie zeigte mir ihre Hände, rissig vom Wasser. Sie hat sogar, sagt sie, die ganze Wäsche gemacht.

Und daher begreift sie nicht, daß John und ich sehr arm sind. Unser Haus ist nichts als ein großer gepflasterter Schuppen mit unverschaltem Dach, und es stehen nur ein Tisch, zwei Betten und einige Stühle darin, aber ich habe ein Dienstmädchen und ich liege die meiste Zeit im Bett. Nannette betrachtet Krankheit offensichtlich als Luxus. Ich weiß, sie kämpft gegen ihre Genugtuung an, doch in ihrem Mitleid mit mir steckt ein wenig Bosheit.

Sie meint, John sei verantwortlich für meine Entscheidung, von zu Hause fortzugehen, und mein schlechter Gesundheitszustand ist für sie der Beweis, daß sein großartiger Plan gescheitert ist. Nach ihrer Auffassung trägt er allein die Schuld an meinem gegenwärtigen geschwächten Zustand.
Auf absurde Weise mit ihrer Abneigung gegen John vermischt ist eine sehr reale Genugtuung über das Ansehen, das er früher genossen hat. Sie hat ihn anderen gegenüber verteidigt, indem sie seine Leistungen aufzählte. Wäre die Angelegenheit zufriedenstellend zu regeln gewesen, ich hätte ihn möglicherweise mit ihrer Billigung geheiratet. Jetzt aber ist er ein ›Ungeheuer‹. Andere haben diese Bezeichnung benutzt, und sie wiederholt sie ständig.
Es ist die übliche Beleidigung. Wäre ich älter, man hätte mich ›Vampir‹ genannt. So wurde ich ›verführt‹. Jedenfalls gesteht man mir keine ehrenwerte Selbstverantwortung für mein Handeln zu.

Nannette bedrängt mich ständig. Sie glaubt, Louise werde sich schließlich scheiden lassen, um wieder zu heiraten.

Nannette sagt, wenn ich zu Hause geblieben wäre und durchlitten hätte, was sie hat durchmachen müssen, ich würde meinen Entschluß revidieren, auch rechtmäßig zu sein, was ich jetzt schon bin. Louise hat zu Nannette gesagt, sie werde nicht ruhen, bevor John und ich für alles bestraft worden seien, was sie unschuldig erlitten hat. Louise hofft noch immer, John unter Berufung auf die Mann Act ins Gefängnis zu bekommen.
Und ich mache mir weiter Gedanken über den moralischen Wert von Opfern. Natürlich hat Louise gelitten,

und sie wäre nur zufrieden gewesen, wenn John und ich mehr gelitten hätten. Es ging nicht um Louises tiefstes Glück nur um ihre Eitelkeit. Sie liebt John nicht. Das hat sie zugegeben. Doch selbst wenn sie ihn geliebt hätte und John sie nicht – nun, ich weiß, daß wahrer Stolz die Unaufrichtigkeit einer ungewollten Treue nicht überstanden hätte.

Ich fürchte Feststellungen, die selbstgerecht wirken. Ich will mich nicht zu Selbstrechtfertigungen verleiten lassen. Wir haben getan, was wir taten, weil wir es wollten – und sollten wir deswegen sterben und alle anderen auch, ich werde es niemals bereuen.

Ich verstehe Reue nicht. Leben *ist* nur. Jegliches Denken ist nichts als ein mechanischer Kunstgriff, durch den sich das Ich, unbedingt und zwingend getrieben, in Beziehung zu etwas anderem rechtfertigt.

Die Intimität meines Lebens mit John wird durch Nannette fraglos gestört. In einem alten Haus wie diesem, das im Grunde nur ein Raum hat keine Trennwand reicht bis zur Decke –, ist keinerlei Vertraulichkeit möglich ohne die Gefahr, belauscht zu werden. Und sie beobachtet uns ständig, verstohlen: John feindselig, mich entschuldigend. Ihre Haltung erinnert mich an meinen Eindruck von Doktor Januarios Blick. Sie sieht uns, sie beobachtet Dinge – meist Dinge, die sie als nachteilig für unsere Beziehung deutet – und ist völlig blind für unsere Wirklichkeit, unser wahres Sein, die Feinheiten unserer Abhängigkeit voneinander. Äußere ich Unzufriedenheit über unsere Armut oder meine erzwungene Invalidität, Unzufriedenheit über die Fron von Johns Anstellung, bestätige ich, wie ich weiß, nur ihre selbstgerechte Denkweise. Sie spricht ständig über ihre Liebe zu mir, unsere frühere Seelenverwandtschaft, unser gemeinsames Interesse an Musik und Büchern. In Wirklichkeit hat Nannette seit langem keine eigenen Interessen mehr gehabt, auch wenn sie immer schwach auf alles reagierte, worin ich mich vertiefte.

Wenn ich Jackie in ihrer Gegenwart stille, bin ich mir meiner Brüste und einer Schamlosigkeit dieser Handlung bewußt, die ich zuvor nie bemerkt hatte. Sie ist mit ihren Anspielungen auf Sexualität sehr vorsichtig, glaubt mich aber offensichtlich in irgendwelche Dinge eingeweiht, die nur ganz allgemein zur Sprache gebracht werden dürfen.

Es erstaunt mich zu hören, welch große Bedeutung Nannette den aktuellen Klatschgeschichten zu Hause beimißt. Wußtest du, daß Mr. und Mrs. Henderson sich trennen werden? Sie haben mit allen Mitteln versucht, die Wahrheit über ihre Angelegenheiten zu verheimlichen, aber so was kommt immer ans Licht. Und oh ja Grace Henderson hat einen Deutschen geheiratet, einen Baron Sowieso. Niemand in der Familie hat diese Verbindung begrüßt, und jetzt, wo Deutschland im Krieg ist, fühlen sie sich gerechtfertigt in ihrem Wunsch, sie nach Hause holen zu wollen. Du erinnerst dich an Gerald DuBois, der von einem Verwandten in England ein Vermögen geerbt hat? Er hat jetzt ein phantastisches Haus draußen in Cedar Ridge. Alle behaupten, er interessiere sich für Lucy Stone. Schwer zu glauben, daß er sie heiraten wird.

Nannettes Klatsch ist nicht gezielt boshaft. In ihrer schlichten, erregbaren Art wiederholt sie lediglich, was sie gehört hat. Warum versteht sie nicht mehr! Ihr Körper wirkt auf mich, als habe er gelitten, ist vom Leben gezeichnet, doch nichts von dem, was er weiß, ist jemals auf ihren Verstand beschränkt.

Sie ist hier zufriedener, als ich erwartet hätte. Sie hat ein stetiges, diffuses Interesse an ihrer Umgebung, unserer Zukunft, der Möglichkeit, daß John und Onkel Alec uns wieder in die materiellen Verhältnisse versetzen werden, die uns ihrer Meinung nach rechtmäßig zustehen.

Ich sinke in den Schlaf wie ein Stein in einen Teich. Wer kennt die Träume der Steine oder die Träume der Menschen. Meine Krankheit ist wie ein langer Schlaf. Aber ich möchte nicht daraus erwachen. Wäre nur der Schmerz nicht so hungrig. Ich habe für ihn nicht genug Futter. Und doch ist da immer noch mehr von mir, es ihm zu geben.

Nannette verfolgt das Leben um sie mit einem völligen Mangel an Überzeugung. Brasilianer sind für sie nicht so wirklich wie Angelsachsen. Darum entsetzt unsere Armut sie so wenig. Sie glaubt nicht daran.

Was Finanzen angeht, ist sie ein völliger Narr. Ich kann ihr keinerlei Verantwortung überlassen. Hätte sie etwas mit unseren Ausgaben zu tun, wir würden mit Sicherheit in Schulden geraten. Ihre Versuche, portugiesisch zu sprechen, sind halbherzig und hoffnungslos. Sie sagt, sie habe keinen Grund, es zu lernen. Portugiesen haben sie nie interessiert. Weder ihre Kultur noch ihre Literatur seien von Bedeutung. Offenbar kommt ihr nie der Gedanke, daß es mir eine Hilfe wäre, wenn sie Portugiesisch spräche.

Und dennoch. Petronilla verärgert mich mit ihrem unverschämten Verhalten Nannette gegenüber. Sobald Nannette sie anspricht, kichert sie gehässig – außer natürlich, sie weiß, daß ich zusehe. Und Nannette wird, völlig zu Recht, ungehalten. Wenn Nannette zornig wird, ist sie besonders hilflos. Ihre Augen werden samtschwarz und bekommen eine erschrockene Härte. Wenn sie zu mir kommt, stehen darin Tränen. Ihre kleinen gichtigen Hände zittern. Und als Verteidigung sagt sie immer etwas überaus Dummes und Sinnloses. Sähe Nannette aus wie vor fünfzehn Jahren, ihr Groll wäre charmant. Jetzt ist er armselig und grotesk. Um Petronilla ›zu demütigen‹, spricht sie mit mir Französisch, ein stolperndes Schulmädchenfranzösisch, sehr schlecht ausgesprochen und sehr korrekt. Und da ich mit Französisch weniger vertraut bin als sie, fällt mir die Antwort oft schwer.

Nannette ist mir trotz allem nah, und mein Stolz stellt sich schützend vor sie.

Nannette hat zwanzig Milreis auf den Tisch gelegt und dann das Zimmer verlassen. Als sie zurückkam, waren sie fort. Es war unser ganzes Geld für eine Woche Lebensmittel. Ich erkenne an Petronillas Blick, wenn davon die Rede ist, daß sie es gestohlen hat.

Und ich bin ein solcher Feigling, daß ich, wegen der bloßen Möglichkeit, sie zu Unrecht zu verurteilen, zögere, das Thema ganz allgemein anzuschneiden. Ich werde sie, auch wenn es ungereimt scheinen mag, dennoch entlassen. Nun, da mein Vertrauen in ihre Ehrlichkeit erschüttert wurde, bin ich zu wehrlos, um ihre Anwesenheit zu ertragen. Ich brauche meine Kräfte für anderes als dafür, Verdächtigungen zu nähren.

Nun verstehe ich, wann Unbarmherzigkeit Schwäche ist. Aber jeder, der sich unverletzbar wähnt, lebt in Wirklichkeit auf Kosten eines anderen, der mehr Angst hat. Zu Anfang hatte ich weniger Angst vor John – war weniger vorsichtig. Und er hat sich geschunden, mir den Luxus edler Gesten zu bieten. Ich hoffe, damit bin ich fertig.

Als ich Petronilla sagte, daß sie gehen müsse, bekam ihr Gesicht einen sonderbar wachsamen Ausdruck. Sie senkte die vorsichtigen Lider, und ein paar Tränen sammelten sich langsam und rollten über ihre flachen, breiten Wangen.

Sie blickte zu mir hoch, und ihre Augen – sonst stumpf verhangen – waren hart und glänzend. Aber als sie sprach, war ihre Stimme ehrerbietig und einschmeichelnd. Sie sagte: ›Por amor de Deus, Senhora, schicken Sie mich nicht fort. Ich bin in großer Not, und ich habe keine Familie - ich kann nirgends hingehen.‹ Die Worte hatten ein fast theatralisches Tremolo.

Ich sah sie fest an, ohne unfreundlich sein zu wollen, aber sie hielt meinem Blick nicht stand. Sie bedeckte ihr Gesicht und begann, mit zur Schau getragener Heftigkeit zu weinen. Irgendwie wußte ich, daß sie trotz dieser völligen Unbeherrschtheit sich und mich auf das genaueste beobachtete. Als sie mich ansah, sagten ihre Augen, daß sie mich hassen. Dieser unbeabsichtigte Ausdruck einer geheimen Wut, die ich nie vermutet hatte, brachte mich aus der Fassung. Aber warum? Ich war in diesem Moment stärker als sie, und ich hatte eine gewisse Macht über sie. Haß ist nur die positivste Stufe des Selbsterhaltungstriebes. Haß scheint mir sehr aufrichtig und ehrenwert. Demut und christliche Liebe sind eine scheinheilige Verspottung des Lebens. Wenn man wirklich liebt, ist man wehrlos, und solange man sich gegen Bedrohliches wehrt – und man kann diese psychische Geste nennen, wie man will –, haßt man im Grunde – lehnt die Person ab, die einem widersteht.

Ich sagte: ›Was ist los, Petronilla? Sind Sie krank? Ist etwas Ernstes geschehen? Warum haben Sie es mir nicht gesagt? Ich hätte Ihnen vielleicht helfen können.‹ Mein Herz war heiß und verwirrt, und ich war darauf aus, meine Eitelkeit von dem Anschein von Ungerechtigkeit zu befreien.

Petronilla fing an, mit dem Daumennagel auf das Fußende meines Bettes, vor dem sie stand, Linien zu ziehen. Als sie schließlich meinem Blick begegnete, wirkte sie ganz entschlossen. Ihre Augen waren dunkel und glitzernd, ohne jedes Zeichen von Wahrnehmung, doch mit einer Andeutung rätselhafter, innerer Schläue. Sie ist klein und gedrungen und wirkt robust, und da ich schwach war und bewegungsunfähig, fühlte ich mich ihr gegenüber auf unklare Weise im Vorteil. Ich war wütend auf sie. Ich ärgerte mich über ihre Feindseligkeit. Ich bemitleidete sie. Ich wollte verständnisvoll sein, nicht aber bemitleiden, denn Mitleid betrachte ich als verfälschte Verachtung, und das Recht dazu sollte niemand haben.

Sie sagte: ›Ich bekomme ein Kind.‹ Und wurde sofort rührselig. Ihre Stimme bebte. Sie rief alle Heiligen an. Sie habe keine Mutter, die um ihr Wohl besorgt sei. Sie habe sich einem Soldaten hingegeben, der behauptete, sie zu lieben, sie aber sofort verlassen habe, als er von ihrem Zustand erfuhr. Was sie erzählte, war einfach, und ich war von ihrer Ehrlichkeit durchaus überzeugt, aber die Unaufrichtigkeit ihres Verhaltens beleidigte mein Wohlwollen. Ich wollte ihr sagen, daß ihre moralische Beredsamkeit mich unberührt lasse. Ihr sexuelles Wohlverhalten kümmere mich nicht. Ich müsse nur auf ihre offensichtliche materielle Notlage reagieren und auf ihre Hilfsbedürftigkeit.

Als ich so zu reden versuchte, verwirrte sie das. Ihr Mißtrauen wurde unverhohlener. Sie sah mich fast grausam an. Schließlich erfaßte sie, daß ich ihr erlauben würde zu bleiben. Ich sagte: ›Mir gefällt es nicht, wie Sie Ihre Arbeit tun, und ich weiß nicht, welche Vereinbarung wir später treffen werden, aber bis Ihr Kind geboren ist, können Sie hierbleiben, als sei dies Ihr Zuhause, und ich werde für das Kochen jemand anderes suchen. Ich finde, sie sollten in Ihrem Zustand keine Hausarbeit machen.‹ Ich war so romantisch zu glauben, Petronilla sei stolz darauf, ein Kind zu bekommen, und froh, es selbst zu versorgen. Ich bat Nannette, ein paar von Jackies Sachen rauszusuchen, die ich genäht hatte, und sie Petronilla für ihr Kind zu geben.

Seit Petronilla keine Arbeit zu verrichten hat und sich ihrer Stellung hier sicher ist, ist ihr Verhalten mir gegenüber unerträglich ehrerbietig. Sie nennt mich ihre ›querida patrôa‹ und sagt mir ständig, wie hübsch ich aussehe. Das ist wirklich furchtbar, und ich empfinde es tief in meinem Herzen als eine Beleidigung, die ich ihr nicht vergeben kann. Ich möchte nicht geblendet werden in bezug auf das, was mit meinem Äußeren geschehen ist, seit ich krank wurde. Ich bemühe mich sehr, keine Abneigung gegen sie zu hegen, ihre Schläue, ihr Mißtrauen gegen meine Freundlichkeit, ihren Betrug als nur armselig zu sehen. Aber sie wird mir geradezu widerwärtig.
Sie hat weiche dicke Hände. Ihre Finger verjüngen sich zart an den Kuppen, die langen ungeschnittenen Fingernägel sind immer schmutzig. Sie hockt die meiste Zeit vor der Küchentür, eine Pfeife im Mund. Wenn ich aufstehe und umherlaufe, gehe ich manchmal zu dem Raum, den ich ihr im hinteren Haus gegeben habe. Sie sieht mich kommen, und während sie tut, als bemerke sie mich nicht, beginnt sie sofort zu grimassieren und zu stöhnen, als habe sie Schmerzen. Sie wird sehr dick – riesig – mit ungeheuren hängenden Brüsten. Sie ist Halbindianerin, aber ihre Haut ist ungesund weiß. Sie hat eine niedrige Stirn, breite Wangenknochen, und die Nase ist plump und flach.

Ich empfinde ihr gegenüber eine fortwährende Verpflichtung - Abbitte dafür, daß ich meinen Widerwillen gegen sie nicht zu überwinden vermag.

Als ich aus dem Fenster bei meinem Bett sah, fielen mir einige Männer auf, die auf der Straße vorbeigingen. Es waren Soldaten in rot gepaspelten Khaki-Uniformen. Alle drei waren klein, zwei kaffeebraun, einer ganz schwarz. Sie hatten Schnurrbärtchen mit gezwirbelten Spitzen und trugen ihre Käppis verwegen. Sie waren wie Tausende anderer Soldaten, aber ich beobachtete sie, weil sie vor dem Haus zögerten und liederliche Gesten machten, um die Aufmerksamkeit von jemand zu erregen, den ich nicht sehen konnte. Ihr dreistes Lachen beleidigte mich.

Dann begriff ich, daß Petronilla diejenige war, mit der sie sprachen. Sie war aus ihrer Deckung gekommen und beantwortete ihre Avancen unumwunden, bedeutete ihnen, auf einem anderen Weg hereinzukommen. Ich glaube, ich war entsetzt, aber am meisten verwirrten mich die Männer, die offenbar ihren Zustand nicht bemerkten oder ihm keine Bedeutung beimaßen. Durch Petronillas Reizlosigkeit, ihre schlechte gesundheitliche Verfassung, ihre entstellte Figur wurden diese Vorgänge für mich abstoßend.

Aber sie sollte nicht wissen, daß ich von dem Vorfall Notiz genommen hatte. Ich nahm eine andere Lage ein, so daß ich sie nicht mehr sehen konnte. Die Männer blieben in meiner Vorstellung; die heiße, stille Straße hinter ihnen, ihre zwergengleiche Gestalt – der Neger war klein, aber sehr gedrungen –, ihre feisten, derb vergnügten Gesichter.

Theresa, die neue Köchin, ist ein schönes Geschöpf, groß und stark wie eine braune Wikingerin. Sie ist so groß wie John. Ihre Züge sind schwer, gefällig und unbestimmt. Sie hat gerade soviel weißes Blut, daß ihre Wangen rötlich schimmern. Ihre Augen sind durchsichtig braun, klar und glänzend, ihre scharfen, flinken Blicke unschuldig grausam. Sie hat einen boshaften Witz, ist aber gutmütig. In der Küche ruft, schreit, singt sie, und wenn ich sie wegen eines Fehlers tadele, kichert sie, Tränen treten ihr in die Augen, sie klappt zusammen wie ein Taschenmesser und wirft sich die Schürze über das Gesicht.

Ihr Urteil über Petronilla, die sie nicht mag, ist phantasielos zutreffend. ›Es gefällt Petronilla, krank zu sein. Sie hat immer die gleiche Krankheit, die Krankheit der Faulen. Aber die Senhora darf nicht alles glauben, was sie über das Kind sagt. Es ist Petronillas drittes Kind – immer von einem anderen Vater. Wenn sie keine Schwierigkeiten haben will, warum läßt sie dann die Männer nicht in Ruhe noch dazu verheiratete Männer!‹ Dann hat Theresa Angst, weil sie so offen geredet hat. Ich sage: ›Sie tut mir trotzdem leid.‹ Theresa starrt mich an, kichert dumm und läuft aus dem Zimmer.

Theresa hat auch einen Liebsten. Er besucht sie jeden Abend, und sie treffen sich in den Petangabüschen unmittelbar hinter dem Haus. Und sie wetteifert mit Petronilla im Flirten mit den Männern, die auf der Straße vorbeigehen, vor allem mit Soldaten, deren Reiz offenbar am größten ist. Die Beobachtung überraschte mich, daß Petronilla diejenige war, die auf ihr Werben die heftigsten Reaktionen erhielt. Theresa ist Jungfrau, und ihre kleinen Kniffe und Blicke verraten alle eine Mischung aus Furchtsamkeit und Dreistigkeit. Sie hat die ungelenke Keckheit eines Fohlens. Sie tut unmögliche Dinge und ist einen Augenblick später entsetzt über sich selbst. Außerdem hat sie eine alte Mutter, die fast täglich zu Besuch kommt und die mich fragt, ob Theresa sich gut beträgt. Die alte Frau ist mager, gebeugt und von ärmlicher Reinlichkeit. Ihre trüben Augen sind kalt, müde und völlig mitleidslos. Sie versichert mich stets ihrer Ehrbarkeit und sagt, sie habe für Theresa eine Ehe arrangiert, Theresa werde im kommenden Frühjahr heiraten. Ich antworte nicht, frage mich aber, ob der Liebste im Petangabusch der Zukünftige ist. Ich ertrage die Vorstellung nicht, daß Theresa jemals alt, häßlich oder krank wird.

Theresa hat mir heute erzählt, daß sie sechzehn Jahre alt ist. Ich sehe durch ihr Kattunkleid, daß sie schöne lange Beine hat, gerundete Hüften und feste Brüste, schwer und doch zart. Wenn sie zum Wasserholen an den Brunnen geht, läuft sie mit Karacho den Berg hinunter und wieder herauf, dabei balanciert sie den großen Krug auf dem Kopf. Sie singt ständig. Sie hat eine kräftige nasale Stimme, die hohen Noten sind geradezu unglaublich schrill. Ihr Gesang ist nicht schön, hat aber etwas Erregendes. Irgendwo hat sie etwas amerikanischen Ragtime mit portugiesischem Text gelernt, und den kreischt sie nahezu. Sie benimmt sich fast den ganzen Tag, als sei sie verrückt vor Lebensfreude.

Sie mag Jackie, was selbstverständlich meine Eingenommenheit für sie verstärkt, aber sie ist grausam und unfreundlich zu alten Menschen. Ich mußte in scharfem Ton mit ihr reden, weil sie eine alte Bettlerin so unumwunden verhöhnte. Für Theresa, die nie gelitten hat, ist Schwäche absurd.

Petronilla ist ihr gegenüber so feindselig, wie man es erwarten würde, aber immer kaschiert. ›Ich möchte nicht schlecht über Theresa sprechen, sie ist so unerfahren, sie weiß nicht – aber ich dachte, daß ich der Senhora sagen muß –‹, und sie erzählt mir, mich verschlagen beobachtend, von einem Fehler, den Theresa gemacht hat. Wenn ich sie miteinander reden und lachen sehe, ist kaum vorstellbar, daß sie sich so sehr hassen. Heute rauchte Theresa Petronillas Pfeife. Als sie bemerkte, daß ich sie ansah, gluckste sie voll vergnügter Verlegenheit. Ich war nicht empört, wie sie erwartet hatte, doch mir schien eine Pfeife ein zu persönlicher Gegenstand, um ihn so auszutauschen.

Petronilla hat ein schreckliches Geschwür an ihrer riesigen Brust. Sie zeigte es mir heute. Sie hat es sorgfältig mit den Blättern einer Heilpflanze bedeckt, und als sie eines nach dem anderen wegzog, verrieten ihre Gesten, daß sie aus irgendeinem Grund stolz war auf ihre Krankheit.

Nannette, die im Zimmer war, wurde bei dem Anblick übel, und sie verbarg ihren Ekel nicht. Aber Petronilla war nicht im geringsten gedemütigt. Ihre schmalen schwarzen Augen glitzerten vor Vergnügen. Sie begann zu kichern. ›Dona Nana findet es häßlich.‹ Sie lachte heiser und unangenehm. Sie tat mir sehr leid, und ich fand ihre spaßhafte Einstellung dazu verwirrend. Sie ging direkt zu Nannette hin, zog alle Blätter fort und sagte: ›Hier, hier.‹

Nannette war wütend und verließ das Zimmer, das Taschentuch vor den Lippen. Ich wollte herausfinden, warum Petronilla so etwas tut, aber sie antwortete nicht – lachte nur weiter.

John hat etwas Peroxyd und eine Pipette mitgebracht, und ich habe das große Loch gesäubert, das durch Petronillas Fleisch geradewegs in ihr Herz zu gehen scheint. Ich tadelte sie, mir nicht früher davon erzählt zu haben. Wenn es nun etwas gewesen wäre, was sie an Jack hätte weitergeben können!

In ihrer Brust sind drei weitere offene Stellen, kleiner. Sobald Nannette in ihre Nähe kommt, macht Petronilla eine scheinbar zufällige Geste, die die gräßliche Stelle entblößt, und wenn sie Nannettes betonte Nichtbeachtung sieht, kichert sie.

Nannette hat große Angst vor Krankheiten und hat mich gebeten, Petronilla fortzuschicken, weil sie etwas Ansteckendes haben könnte. John meint, die Geschwüre seien die Folge schlechter Ernährung und ungesunder Lebensumstände in der Vergangenheit, aber seine Auffassung ist Nannette kein Trost. Sie wirkt gehetzt, wenn Petronilla den Raum betritt. Übelerregend dabei ist, daß Petronilla vergangene Nacht unter den Bäumen einen Mann bei sich hatte.

Nun, ich habe sehr viel darüber nachgedacht und bin schließlich zu dem Ergebnis gekommen, daß Petronilla auf unerklärliche Weise ausgesprochen schön ist schön trotz ihrer Häßlichkeit. Ihr Gesicht ist breit und flach, ihre Stirn niedrig, und ihre gelblich-weiße Haut hat ein ungesundes Aussehen. Ihr Mund ist groß, die Lippen dünn und bleich, und ihr Gesichtsausdruck hat etwas leicht Höhnisches. Am meisten interessieren mich ihre Augen. Unter geraden schweren Brauen sind sie schmal wie die einer Katze, undurchsichtig schwarz, und wenn sie kalt und berechnend lächelt, haben sie ein wunderbar hartes Strahlen. Dann entblößt sie auch schneeweiße und auserlesen perfekte Zähne.

Ihre Gestalt ist untersetzt – sehr breit für ihre Größe. Bei jeder Bewegung schwingen ihre riesigen Brüste, und sie macht ein Hohlkreuz, um das Gewicht ihres vorstehenden Bauches zu stützen. Ihre Kleidung ist unsäglich. Sie hat sie selbst gemacht. Ein rotweiß geblümter, sackähnlicher Kittel und ein gerüschter Rock. Sie geht barfuß und bewegt sich auf ihren kurzen, greiferartigen Füßen sehr sicher. Sie ist in fast allem, was sie tut, hoffnungslos schlampig, aber ihr krauses Haar ist immer makellos frisiert, wie das Haar einer Madonna, und ich habe nie jemand gesehen, der eine Rose derart aufreizend zu tragen verstünde wie sie.

Als ich heute morgen aufwachte, kam Theresa in heller Aufregung und sagte, Petronillas Zeit sei gekommen, und es gehe ihr sehr schlecht. Ich ging zu ihr in dieses kahle Schlafzimmerchen. Sie lag auf einer Strohmatte auf dem Boden. Heute war sie nicht schön. Sie war abstoßend. Ihr Haar war durcheinander, ihr Gesicht sah ungeschlacht und stumpf aus, und ihre Augen leuchteten mir mit alter Feindseligkeit matt entgegen. Sie wollte keinen Arzt. Sie habe schon nach der Hebamme geschickt, sagte sie.

Trotz eines Gefühls von Abscheu für die ganze Angelegenheit wollte ich ihr mein Bett anbieten, aber John erlaubte es nicht. Es war irgendwie furchtbar erniedrigend für mich, sie in diesem Zustand dort liegenlassen zu müssen. Zu sagen, die Frauen aus dem Volk seien es gewöhnt, ist für mich keine Entschuldigung. Wir haben kein Geld, um ihr zu kaufen, was sie braucht.

Die alte Hebamme, dreckig, fast in Lumpen, das gefurchte Gesicht schmutzstarrend, hockt auf dem weichen Lehmboden, eine Pfeife im zahnlosen Mund zwischen den geschürzten Lippen. Sie hat rußschwarze, krallenartige Hände, nestelt mit dem Tabak. Sie wiegt sich, schwankt auf eingefallenen Schenkeln. Ihre alten Augen sind von bleierner Eindringlichkeit.

Sie hat auf Sägeböcken zwei Bretter befestigt, und darauf liegt, bedeckt mit einigen dünnen Laken, die ich ihr gegeben habe, Petronilla.
Es regnet. Unablässig dringen peitschende Tropfen durch die Spalten der feuchtdunklen Ziegel. Sie haben das unverglaste Fenster verschlossen. Ein starker Kräutertee wird auf einem Kohlenbecken warm gehalten. Die kalte Luft ist schwer und bitter vom Rauch der Holzkohle und dem Duft des Getränks.
Die alte Frau sieht mich an, ohne etwas zu sagen. Ich bemerke, daß ihre Augen rotgerändert sind und die inneren Winkel aussehen, als seien sie durch ständige Absonderungen des Tränenkanals verbrüht. Petronilla wirft ihre stämmigen Arme über den Kopf und stöhnt. Ihr Gesicht ist geschwollen. Mit dem Posieren ist es vorbei. Ihre glänzenden Augen, dunkel auf mich geheftet, sind ganz ausdruckslos.

Das Erstaunlichste an der Geburt war die Art, wie die Hebamme mit bloßen Händen die Nabelschnur vom Kind riß, ohne mich auch nur um eine Schere zu bitten, um sie abzuschneiden.
Ich habe noch nie ein derart abstoßendes Geschöpf gesehen wie dieses abgemagerte Neugeborene mit seinem hochroten Gesicht, den trüben Augen und dem riesigen, sperrangelweiten Mund.
Solange ich im Zimmer war, sprach Petronilla liebevoll mit dem Kind, aber sie blickte immer verstohlen zu mir hin, und auf ihrem Gesicht lag wieder höhnische Schläue.
Als ich aus der Tür gegangen war, blieb ich einen Augenblick ruhig stehen und horchte. Ich hörte, wie sie es verfluchte.

Es wäre unvernünftig, Petronilla die Schuld zu geben. Schuld hat allein der Unverstand der Natur. Doch trotz all meiner Bemühungen um Gleichmut bin ich entrüstet. Theresa sagt, das Kind verhungere, und das glaube ich ohne weiteres. Wenn ich Petronilla nicht ermahne, füttert sie es nie, und sie ist in der Zubereitung der Milch mit Absicht nachlässig. Das Kind mußte abgestillt werden. Ich hörte sie das Kind ›o diabo‹ nennen, und ich bin nahezu sicher, daß sie es schlägt, so klein wie es ist.

Warum auch nicht! Für sie bedeutet es in ihrer Not eine zusätzliche Bürde. Und der Mutterinstinkt, selbst wenn er am stärksten ist, wirkt auf eine Frau natürlich nur ein, ohne ihre Neigungen im geringsten zu verändern. Gleichwohl hasse ich Petronilla wegen ihrer Dummheit, ihrer Lieblosigkeit, ihres Mangels an Vorstellungskraft.

Ich gebe mir große Mühe, das arme häßliche Kindchen zu mögen, aber sein Aussehen stößt selbst mich ab. Ich habe es gebadet, und es hat die ganze Zeit furchtbar gebrüllt. Petronilla bat mich, ihm einen Namen zu geben und seine Madrinha zu sein. Ich finde, Elena ist ein schöner Name, und so nannte ich es Elena nach der Elena in Turgenjews *Am Vorabend.* Ich könnte weinen und lachen zugleich, die Namengebung ist so unpassend. Aber Petronilla scheint zufrieden. Sie sagte zu mir, der Name sei ›muito chic‹. Natürlich muß ich dem Kind ein Taufkleid schenken.

Das arme abstoßende Kindchen hatte während der Nacht Krämpfe und ist heute morgen gestorben. Petronilla tat, als weine sie, konnte aber nur ein paar Tränen hervorquetschen. Sie machte ein großes Geschrei und wollte, daß ich es für echt halte.

Ich vermute, sie sieht sich endlich am Ende ihrer lästigen Erfahrung angelangt. Und im kommenden Jahr wird es ein weiteres totes Kind geben, ebenso wie im Jahr darauf und im Jahr darauf. Und Reformer würden sich natürlich die hoffnungslose Aufgabe stellen, aus ihr eine mustergültige Mutter zu machen, statt dieser Verschwendung von Kraft und Leid irgendwie ein Ende zu setzen.

Sie trägt saubere, steif gestärkte Kleider und hat davon abgesehen, die übliche Rose ins Haar zu stecken. In meiner Gegenwart ist ihr Verhalten hölzern sittsam. Und dennoch, als das Kind wie ein Wachsbildchen – das Gesicht leicht violett gefleckt, die durchsichtigen Lider aufgeschwollen über den blicklosen Augen geschlossen – in diesem erbärmlichen Raum ausgestreckt lag, in dem nichts Angenehmes oder Schönes war, ertappte ich Petronilla bei ihrem alten Zeitvertreib, dem Austausch einladender Gesten mit gewöhnlich aussehenden Männern, die auf der Straße herumlungern. Ihre Figur hat sich entspannt und ist nicht mehr so offensichtlich grotesk, aber ihre Brüste sind groß und schlaff, und ihr Bauch ist noch leicht gewölbt. Mit mir ist sie verschlagen, aber in ihrem Umgang mit Männern liegt viel Stolz. Bis ich sie kennenlernte, ahnte ich nicht, daß Schamlosigkeit so prachtvoll sein kann.

Ich ärgere mich über sie, das weiß ich, weil sie moralische Forderungen mißachten kann und ich nicht. Sie lebt auf Kosten derer, die schwach genug sind, für andere Verantwortung zu übernehmen, derer, die eitel sind und darum gütig.

Ein Grund für mein scheinheiliges Verhalten, zu tun, als würde ich dieses erbärmliche Kindlein mögen, war Nannettes unverhohlene Abneigung. Immer wenn ich es ihr

hinhielt, machte sie ängstliche Gesten des Widerwillens, und nicht ein einziges Mal hat sie es berührt.
Und bald ist Nannette alt. Wird man körperlich abstoßend, ist jede Aufmerksamkeit, die man erhält, eine Herablassung. Ich möchte schon jetzt anfangen, allein zu leben.

Ein blinder Geiger blieb heute hier stehen. Er hatte eingesunkene Augen und ein ruhiges, blickloses Gesicht. Er spielte nur allerfröhlichste Musik – alte Walzer und Festlieder des Volkes. Ich dachte an Orpheus, dessen Zauber gebrochen war, und an die wilden Tiere, die kommen würden, ihn zu zerreißen.
Manchmal glaube ich, ohne die Wärme von Körpern, der Hände von Menschen würde ich sterben vor Angst. Wir sind wie blinde Kätzchen, im Rinnstein ausgesetzt – arme kleine, aneinandergekauerte Tiere –, und wir gebären unsere eigene Mutter, Tod. Liebe hat Silberhände, Feuerflügel, bebende Flügel sinnlos in der Finsternis.

Nannette ist sehr niedergeschlagen, weil sie schon so lange keinen Brief von Onkel Alec erhalten hat und weil das Geld, das er ihr zu schicken versprach, nicht gekommen ist.
Auch ich war niedergeschlagen, aber als ich aus dem Fenster sah, wurde meine Schwermut angenehm. Das Wasser ist heute nilblau, das stumpfe Licht flimmert darin mit rascher Lautlosigkeit. Der Himmel, ohne Sonne, ist eine formlose Lösung aus Licht, dagegen hebt sich der Horizont und ist flach wie eine Mauer mit dunkel getönter Stahlkante. Unmittelbar über dem Haus Wolken, stumpf purpurn, sie bewegen sich in immensem ungehetztem Tempo über den Zenit. Die Sonne bricht den Himmel auf. Auf dem kalten Ozean macht sie eine

Lache aus heißem Glas. Die Horizontlinie, wenige Augenblicke beschienen, ist dünn wie ein weißglühender, straff gezogener Draht. Kälte durch die schrumpligen Strömungen, grünblau, grau. Heißes geöltes Sonnenlicht siedet in Blitzen über den braunroten Felsschatten.

John sorgt sich ständig um meine Gesundheit und weil er keinen Weg gefunden hat, mich operieren zu lassen. In den vergangenen neun Monaten haben wir etwa fünfzig Dollar gespart, das meiste kam zusammen, solange Nannette uns Kost und Logis zahlte. John möchte, daß ich in die Vereinigten Staaten zurückfahre, aber ich bin nicht kräftig genug, um eine Reise dritter Klasse allein durchzustehen, und zudem muß der Krieg bedacht werden. Wir haben noch keine Pässe. Eigentlich bin ich froh. Ich habe das Gefühl, wenn ich John und Jackie hier unten ließe, würde ich sie nie wiedersehen.

Im Grunde ist der Krieg nicht überraschend. Eine Art von Leid gleicht dem anderen so sehr. Der Krieg erstaunt die Menschen, weil er den üblichen Kampf in der Natur dramatischer zeigt, als dies je zuvor geschehen ist. Er lenkt Aufmerksamkeit auf Grausamkeiten im Schöpfungsplan, die bequeme Menschen normalerweise übersehen können.

Vielleicht können wir, solange Krieg ist, überhaupt nicht fort von hier – überhaupt keinen Paß bekommen. Mir ist, als seien wir umgeben von einer riesigen unsichtbaren Mauer, viel zu hoch, um sie je zu erklimmen. Möglicherweise war sie schon immer da, aber bis ich meine Hand im Dunkel ausstreckte, wußte ich nicht darum.

John hat an eine Missionsstation in Pernambuco telegraphiert, deren Geistlicher auch Mediziner ist, und gefragt, ob sie mich aufnehmen und operieren würden. Sie antworteten mit deutlich zur Schau getragenem Widerstreben, sie pflegten an sich keine Patienten von weiter weg anzunehmen, seien jedoch willens, in meinem Fall eine Ausnahme zu machen. John sagte, daß er für das, was sie tun werden, nur wenig bezahlen könne. Nun, da ich mich zu dieser Reise entschlossen habe, denkt Nannette an nichts anderes als daran, daß sie hier allein zurückbleibt. Ich weiß nicht, was sie glaubt, was ihr geschehen wird. Wenn sie mit mir darüber spricht, werden ihre Augen groß und verängstigt wie die eines Kindes, und ich sehe an ihrem dünnen Hals den Puls schlagen.

Nannettes Aussehen hat eine gespenstische Art instinktiver Koketterie. Sie trägt nichts, was wirklich geschmacklos wäre. Ihre Kleider sind sehr einfach – inzwischen fast schäbig und wären passend für Menschen jeden Alters, aber sie gibt sich solch deprimierende Mühe, für jede Gelegenheit richtig gekleidet zu sein, sich für unser Abendessen aus Feijoâda und Maniokmehl umzuziehen, ihre Haare tadellos zu frisieren und ihren Teint zu pflegen. Allabendlich trägt sie stundenlang Hautwasser und Cremes auf. Ihre armen kleinen Hände sind dünn, fleckig und dunkel, ihre Finger gichtgekrümmt. Ihr Hals, früher so bezaubernd, sieht mager aus und welk. Ihr Kinn ist spitzer geworden, ihr Gesichtchen besteht nur aus Augen. Um ihre Lippen sind langgezogene, haarfeine Fältchen der Unterdrückung und Versagung. Nur wenn sie sich hin und wieder einen Augenblick lang vergißt und plötzlich auflebt, hat sie etwas entfernt Hübsches – etwas von dem Menschen, der sie einmal war. Solange ist dieses krankhafte stetige Eingeständnis von Furcht getilgt.

Ihr Leben scheint ohne Ziel, ohne Ende, ohne Anfang.

Sie hat nie Überfluß erwartet, doch sie hat sich seit jeher für Unterhaltung interessiert, für Zerstreuung. Ihr Vertiefen in Kunst – ›Kultur‹ – verkörperte genau das. Sie kann nicht verstehen, warum Onkel Alec uns nicht mehr schreibt, und sie ist beunruhigt. Auch ich bin besorgt, allerdings im wesentlichen wegen des Geldes. Wenn sie und Onkel Alec unter einem Dach leben, sind sie ganz grundlegend blind füreinander. Sie haben gar nichts gemeinsam.

Wir haben hier nichts zu lesen. Nannette hat einige alte französische Bücher mitgebracht, Daudet und Pierre Loti und Anatole France, die sie bereits auswendig kann. Jeden Abend, im Schein der einzigen Lampe, die wir anzuzünden wagen, brütet sie über ihnen, bis ihr pince-nez von der Nasenspitze rutscht, woran ich erkenne, daß sie schläft. Es demütigt sie zu wissen, daß sie wie eine alte Frau in ihrem Stuhl döst, und ich tue so, als bemerkte ich es nicht. Sie schnarcht. Abgesehen von den kleinen Erstickungslauten, die sie macht, ist alles ganz still. Da ist das ständige Anbranden und dröhnende Zurückweichen des Meeres, aber das Geräusch ist so eintönig und immerwährend, daß ich es nicht wahrnehme. Bei Regen ist es sehr kalt hier, und wir sind in unsere alten Mäntel eingehüllt. Manchmal lockert eine Windbewegung über uns einen Ziegel und rüttelt ihn. Im Haus wimmelt es von braunen und schwarzen Skorpionen. Sie laufen über den Boden, den Schwanz hoch über dem Kopf, bereit zum Angriff auf alles, worauf sie treffen. Um uns nicht in Gefahr zu begeben, müssen wir die Füße hochziehen. Gestern fand Nannette unter dem Deckel ihres Koffers eine Schlange. Sie war harmlos, aber Nannette ist sehr erschrocken. Sie sagt, es sei grauenvoll hier. Ihr Verhalten wird wieder sonderbar und geheimniskrämerisch, und nachts im Traum stöhnt sie furchtbar. Manchmal frage ich mich, ob das, was sie durchgemacht hat, ihren Geist verwirrt hat. Sie ist feiger als ich. Sie kann überhaupt nichts allein tun und ruft immer nach John. Arme Nannette! Sie kam mit einem goldenen Löffel im Mund zur Welt, und sie versteht nicht, was aus ihm geworden ist.

Nannette und ich verbrachten unsere frühe Kindheit in demselbem Haus. Es war groß und düster, mit mächtigen Säulen vorn. In den dunklen alten Salons mit übertrieben hohen Decken waren Drehspiegel auf Konsolen, Marmorkamine, nichtssagende Statuen und riesige Majolikavasen. Es gab auch viele schäbige Gemälde in schweren Rahmen, die als ›Meisterwerke‹ galten und die mein Großvater in Europa gekauft hatte. Als Nannette Onkel Alec heiratete, verzichtete sie, wie sie es formulierte, auf jeden Luxus, mit Ausnahme eines Reitpferdes. Wir behielten Dandy sehr lange, und sein Name war mein erstes Wort. Als er verkauft werden mußte, weinte Nannette so sehr, daß auch ich weinte. Mir schien, daß Onkel Alec nicht begriff, wie schwerwiegend Dandys Verlust sein würde – daß Onkel Alec Nannette nicht verstand. Vorfälle diese Art führten dazu, daß er sich auf alle möglichen hochspekulativen Unternehmungen einließ. Es mochte fehlen, was wollte, eines aber mußte er seiner Meinung nach unbedingt sein: reich.

Nannette erzählte mir früher lange Geschichten von Parforce-Jagden und einem anderen Pferd namens Robert-der-Teufel, auf dem sie die gewagtesten Kunststückchen vorzuführen pflegte. Ich fand es immer schwierig, Nannette mit Waghalsigkeit in Verbindung zu bringen, aber die Geschichten waren interessant und warfen ein deutliches Licht auf unsere veränderten Verhältnisse.

Es gibt in Natal nur ein Automobil, und John hat es besorgt, um mich zum Schiff zu bringen. Man trug mich auf einem Stuhl an Bord des schmutzigen kleinen Dampfschiffs. Die Leute drehten sich um, als wir vorübergingen, und gafften mit verhaltener Neugier. ›Aquella mulher está doente?‹ hörte ich sie einander fragen.

Ich erlebte es als unangenehm, anders zu sein als die übrigen. Aus irgendeinem Grund nicht laufen zu können, beschämte mich. Es ärgerte mich, solche Gefühle haben zu müssen. Ich wünschte, ich hätte einen Schleier vor dem Gesicht gehabt, und ich versuchte, keinen dieser Menschen deutlich zu sehen. Schamgefühl ist eine körperliche Empfindung. Mein Leib war entblößt und heiß. Meine Kleider konnten mich nicht bedecken. Ich wollte von mir fort – von diesem Ich, das allen anderen ausgeliefert war.

Nur wenn Anderssein in Macht oder Überlegenheit besteht, ist es angenehm, sich von der Menge zu unterscheiden.

*

Die Koje in der Aufwärterinnenkajüte – was anderes konnten wir nicht bekommen – ist auf der Wäschekiste, und da unter der dünnen Matratze keine Federn sind, verschlimmern sich meine Beschwerden, wenn ich darauf liege. Das Bullauge mußte die ganze Nacht geschlossen bleiben. Ich hörte das Wasser dagegen schlagen und mit sattem Geräusch abfließen. Als ich die elektrische Lampe andrehte, war das Glas mit undurchsichtigen silbrigen Tropfen bedeckt, die sich langsam ausbreiteten, als wüchsen vor dem goldvioletten Licht silbrige Ranken. Die Kabine roch nach schmutzigem Leinzeug, und mehr als einmal fuhr ich auf, weil mir Kakerlaken über das Gesicht liefen. Der Fußboden - alles in der Kabine - hob sich mir ständig starr entgegen. Da wir in der Nähe des Maschinenraums waren, war es sehr heiß. Einige Seeleute redeten stundenlang im Gang. Ich hörte sie husten, lachen und ihr Räuspern, wenn sie spuckten.

Es ging mir sehr schlecht. Mein Schmerz und ich waren zusammen gefangen in der Bewegung des Schiffes. Es war, als bettelte mein Schmerz um Ruhe, aber die Wellen, die den Dampfer stampfen und schlingern ließen, rüttelten ihn weiter. Jackie lag auf dem Sofa. Er weinte, und ich war zu krank, um etwas für ihn tun zu können. John mußte an Deck schlafen.

Tageslicht. Das Meer auf der anderen Seite der Scheibe steigt, grau und kalt und schwer, auf die Höhe meiner Augen. Wenn die Gischt gegen das kompakte Bullauge schlägt, klingt sie wie ein Sandstrahl. Die Wellen sind aus Blei und Öl. Das Wasser schleudert kalte scharfe Funken. Die Sonne verblaßt. Große farblose Tropfen werden länger auf dem Glas, machen die Welt dunkel.

Mein Schmerz bewegt das Schweigen. Nichts existiert außer der grellen Erschütterung des Leids, grell im Dunkel, und der bleichen Erschütterung eines schwerfälligen Ozeans, zum Begreifen zu fern. Vor und zurück, vor und zurück, bis an die Enden der Welt, wie die Bewegung eines Weberschiffchens, das Weben eines Leichentuchs – zieh es enger, immer enger.

III

Dr. Beach ist fünfundsechzig, ungefähr. Er ist hochgewachsen und wirkt kräftig und geht mit schwerfälligem Schritt, wobei sein Talar flattert. Er hat weißes Haar, einen gestutzten weißen Schnurrbart und ein strenges Gesicht voll unnachgiebiger, harter Verschwiegenheit. Wenn er dich mit seinen undurchdringlichen blauen Augen anstarrt, kommt es dir vor, als sei zwischen dir und ihm ein Schleier, ein nicht faßbares Verständigungshindernis. Seine Hände sind massig, mit graublondem Haar bedeckt, und als Hinweis auf seinen Arztberuf trägt er am Zeigefinger der rechten Hand einen großen Smaragdring.
Als er uns am Schiff abholte, hatte ich solche Schmerzen, daß ich glaubte, ich würde nicht den Zug besteigen und zur Missionsstation weiterfahren können, doch er war ungeduldig, schroff und sachlich. Es müsse getan werden, er sei heruntergekommen, um uns dorthin zu begleiten, und ich solle mich gefälligst damit abfinden. Er machte keine Anstalten, mir etwas zur Linderung meiner Schmerzen anzubieten.

Überall entlang der Gleise waren die Mangobäume mit Geiern besetzt, unbeweglich wie Sphingen. Nicht ein Flügel ihrer kauernden Gestalten sträubte sich, als der laute Zug vorbeiglitt. In der Entfernung sah ich neue, weißgekalkte Häuser, fröhliche grüne Fensterläden vom Sonnenlicht gemildert. Eine weinbewachsene Kapelle auf einer Anhöhe warf von einem vergoldeten Kreuz letzte Strahlen. Auf den Wiesen weideten Hunderte von Rindern.

Der Wind trug uns einen Gestank von Blut in die Nase, und wenige Minuten später kam, in beherrschender Lage, alles überblickend, das riesige Schlachthaus man nannte es Das Schlachthaus des Heiligen Johannes – in Sicht.

Eine Ebene, bedeckt mit Schachtelhalm und den endlosen braunen Kegeln der Ameisenhügel. Ein einzelner Reiter mit Lederhut. Ein graues Äffchen läuft nah an den Gleisen und dreht den Kopf zur Seite, starrt auf die blitzenden Fenster der vorbeifahrenden Waggons.

Das dünne Laub des Bambus ist wie grüner Rauch. Seine Fahnen steigen hinter ein paar verlassenen Hütten auf, deren Türen schief in den Angeln hängen, die Wände aus ungebrannten Ziegeln sind geborsten, an den Seiten abgesunken. Dr. Beach sagt, wir fahren immer höher, und ich nehme wahr, wie sich ein Frösteln über uns stiehlt. Das Frösteln entspringt unserem eigenen Sein, der Fremdartigkeit unserer Umgebung, unserer Angst vor dem, was wir sind.

Der Zug ruckelt und zuckelt. Die Räder unter uns klicken monoton. Es gibt viele Arten ratternder Geräusche, und das einsame Stampfen der Lokomotive klingt, als werde jemand erdrosselt. Auf der Bank uns gegenüber ist eine Landfrau in zerlumptem Kleid eingeschlafen. Durch die verschmierten Fenster wirkt die Landschaft völlig verlassen. Bäume lassen lockere krumme Äste fallen. In einem stehenden Teich flackert Wasser, pocht, heiß-kalt, kalt-heiß. Ein Schaffner geht durch den Waggon, und indem er Streichholz um Streichholz entzündet, gelingt es ihm, einige schaukelnde Öllampen anzustecken, die einen starken Kerosingeruch ausströmen und in der graublauen Fensterscheibe wie matte Funken

Irrlichter reflektieren. Der Zug, die Menschen darin, alles ist gleichsam überschwemmt von der unermeßlichen Stille der verlassenen Hügel. Die Kälte hat uns zugedeckt. Wir sind betäubt, still – als sei dies schon der letzte Schlaf.

Als wir unsere Station erreichen, sind wir zwölf Stunden im Abteil gewesen. Außer dem Schuppen, an dem der Zug hält, ist kein Haus in Sicht. Nur eine blasse Straße, die sich an der ersten Kurve bergauf verliert, und da es auf dem Land keine Kutschen gibt, warten zwei Jungen mit einem auf Stangen befestigten Stuhl, um mich zur Missionsstation zu tragen.

›Wir haben nie damit gerechnet, daß wir uns hier um Weiße kümmern müssen, und bis das Hospital für sie gebaut ist, müssen sie mit dem zurechtkommen, was da ist.‹ Mrs. Beachs Ton ist frostig und barsch. Sie ist stämmig, dunkel, hat weißes Haar und eine Adlernase. Ihr Verhalten ist kühl, aber auf nachsichtige Weise humorvoll, und mit ihren präzisen Bewegungen scheint sie sich ständig selbst zu beglückwünschen. Sie erzählt mir sofort, sie sei Südstaatlerin, und ich verstehe, daß ich daraus entnehmen soll, sie sei Aristokratin. Aufgrund meiner jüngst erworbenen Neigung zu Verschwiegenheit versäume ich es, mit der Mitteilung zu parieren, daß meine Großmutter aus Maryland stammt und daß mein Großvater Virginier war. Ich bemühe mich, ihr Verhalten leichtzunehmen, aber sie schafft eine Atmosphäre, die mich sehr deprimiert zurückläßt.

Im Hinterzimmer des Gästehauses, unmittelbar an einen höhlenartigen Raum grenzend, wo der Kaffee der Plantage lagerte, half John mir ins Bett. Mrs. Beach ließ mir auf einem schön gedeckten Tablett Tee bringen. Es ist lächerlich, wie aufregend es schien, aus feinen Porzellantassen zu trinken und wirklich erlesene Tischwäsche zu benutzen und neben dem Teller einen frisch geschnittenen Rosenstrauß zu haben.

Die Trennwände sind sehr dünn. In der Nacht wurde ich durch Stöhnen wach und durch einen schwachen Schrei, der mich so erschreckte, daß er meiner eigenen Kehle entrungen schien. John erzählte mir, die junge Ehefrau von Dr. Beachs Sohn liege mit ihrem ersten Kind in den Wehen. Sie habe Chloroform bekommen, sagte er, und leide sicherlich nicht so sehr, wie ihr Stöhnen vermuten lasse. Ich frage mich, ob diese Qual der Geburt in Wahrheit alles ist – ob dies *das Leben* ist – das Wesentliche – und alles andere irrelevant.

Jackie muß abgestillt werden. Wenn Dona Inez in seine Nähe kommt, schreit er, tritt nach ihr und schiebt sie mit den Fäusten fort. Erst wenn es dunkel ist, wenn er eingeschlafen ist, können wir ihn wecken und dazu bekommen, ihre Brust zu nehmen. Die Kerzenflamme wirft einen halbdunkel flackernden Glanz auf sein pummeliges rosiges Gesicht, das im Schlummer ein wenig blaß wirkt. Er öffnet die Augen halb, nimmt die bronzene Spitze der goldenen Kugel, die sie ihm bietet, zwischen die geöffneten feuchten Lippen. Und er saugt weiter, die runden Arme in einer Geste der Hingabe nach oben geworfen, die Lider gesenkt, die Wimpern schwer auf den zarten Wangen. Es beunruhigt mich auf eigenartige Weise, Dona Inez mit ihm so vertraut zu sehen, die schräg fallenden Schultern über ihn gebeugt, ein Lächeln auf dem schmalen dunklen Gesicht, in den schwarzen rätselhaften Augen glitzern Reflexe.

Als ich mich auf die Operation vorbereitete, war ich allein mit den drei Männern dem alten Dr. Beach, dem jungen Dr. Beach und John. Der junge Dr. Beach hat rotes Haar, einen vulgären Mund und einen roten Schnurrbart. Seine und meine Augen sind sich noch kein einziges Mal direkt begegnet. Er ist gutmütig, aufdringlich, seine Art von Humor verrät seine Feigheit. John zog mir das Nachthemd aus, und die beiden Ärzte untersuchten mich. Ich mochte sie nicht. Mir war kalt, und ich fühlte mich hilflos und feindselig. Mir war sehr bewußt, daß ich von Männern betrachtet wurde nicht von Ärzten, und wußte, daß auch sie sich dessen bewußt waren, selbst wenn sie bemüht waren, etwas anderes vorzuspiegeln. Ich dachte an Mrs. Beachs übermäßige Bescheidenheit, daß sie ständig von Sittlichkeit sprach und der Unkeuschheit des Fleisches. Mit der Kleidung legt man so viel geistige Deckung ab. Und die Konventionen dieser Menschen mit ihrem unechten Christentum kann ich einfach nicht ertragen. Jedesmal, wenn ich den jungen Dr. Beach ansah, drehte er den Kopf weg und hüstelte. Ich begreife, woher der Haß auf das Fleisch kommt. Denn durch das Fleisch ist man allen ausgeliefert.

Dr. Beach sagt, er werde eine vorläufige Operation vornehmen, die bis zu unserer Rückkehr in die Vereinigten Staaten ausreichen wird. Seine Ausrüstung ist so primitiv, daß er Angst hat, die Bauchdecke aufzuschneiden und mich so zusammenzunähen, wie er sollte.

Mrs. Beach kam ins Zimmer, als die Männer den großen verschrammten Tisch heraufbrachten. Am Ende des Tisches waren Vorrichtungen zum Festschnallen der Beine, damit der Patient in der richtigen Lage bleibt. Mrs. Beach hatte ein Glas Wein für mich. Sie verhielt sich beiläufig und bedeutsam. Ich spürte, daß ich, wenn ich hilflos bin, doch lieber Männer um mich habe. Etwas in der Atmosphäre des Geschlechterunterschieds entspannt die Situation.

Ich hatte vermutlich Angst, doch bewußt war ich mir nur einer ruhigen Hochstimmung. Als ich mich auf den Tisch legte, amüsierte mich die ganze Inszenierung, und ich wollte lachen. Meine Hände waren sehr kalt und zitterten leicht. John sagte: ›Du machst das ganz wundervoll. Hab keine Angst.‹

Allein der Gedanke an Angst schien mir lächerlich. Ich kicherte laut. Es war, als erwöge ich in einem Augenblick des Rausches einen Sprung aus sehr großer Höhe. Der Raum war still. Draußen war es sonnig. Ich hörte eine Henne nach ihren Küken glucken. Die weißen Gardinen wehten sanft hin und her. In den Ziegeln über meinem Kopf blinkte der Glast und machte schwarze Sterne, feuergesäumt.

Mrs. Beach hatte Dr. Beach eine große Tasse Kaffee gebracht. Sie bemerkte, er trinke immer Kaffee, bevor er zu operieren beginne, und sie deutete an, es sei für ihn eine sehr viel größere Prüfung als für mich. Zum ersten Mal betrachtete er mich mit echtem Interesse. Sein Gesicht war karmesinrot, die Augen glänzend und stechend, und ständig kaute er nervös auf seinen Schnurrbartecken.

›Nun, sie ist wirklich eine mustergültige Patientin.‹ Er schob meinen Ärmel zurück. Ich hatte in seiner Hand nichts bemerkt, spürte aber einen langen scharfen Stich im Arm, während er die Morphiumnadel festhielt. ›Das gebe ich Ihnen, damit Sie gleich weg sind.‹

Morphium. Ich war seltsam ruhig. Ich wartete darauf, Morphium zu erfahren, ich war aber zu weit entfernt von mir. Mein eigener Leib war unerheblich. Ich fragte sie, ob sie beabsichtigten, meine Beine gespreizt auf diese furchtbaren Halterungen festzuschnallen. Sie sagten ja.

Der Raum trennte sich von mir. Ich sah ihn genau, aber so, als sei ich außerhalb. Meine Haut war erregt. Sie prickelte kühl, ganz für sich. Ich fühlte eine Flut von Leben durch mich hindurchströmen, sie begann an den Knöcheln und stieg meinen Körper hinauf in länger werdenden Wellen. Das Licht machte vor meinen Augen dunkle Flocken. Ich ging unter in einem Sturm intensiver Kraft, in einem Aufbrausen von Sein.

Der junge Dr. Beach legte etwas auf meinen Mund. Der Geruch war dicht, süßlich und unangenehm. Sie gaben mir nicht genügend Chloroform. Ich wollte es sagen. Meine Zunge war lautlos. Mein Blut wurde dicker. Meine Finger umschlossen ein volles unfaßbares Weiches. Irgendwie unangenehm. Ich sank in eine gedämpfte Welt und merkte plötzlich, daß mich mein Blut erstickte, ich war in ihm wie in einem Fluß. Ich war der Fluß, und es war mein eigenes Blut, beim Fließen durch mich machte es Schmerzen. Ich war dunkles Entsetzen, und die Qual, die ich litt, war rot. Das Rot durchlief mich unter dem Schwarz in einem langen Rinnsal. Mein rotes Selbst brauste fürchterlich, ganz vermischt mit dem Schwarz. In mir bewegten sich Gestalten, die nicht ich waren, und sie waren es, wovon ich mich befreien wollte. Ich wollte sie aus mir heraus haben. Ich kämpfte grauenvoll darum, diese Ungeheuer auszustoßen. Es half nicht.

Dann verfloß der Schmerz. Stille. Ich war völlig aus mir verschwunden. Die Leere war formlos. Die Finsternis war gegangen, und ich mit ihr.

Während ich leer das Werden erwartete, hoben sich meine Lider, und ich blickte in Johns Gesicht. Er beugte sich über mich. Ich sei zwei Stunden unter Chloroform gewesen, sagte er. Ich begann, mich krank zu fühlen, übel, mir verschiedener Teile meiner selbst bewußt zu werden und Schmerzen, die mich wie marternde Stricke fesselten. Ich wollte hochlangen zu John. Er sagte mir, ich könne mich nicht bewegen. Ich müsse auf dem Rükken liegen.

John mußte zurück nach Natal, um seine Arbeit wiederaufzunehmen. Dona Inez übernahm Jackie. Ich blieb mir selbst überlassen. Stunde um Stunde lag ich auf dem Rücken und wartete darauf, daß jemand kam, um mich umzudrehen.

Wenn ich vor mich hin stöhnte, dann nicht vor Qual, sondern weil ich etwas hören mußte außer meiner eigenen monoton aufgewühlten Stille. Die Laute, die ich machte, lenkten meine Aufmerksamkeit von mir ab. Ich hörte diesen befremdlichen Geräuschen zu und staunte über sie. Ich preßte meine Zähne gegen mein Handgelenk und genoß den schwachen Schmerz, der ein wenig Sinn in meine Welt brachte. Solche Empfindungen an der Oberfläche verbanden mich mit meinem Körper, reduzierten meine Formlosigkeit.

Es regnete unablässig. Das Zimmer war sehr kahl und sauber. An Möbeln gab es nichts als einen Stuhl, einen Waschtisch und mein Bett. Auf dem abgetretenen Kachelboden lag ein alter verblichener Teppich, ungefähr in der Mitte zerrissen. Über den zugezogenen Gardinen konnte ich den dünnen Wimpel einer Bananenstaude sehen. Der lange, rotviolette Blütenschauer einer Bougainvillea schwang gegen die Scheibe. Häufig verdunkelte der Regen mit seinen feinen Bewegungen am Fenster alles. Er stürzte auf die Ziegel mit dem winzigen Prasseln von Kieselsteinen. Gelegentlich drang ein leichter Sprühregen durch das Dach und fiel mit kaltem süßlichem Geruch auf mein Gesicht. Die Ziegel waren schwarzrosa wie Perlmutt, glänzten matt, darin lag etwas Geheimnisvolles. Manchmal hörte ich Stimmen. Ein Wagen rumpelte die Straße entlang. Die Räder ächzten,

und als ich die Rufe des Fuhrmanns hörte, wußte ich, daß er seine Ochsen mit einem langen Stock antrieb. Aber wir waren auf dem Land, und die meiste Zeit war alles sehr ruhig.
Dona Inez kam mehrmals am Tag und kümmerte sich um meine körperlichen Bedürfnisse. Ich überließ mich ihr und mied jeden Gedanken an meine Hilflosigkeit. Da ich nichts mehr selber tun konnte, schien es mir, als sei ich dem Leben entflohen.

Das Licht im Zimmer ist schwärzlich-grün. Mir ist, als habe man ein fehlerhaftes Glasstück auf meine Augen gelegt. Wenn die Gardine zurückbauscht, sehe ich, wie das Missionshaus in der dünnen stillen Luft treibt. Ein Hahn kräht. Töne schlagen dumpf gegen eine klare ebene Fläche, durchsichtiger Tag, durch ihn hindurch sehe ich die Nacht. Ein Vogel fliegt vorüber, und ich habe den Eindruck eines schwebenden Stahlpfeils. Der Tag dehnt sich endlos. Ich bin mir des Dehnens bewußt – Leben ausgestreckt auf einer Folterbank. Mein Leben. Die Knochen knacken. Leid fällt in Leid wie Regen in einen Teich. Das Herz Gottes eine einzige unergründliche graue Qual, ein passives Ohr, von Geräuschen gefoltert, eine gefesselte Zunge, die Worte anderer empfangend. Alle Qualen der Menschheit müssen unsterblich sein in dieser grausamen Ewigkeit.
Der Regen tropft. Ich fürchte das Weiß des Himmels, die geräuschlosen Bewegungen der Bäume.

Nachts bin ich im Gästehaus allein. Die Kaffeesäcke sind hoch über die Zwischenwand hinaus gestapelt, die meinen Schlafplatz unvollständig vom Lagerraum trennt. Über den modrigen Packen hängen tagsüber leblos Fledermäuse. Sobald die Dämmerung einsetzt, bevor meine

Lampe angezündet wird, rauschen sie in mein Zimmer. Ständig umrunden bis zu acht oder zehn mein Bett. Ihre Flügel machen ein huschendes Geräusch, wie Samt, der Luft streicht. Manchmal sind sie meinem Gesicht so nah, daß ich das Flackern ihrer Bewegung als kühle Glut auf meiner Stirn spüre. Ist die Lampe angezündet, wirft ihr schneller stetiger Flug kreisende Schatten zwischen mich und die Wand. Immer rundherum, eine Kadenz der Monotonie. Meine Nerven reagieren merkwürdig auf diese ewige Ruhelosigkeit. Ich habe es aufgegeben, mich vor ihnen zu ängstigen, aber die Unaufhörlichkeit ihres Aufruhrs ist nahezu unerträglich.

Ich liege starr auf dem Rücken, warte darauf, daß sie mich enger und enger umkreisen. Ihr Huschen ist die Stille, die Reglosigkeit lebhafter als Bewegung. Ein Flügel fächelt mich, erlöst mich durch eine Ekstase des Entsetzens. Nacht für Nacht liege ich hellwach, bis die Stäbe der Fensterläden waagrecht umrissen sind von kalten reinen Lichtschatten.

Um mich zu nähen, brauchte Dr. Beach vierundzwanzig Stiche. Sieben sind aufgegangen. Ich mußte wieder Chloroform bekommen, und obwohl die Ausbesserung unbedeutend war, empfand ich es wie eine Wiederholung der ersten Prüfung.

Er gab mir nur wenig Chloroform. Ich konnte alles hören, was gesagt wurde. Ich versuchte sogar, meine Hand zu heben, um ihnen zu zeigen, daß ich wach war, aber sie hing mit furchtbarem Gewicht am Bett. Meine Füße waren Steine, weit entfernt zogen sie an meinen langgestreckten Beinen. Das Dunkel in meinen Augen dehnte sich undurchdringlich und war wie schwarze Wolle, durch die nichts mehr auszumachen war. Ich hörte den jungen Dr. Beach sagen, diese Arbeit sei wahrlich ein

Ärgernis. Dann erreichte die Schwärze meine Ohren, die Wörter, mit denen sie gefüllt wurden, waren nur von ekliger Unbestimmtheit.

Als ich zu mir kam, war ich viel verstörter als beim Mal zuvor. Dr. Beach machte keinen Versuch, seine Ungeduld zu verbergen. Ich sei eine Hysterikerin und hätte keinerlei Veranlassung, wegen eines derart unbedeutenden Erlebnisses die Fassung zu verlieren. Sein Ausdruck verriet beabsichtigte Unaufmerksamkeit gegenüber allem, was ich sagte. Sobald er seine Instrumente zusammengesucht hatte, verließ er den Raum.

Mrs. Beach kam und blieb einige Zeit bei mir. Mit harter Stimme sagte sie mir, meine Angst um mich sei lächerlich. Der Doktor habe gerade das brandige Bein eines Patienten amputiert, der keine Narkose bekommen konnte, und der Mann habe diese unangenehme Angelegenheit ohne jedes Murren durchgestanden. Unmittelbar danach habe er sogar eine Tasse Kaffee getrunken und gescherzt.

Mrs. Beach hat eine kalt duldsame Art. Sie fürchtet ihren Mann ein wenig, aber in seiner Abwesenheit redet sie von ihm wie von einem Kind. Sie erzählt mir ständig, wieviel Verantwortung auf ihr laste. Die Eingeborenenfrauen kommen mit allen möglichen Fragen zu ihr. Sie achtet keinen Menschen außer sich selbst, es sei denn, Angst beherrsche sie. Im Umgang mit John ist sie achtsam, aber überaus neugierig. Egal, was ich sage, sie übergeht mich mit gutmütiger Verachtung. Um mich zu beschämen, vermute ich, beschrieb sie die beiden Operationen, die sie hatte, und erzählte mir auch Geburtseinzelheiten von den fünf Malen, die sie im Kindbett lag. Vier ihrer fünf Kinder gehen in den Vereinigten Staaten zur Schule. Sie untermauert ihre Ansichten stets durch Bibelzitate, dabei übergeht sie natürlich die mystischen

Elemente des Christentums. Sie genießt ihre Wichtigkeit, hat aber darüber hinaus kein Interesse an der Missionsarbeit. Ständig macht sie sich über die Katholiken und den katholischen Glauben lustig, und selbst ihre Bemerkungen über andere protestantische Missionare sind mit Bosheiten gespickt.

Christentum ist die naive Poesie der Verzweiflung. Sein Himmel ist eine so schlichte, kindliche Erfüllung all dessen, was das Leben vorenthält. Und ich hasse Mrs. Beach, sie ist so bewundernswert am Leben geblieben und artikuliert ohne Gefühl diesen verklärten Ausdruck der Niederlage. Ein erfolgreicher Christ ist in Wahrheit ein Ding der Unmöglichkeit.

Offenbar läßt jede Art andauernder Feuchtigkeit die Stiche faulen. Dr. Beach sagte mir, ich müsse so wenig Wasser trinken wie möglich und meine Notdurft so selten verrichten, wie ich nur könne. Bald dachte ich an nichts anderes. Als er mich mit einem Instrument behandelte, ging es mir nur schlechter. Die Stiche wurden ein drittes Mal erneuert. Er ist sehr verärgert und sagt, ihm sei mein Mangel an Beherrschung geradezu widerwärtig. Ich sei der allerschlimmste Patient, mit dem er es jemals zu tun gehabt habe.

Es interessiert mich nicht mehr, was mit meiner Wunde geschieht, solange man mich allein läßt mit ihr. Ich bin nicht mehr dankbar für das, was man für mich tut.

Die Fledermäuse bedrängen mich mehr denn je. Wenn sie auf mein Bett zuschießen, möchte ich laut schreien, aber ich würde lieber sterben als gehört werden, und so ersticke ich mein Stöhnen unter einem Kissen.

Dr. Beach kam heute und sagte in einem Ton der Verdammung – als sei es allein meine Schuld –, mein

Zustand sei sehr ernst. Er fragte mich, ob ich *wirklich* große Schmerzen habe. Ich fühlte mich erniedrigt durch die Notwendigkeit, mein Leiden zu rechtfertigen, darüber zu diskutieren, und ich haßte ihn, weil er mich so etwas fragte. Ich hätte ihm gern gesagt, daß es mir gut geht. Ich möchte ihn auf die gleiche Weise ignorieren, wie er mich offenbar ignoriert.

Er sagte: ›Sie bringen mich in eine Situation, wo mir für Sie nichts bleibt als Morphium. Das halte ich für das Schlimmste, was man tun kann. Ich mißbillige dies ganz und gar.‹ Dann versuchte er mir die Verantwortung für die Entscheidung aufzunötigen, ob ich etwas bekommen sollte oder nicht, um die Schmerzen zu lindern. Er haßt Frauen, auch wenn er sagt, eine gute Frau sei die Zierde des Hauses ihres Gatten. Er hat zu mir gesagt, wenn alle Frauen wären wie Mrs. Beach, wäre das Geschlecht gerettet. Und sie leben nahezu völlig getrennt und haben einander im Grunde nichts zu sagen. Seit er einige meiner Ansichten über Kunst, Politik und Religion entdeckt hat, löse ich in ihm einen ständigen Unwillen aus, und er meint seine Zeit zu vergeuden, wenn er etwas tut für mich. Ich habe ein besseres Gefühl für religiöse Bedeutungen als er, aber er sagte zu mir, Darwin sei ein Narr und eine Mißgeburt, und als ich behauptete, Darwin sei ein vornehmer und mutiger Mensch, verließ er das Zimmer. Und all diese untergründigen Feindseligkeiten wallen jedesmal in ihm auf, wenn es an sich um meine Gesundheit geht.

Er stand da, blickte kalt und ausweichend herunter auf mich, und da ich sagte, ich wolle Morphium, falls er willens sei, es mir zu geben, betrachtete er mich offenkundig mit Argwohn. ›Täte ich, was ich für das Beste halte, ich gäbe nie Morphium. Indem Sie Ihren Gefühlen nachgeben und Ihren Zustand so mutwillig verschlechtern, zwingen Sie mich, gegen besseres Wissen zu handeln. Ich möchte Ihnen sagen, daß *Sie* mich dazu treiben. Brächten Sie mehr Willenskraft auf, wäre es nicht nötig.‹

Er entblößte meinen Arm, hielt ihn, als sei er ihm widerwärtig, und stach seine Nadel hinein. Mir wurde in dem Moment übel, als die Nadel mich berührte. Mein Denken wirkte erstarrt ruhig. Mein Körper war tot und doch lebendig um mich herum. Morphium stimuliert mich, aber es beschert mir nicht diese verworrenen Eindrücke des Rausches.

Diese Menschen mögen mich natürlich deswegen nicht, weil ich die Rolle, zu der John mir geraten hat, zu spielen versäumt und meine Lebenseinstellung nicht verheimlicht habe. Ich erkenne die Torheit der Halbwahrheiten, die ich ihnen erzählt habe, aber für Reue ist es zu spät. Ich habe oft gedacht, daß mir nichts wichtiger ist, als mich von der Last einer Heuchelei zu befreien, die mir niemals glücken wird.

Nachmittag: dünne Splitter Sonnenschein, dünn wie Papierschnitzel, flirren unter den Ziegeln, unter der Dachtraufe. Der Sonnenschein ist spiritusgelb. Das Licht ist durchbohrt von den grünen Ärmchen der jungen Blätter. Meine Gedanken, verkürzt, treiben in Schichten, einer über dem anderen, gedrängt wie die verkürzten Figuren eines Veronese, die an der Decke des Dogenpalastes schweben.

Huri, schönes Positiv, um mein Negativ zu fesseln, umschlinge mich mit deinen warmen Armen, geschmeidig wie Blätter im Wind. Laß mich in dir ruhen wie in einer Wiege aus Luft. Wie ein Schatten ruht in den Armen des Windes – wie ein Schatten ruht im Licht.

Mein Gehirn zieht, zerrt, reißt; kann sich aber nicht genügend öffnen, um zu sehen. Immer am quälenden Punkt der Empfängnis, nie empfangend. Immer gebärend, doch nie geboren. Was soll ich empfangen? Was muß ich gebären? Was ist die Frage, die ich nicht beantworten kann, die beantwortet werden muß? Was ist dieses leere Gesicht, dem ich Züge verleihen muß?

Goldener Tiger zögert nie. Sachte schreitend kommt er auf smaragdenen Satinfüßen. Goldener Tiger hat eine weiche Samtzunge, verströmt Milde wie das Licht eines roten Mondes. Liebt das Gefühl von Knochen, sauber wie Stein, weich wie Milch. Liebt den brüchigen Schmerz des Knochens, den er gestreichelt hat. Er trat aus einer Nacht wie bestäubter blauer Plüsch. Schlägt sanft mit der Pranke nach mir. Seine Augen glühten in die meinen. Er war eine Sonne um Mitternacht.

Letzte Nacht habe ich mich ständig übergeben. Mein Würgen hat alle gestört. Ich wollte sterben.

Mrs. Beach kam herein, um herauszufinden, was vorging. Ich schloß die Augen, um sie nicht zu sehen. Ich hörte sie zu ihrem Mann sagen: ›Genau wie du gesagt hast! Eine gute Lehre für sie. Danach will sie bestimmt kein Morphium mehr.‹ Ihre Genugtuung klang mir rachsüchtig.

Es war mir gleichgültig, was geschah. Ich spürte kein Verlangen, mich zu beherrschen. Meist hielt ich die Augen geschlossen und stöhnte laut. Was ich erbrach, war blau von dem Medikament, das sie mir gegeben hatten. Ich sah Flecken auf allen Laken, dem Bettzeug, dem Boden, den Handtüchern, die umherlagen. Und trotz der Warnung, daß ich dadurch weitere Stiche aufreißen würde, warf ich mich wild von einer Seite des Bettes auf die andere. Ich haßte sie alle und wollte es zeigen. Als ich mir einen Augenblick Ruhe gestattete, sah ich im trüben Licht Gesichter – den roten Schnurrbart des jungen Dr. Beach, die Augen seines Vaters, Mrs. Beachs strenge Haltung und ihren mißbilligenden, mäkeligen Mund. Ich wollte das Blau auf alle draufspeien, sie verseuchen mit meiner Abneigung.

Dr. Beach ist nur zu bereit, mich aufsitzen zu lassen. Ich merke an seinem Verhalten, daß er und seine Frau überaus erpicht darauf sind, mich loszuwerden. Sie machen ständig beiläufige Bemerkungen über Kosten. Ich habe weiß Gott nicht den Wunsch, länger hier zu bleiben als nötig. Ich wünschte, ich hätte tausend Dollar, um sie ihnen hinzuschmeißen. Wenn Menschen unfreundlich sind zu mir, möchte ich von ihnen fort. In ihrem Spiel kann ich sie nicht schlagen. Etwas in mir rebelliert allzu leidenschaftlich. Ich möchte sie beleidigen und gehen.

Heute trug mich ein Missionsbediensteter, ein hochgewachsener, gutaussehender Mann, Halbindianer, ins große Haus auf die Veranda, und dort saß ich in einem Sessel, während die Familie aß. Ich war in den Armen des großen Mannes sehr befangen, besonders da ich wußte, wie blaß und erschöpft ich war und aus seiner Sicht vermutlich absolut abstoßend. Es gefiel mir, die sinnliche Freude daran einzugestehen, mich seiner Stärke zu unterwerfen – gefiel mir aus Prinzip, vermute ich, denn allein dieser Gedanke wäre für Dr. Beach und seine Frau eine Ungehörigkeit.

Ein Brasilianer, der gerade die Befähigung für das Pfarramt erworben hat, ist mit seiner Frau zu Besuch. Er ist groß und dünn, sieht aber aus wie ein Japaner. Seine dunklen Augen haben einen rätselhaften Ausdruck. Sie erinnern mich an Trauben bei Rauhreif. Er hat ausgezeichnete Manieren, und wenn er christliche Gedanken von sich gibt, ist er redegewandt. Mir gegenüber ist er sehr zuvorkommend. Er hätte es offensichtlich trotz seines Berufes gern, daß ich denke, er verstehe sich auf Frauen. Die Beachs behandeln ihn väterlich. Er hat zwei kleine Kinder. Wenn ich seine hübsche oberflächliche kleine Ehefrau mit ihrer verblichenen Lebhaftigkeit ansehe – dieser Atmosphäre, die sie ausstrahlt, eine Mischung aus Koketterie und Erschöpfung , hasse ich ihn sehr. Ich würde ihm gern etwas sagen, was seine Eitelkeit ein für allemal verletzt.

Es hat geregnet, und während die Runde bei Tisch saß, legten sie plötzlich Messer und Gabel beiseite und begannen in klagender Manier einige Kirchenlieder anzustimmen. Sie sangen gut, und die Musik, mit ihrer Passion des Kreuzes, verstörte mich durch ihre Unangemessenheit. Ich starrte auf den zerlegten Braten, die reich beladenen Teller, und ich dachte, daß Menschen sich selbst wahrlich ein Rätsel sind. Die Plantage liegt sehr abgeschieden. Nirgends konnte ich etwas anderes sehen als schroffe Abhänge, bedeckt mit Kaffeestauden, und dahinter, hoch und trüb, einsame Berggipfel.

Dr. Beach hat einen kraftvollen Bariton, Doktor Galdino, der Brasilianer, einen hervorragenden Tenor. Dona Perola sang, was man gemeinhin ›zweite Stimme‹ nennt, und Mrs. Beach sang die Melodie in lieblichem Sopran. Offenbar betrachtete niemand außer dem jungen Dr. Beach und seiner Frau – ihr Kosename ist ›Küken‹ - die Vorführung als Scherz.

Ein gewisser Mr. Andrews und Frau waren ebenfalls zu Besuch. Mr. Andrews ist ein untersetzter Mann mit stattlichen Zügen, schwarzem Haar und großen, unendlich sanften blauen Augen. Seine Frau, norwegischer Abstammung, kommt aus Minnesota, ist blond, groß und formlos robust, ohne dick zu sein. Er ist von ihr völlig abhängig, und sie ist zu ihm sehr freundlich. Ich spüre irgendwie, daß sie vom Leben verletzt wurden und ein schlichtes Anrecht darauf haben, der Kirche anzugehören. Aus weltlicher Sicht sind sie ungebildet und unwissend, aber sie haben in ihrem Inneren irgendwelche Erfahrungen durchlebt, die sie überzeugten, daß alles endlich ist. Sie glauben an den Tod, und insofern verfügen sie über die wahre Sicht des Dichters. Sie haben die Seele aller Verzückten, eine Inspiration, die auf Selbstaufgabe zielt, auf eine negative Auflösung des Universums. Nur die Religion gestattet es dem Mann, sich leidenschaftlich der Unverantwortlichkeit anheimzugeben. Sie gestattet ihm, im Verhältnis zu Gott die geschlechtliche Einstellung des Weibes anzunehmen. In der judaischen Religion ist Jehova der männliche Geist, und das weibliche Element kam hinzu durch die Ankunft Jesu.

Als ich zu gehen versuchte, schmolzen meine Beine unter mir, die Erde hob sich und begann zu schwanken, und mir war, als habe man mich in einen Strudel aus treibenden Bäumen geworfen, aus Steinen, die unter meinen Füßen nachgaben. Aber ich bin entschlossen, von hier fortzukommen. Heute sagte Mrs. Beach: ›Ich hoffe sehr, daß der Doktor und ich, wenn wir für alles andere zu alt sind, noch ein wenig Familienleben haben werden. Denn jetzt, wenn wir mal keine Theologiestudenten hier haben, müssen wir uns immer um irgendwelche Kranke kümmern.‹

Ich kann nicht viel essen, aber ich setze mich mit ihnen zu Tisch. Manchmal betet Dr. Beach lange, bevor das Essen beginnen kann. Sie haben für mich gebetet, für die Wiederherstellung meiner Gesundheit. Ich fühle mich unbehaglich scheinheilig, wenn ich in einem frommen

Zusammenhang meinen Namen erwähnt höre. Sie haben sich über einen Fanatiker lustig gemacht, der unter der Landbevölkerung umherzieht und predigt, die Lehre Christi sei Gewaltlosigkeit. Dr. Beach lachte derb und herzlich. Er sagte: ›Ich habe ihn gefragt, ob er, da er an Gewaltlosigkeit glaubt, etwas dagegen habe, eine Kakerlake zu töten. Er sagt, selbst das täte er nicht.‹ Dr. Beach schnitt einen Bissen Hammel ab, und während er kaute, tupfte er mit der Serviette bedächtig den glänzenden unteren Rand seines Schnurrbarts. Ich dachte an den Löwen, der sich neben das Lamm legt, und fragte mich, wie sie sich mit solchen Sätzen arrangierten. Ich erwähnte, ich sei früher einmal Vegetarierin gewesen. Mrs. Beach sagte: ›Nun, ich meine, wir sollten Gottes Gebote hinnehmen, ohne sie in Frage zu stellen, und alles genießen, was er uns zum Genießen gegeben hat.‹ Aus dem, was sie mir bei anderer Gelegenheit erzählt hat, schließe ich, daß diese Bemerkung sich auf Nahrung bezieht, nicht auf Sexualität.

Seit der Unterhaltung über Darwin habe ich erfahren, daß sie für Affen giftige Verachtung hegen. Sie haben ein schwarzes Äffchen, das ihnen ein ›Bekehrter‹ geschenkt hat, in aller Unschuld. Ich kann von meinem Fenster sehen, wie der Affe unter dem Brotfruchtbaum, wo er festgebunden ist, am Ende seiner Kette vor und zurück galoppiert, vor und zurück. Er hat traurige gelbe Augen und ein unglückliches Gesichtchen. Wenn er mich erblickt, steht er aufrecht auf krummen Beinen, reckt seinen dünnen, unproportionierten Körper und umfaßt mit vertrockneten, zarten Händen seine Kette. Er runzelt die Brauen zu einer traurigen Grimasse und zeigt, die Zähne ein wenig bleckend und seinen Bauch reibend, daß er etwas zu essen haben möchte. João, der Indianer, ist der einzige, der ihn je füttert. Mrs. Beach sagte mir, ihrer Meinung nach seien Affen ›eklige Dinger‹, und sie fügte hinzu, ›so widerwärtig und so nutzlos‹.

Gestern brachte man eine Eingeborene hierher, halbtot, ihr ganzer Leib brandig. Es gibt keine Hoffnung auf Genesung. Mir wird schlecht bei der Vorstellung, was sie gelitten hat. In diesem Zustand trug man sie dreißig Meilen in einer Hängematte. Wer leidet, ist gezwungen, sich zu unterwerfen. Keine Art von gewähltem Leid bedarf wirklich des Mitleids. Niemand kann auf Freiheit verzichten, denn auch Verzicht ist ein Ausdruck von Freiheit. Das Leben bricht uns, sobald unser Wille unterjocht wird.

Dr. Beach ist über irgend etwas besorgt. Das Zimmer neben meinem ist leer, und täglich geht er allein dorthin zum Beten. Bis zu einer Stunde lang höre ich das stete monotone Geräusch seiner Stimme, manchmal ruhig, manchmal heiser von Gefühlen, manchmal wie zur Ermahnung erhoben. Seit ich das gehört habe, empfinde ich mehr Sympathie für ihn, aber eine Annäherung kann ich nicht versuchen. Seine Religion ist streng, bedrükkend durch die Düsternis judaischer Prophezeiung, ungemildert durch Christus. Seine Frau ist von seiner Stimmung offenbar unberührt. Sie erzählte mir heute morgen, fast salbungsvoll, ihr Mann erbitte seine Kraft von Gott, und Dr. Beachs Kraft sei ebenso grenzenlos wie sein Glaube. Ich halte ihn für ein Ungeheuer, aber wenigstens ist seine Unmenschlichkeit künstlerisch interessant.

Ich sitze gern in meiner Tür in der wundervollen Stille. Der Sonnenschein am Nachmittag hat die müde Farbe überreifer Aprikosen. In der Luft liegt ein sanftes Regen, ein schwacher Blumenduft. Wir schauen hier direkt auf einen sehr alten Berg. Er hat einen stumpfen Gipfel, gefurchte Flanken, und in den Dunst, der ihn leicht umschwebt, sind die Schwingen einiger großer Vögel geflochten. Olymp, Ararat, Sinai, Golgatha – Berge sind die Altäre der Götter. Ich denke nun an den letzten Wein, der aus einer alten Presse tropft, eine Art bacchantischer Dämmerung. Das Rätsel meines Ichs ist das Unvermögen der Romantik, ein im wesentlichen romantisches Geschöpf zu befriedigen. Körperliche Furchtsamkeit, geistige Genauigkeit, Gerechtigkeitssinn und eine übergroße Identifikation mit den Angelegenheiten anderer sind verantwortlich für meinen paradoxen Zustand.

Oh, diese schrecklichen Christen! Venus, Klytia und Merkur werden von ihren Museumssockeln gestürzt, und es ist, als zerbreche man zu meinen Füßen das Leben kleiner Kinder. Ich glaube nicht, daß es einem Erwachsenen möglich ist, zur gleichen Zeit tugendhaft zu sein und unschuldig. Manchmal wird der Kranz aus Rosen und Lorbeer zur Dornenkrone, doch stets ist dies Ausdruck des gleichen Sehnens. Die Statue versucht, aus dem Stein auszubrechen, das Gedicht aus der Sprache und das Geschlechtliche aus den Geschlechtsorganen. Irgendwie werde ich mir, stark wie ein Jäger, meinen Weg bahnen. Zumindest möchte ich das gern glauben.

Es wird viel über den Krieg geredet. Dr. Beach benutzt hochtrabende Worte, räuspert sich, und in Mrs. Beachs Augen treten Tränen. Alle freuen sich an der eigenen Empfindsamkeit.

Nachdem ich über die Menschen nachgedacht habe, die in der Schlacht sind, bin ich zu dem Schluß gekommen, daß die Romanen eitel sind, die Angelsachsen stolz und die Deutschen eingebildet. Das heißt, Stolz ist am schwächsten bei den Romanen, am wahnsinnigsten bei den Angelsachsen, die deutsche Selbstgefälligkeit beruht auf einer Beschränktheit der Vorstellungskraft.

Wenn ich mich den Beschimpfungsorgien gegen ›den Feind‹ nicht anschließe, betrachten sie mich unverhohlen mit dem Zorn, der aus ihrer Verwirrung folgt. Für sie ist mein Mangel an Patriotismus eine Variante der Undankbarkeit. Undankbarkeit wofür? Der Krieg selbst ist weniger schrecklich als die damit vergleichsweise unzusammenhängenden Emotionen, die er freigesetzt hat. Ich las heute in einer alten Zeitung, ein Geistlicher sei in einem Städtchen vom Pöbel geteert und gefedert worden, weil er sich weigerte, eine Lehre des Hasses zu vertreten. Dr. Beach und Mrs. Beach, sogar Mr. Andrews und seine Frau, die Sanften, rechtfertigen die Tat des Mobs uneingeschränkt. Nun begreife ich, daß tief in jedem ein Trieb zur Existenz ist, unberührt von den Werten, die das Bewußtsein verlangt. Diese Existenz ist unpersönlich, undefiniert, eine bloße Geste, die Leben verteidigt und sich um Verpflichtung oder Folgen nicht schert. Ich möchte vor mir selbst errettet werden, vor dem furchtbaren Selbst, dem mein ganzes sekundäres Leben entspringt, dem Selbst, das mit geschlossenen Augen seinem eigenen Ende entgegengeht.

Leben, das Äußerste, worauf all unsere prismatischen Visionen reduziert werden können, ist Schlaf, ist ohne Blick. Schlaf, immer nur Schlaf. Und es gibt kein Erwachen. Die Stimmung des Traums ist die Seele des Träumers, der sich niemals erhebt. Ich empfand dies in der Abbildung eines Fötus, die ich einmal gesehen habe, sein Einssein mit sich, seine furchtbare Tatsächlichkeit, seine Finsternis. In Wahrheit war es das Monstrum, das Frankenstein schuf, dieses große blinde sündelose Monstrum, der auch Vater all dessen ist, was wir Schönheit nennen.

Doña Perola, die Frau des brasilianischen Konvertiten, hat mich besucht. Sie ist sehr hübsch, hat ein schmales weißes Gesicht, dunkelblaue Augen, ihr Haar ist schwarz, fein und glatt. Sie ist stolz auf die Bildung ihres Mannes, seine Verbindung zu Amerikanern und auf das theologische Examen, das er gerade bestanden hat. Aber sie ist gelangweilt und von Armut erschöpft. Sie erzählte mir von ihrem munteren Leben in Rio, wo sie, bevor sie verheiratet war, eine Tante besucht hatte, und sie beschrieb mir all ihre Kleider. Ihre schmalen Wangen glühten. Ihre Augen verhärteten sich zu einem geistesabwesenden Blick, und ihre kleine Gestalt war gesammelt in dem Selbstvertrauen, das diese Rückerinnerung auslöste. Offenbar wollte damals ein Mann – ein anderer als ihr Ehemann – sie zu seiner Frau machen. Er war von kühnem, leichtsinnigem Charakter, und als sie ihn abwies, drohte er, sie und sich selbst zu töten.
Sie hielt ihr Kind im Arm, und während sie sprach, öffnete sie ihr Matinée und legte das Kind an die birnenförmige, hängende Brust. Ihre Haut war fast durchsichtig, blendend hell, aber Hals und Schultern wirkten abgezehrt. Ich erinnerte mich, daß Mrs. Beach erzählt hatte, Dona Perola sei von Tuberkulose bedroht und nehme Emulsão Scott. Dies ist ihr zweites Kind, seit der Geburt des ersten hat sie eine Gebärmuttersenkung. Ich sah, wie das zarte Kind gierig saugte, dabei ballte und streckte es die Hände. Die Eitelkeit der Mutter, in der bloßen Erinnerung an Bewunderung so befriedigt, wurde verkauft. Das Leben, in ihrer Phantasie so stark, ist bereits in ihr Kind geflossen. Ihr zuzuhören war wie ein Zauber. Sie war ein junges Mädchen mit der Ungebun-

denheit einer Jungfrau. Was die Frau betraf, die ich ansah, so erkannte Dona Perola deren Existenz nicht an, die Existenz dieser Person mit abgemagertem Hals und der vom Saugen der Kinder welken Brust.

Ich spürte rund um mich Traum. Ich war tief, sehr tief in Dona Perolas Traum. Vielleicht werden im letzten Augenblick, wenn die Dunkelheit weiß wird, ihre Lider ein wenig erzittern, ein Sekunde lang wird der Schmerz der Vision ihr gehören dann verlöschen. Ihre Hände sind dünn, müde und bewegen sich hilflos, aber auch sie sind Traum. Sie können sich selbst nicht sehen und ihre Erschöpfung.

John ist zurückgekommen. Wir reisen ab. Ich habe mich für die Fahrt zum Zug sehr sorgfältig angezogen – so sorgfältig jedenfalls, wie meine Garderobe es erlaubt – und etwas Rouge aufgelegt. Der Hut, den ich in London gekauft habe, ist immer noch recht elegant, schwarzer Samt mit einem weißen Pompon an der Seite. Mein altes blaues Kostüm ist abgetragen, sitzt aber gut. Ich fühle mich beschützt in diesem Kleidungsstück. Meine Persönlichkeit wurde durch Krankheit zu sehr entblößt. Ich genieße die Sicherheit, die einhergeht mit der Reduzierung auf einen Typus. Dr. Beach weigert sich, mich auch nur anzusehen. Mrs. Beach betrachtet mich mit tieferer Abneigung und größerer Achtung.

Nun sehe ich, wie wenig ich Aufrichtigkeit will, wie ungern ich mich ungeschmückt der Menge präsentieren möchte. Mein Gesicht ist weder hübsch noch häßlich – manchmal das eine, manchmal das andere, immer ein wenig von beidem. Ich habe ein gerade Nase mit schön geformter Spitze, volle Lippen, empfindsam und sinnlich – häßlich fast und zugleich zart. Meine Haut ist fahl, ohne jede Farbe, und mein Haar graugold. All dies eignet sich sehr gut für Schminke, die Vorspiegelung eines Aussehens. Doch sehe ich in meine Augen, bin ich dankbar für die Dummheit, der sie sich stellen müssen – graue Augen, die mich irgendwie an Felsen und von der Flut vergessene Tümpel erinnern, Augen voll trauriger und brackiger Rebellion. Ich bin zweiundzwanzig Jahre alt, doch an diesen Augen kann ich erkennen, daß etwas Seltsames geschehen ist mit mir. Ich bin wie Dona Perola. Das Selbst, das ich erinnere, erlosch, noch während ich daran dachte. Meine Brüste hängen. Ich habe keine Milch mehr für Jackie. Ich empfinde mein Fleisch nicht mehr als üppig. Und ich kenne meinen Körper so gut. Mein runder Hals, nicht mehr so rund, wie er einmal war, meine eckigen mageren Schultern, meine schmalen Hüften und die drallen, festen Kinderbeine. Ich glaube, ich sehe jung aus, entfernt attraktiv und ziemlich jämmerlich. Aber in meinem ganzen Wesen liegt eine Hagerkeit, die von der Jugend ein wenig überspielt wird. Ich bin so überzeugt von meinen Gefühlen des Alters und der Häßlichkeit, daß ich sofort alt und häßlich sein möchte. Vielleicht wäre es möglich, völlig ohne diese entsetzliche Unangepaßtheit des Geistes, die ich an Nannette sehe, in das Alter hinüberzugleiten, wenn ich nur auf Jugend wirklich verzichten könnte.

Der Zug fuhr durch Dunkelheit. Hinter einem von Reflexen überzogenen Fenster zeigte sich im Wasser eine ölige Markierung – eine steife Vertikale, die, in ihrer Starre oszillierend, zeitlich länger war, als der Zug vorbeifuhr. Häuserklumpen mit leeren Scheiben, darin Lichter wie Samen. Eine Straße, beleuchtet: Drahtblumen schwankten und streckten sich auf Schattenstielen. An einer Kreuzung eine Laterne. Lichtstrahlen wie behaarte Beine kämpften mit Dunkelheit, stießen sie verzweifelt zurück.

Eine Fabrik. Sie machen dort Kakao. Kakao, in Bahia angepflanzt. Sie schicken ihn in die Vereinigten Staaten. Die Fabrikschornsteine sind drei Eisenstriche gegen die Dämmerung. Rauch, eins mit dem Himmel, wälzt sich immer weiter fort. Kleine Flammen der Fabrikfeuer tanzen in der Scheibe.

Die Bucht taucht wieder auf, und Reflexe, sich durch die öligen Tiefen schlängelnd, frösteln und sinken zur Seite.

Zug, jetzt langsam, schwenkt neben anderen Zug: ein hohler Schatten, lichtgefüllt. Drinnen, in flüssigem Glas, kartenspielende Männer, schlafende Frauen mit Kindern auf dem Schoß. Zugbrausen wird dumpf, zieht seinen Ton weich, stirbt klanglos. Geräusch ohne Klang. Stille schwerer als Geräusch. Stille, auf den anderen Zug folgend, lastet am Gleis.

Im Waggon Knirschen von Holzteilen, eine knirschende Angel. Dumpfe Schläge, ein scharfer Aufprall, sich ausbreitend mit dem Drehen des Rades. Isolierte Stimmen, sprechen eine fremde Zunge, taumeln von Verwirrung ermattet. Stimmen klettern schrill und gleiten eine unsichtbare Kadenz hinab. Stimmen plappern und dröhnen: Stimmen ohne Körper, ohne Wörter. Auf der Bank neben mir lehnt sich ein schlafendes Mädchen auf ihren Arm, schwer, überfrachtet mit unangemessener Wirklichkeit. Ein Mann geht durch den engen Gang, gerät ins Schwanken ein hölzernes Schwingen. Er fängt sich steif.

Höllengeschmetter. Zug schluchzt, würgt. Die Entfernung erstickt. Der Waggonboden schwingt im Winkel zu den Seitenwänden. Seiten steigen und fallen. Stöße. Stöße. Geräusch stolpert sich selbst hinterher.

Amerikanischer Waggon. An der Decke brennt ein Licht, eingeschlossen in eine trübe Glaskugel, wie eine illuminierte Muschel. Köpfe der Passagiere rucken. Ein dunkelhäutiges dickes Mädchen hat blondierte Haare, strohig im Licht, bernsteinfarben. Kurzes Haar hier Zeichen ihres Berufes. Sie kreuzt die massigen Beine, und wenn der Schaffner vorbeigeht, macht sie ihm schöne Augen. Ein gebeugter Männerkopf, kahl und rosa unter dem spärlichen Haar, hupft auf und ab. Engländer. Recife ist voller Engländer. Mit einfältiger Gespanntheit starrt er vor sich hin und wirkt gelähmt vor Bewegung.

Die Station wirkte, nach meiner Zeit auf dem Land, riesengroß und gleißend erleuchtet. John erfragte den Namen eines billigen Hotels, und ein Chauffeur fuhr uns zu einem im unteren Teil der Stadt, unweit des Hafens. Wir überquerten eine Brücke. Eine Straßenbahn fuhr neben uns, eine flackernde Lichterkette. Im violettschwarzen Wasser ein Lichtfächer, gestreifte Wellen aus vibrierendem Gold, Blattgoldströme fließen über ein Onyxfeld. Die Stadt im Halbdunkel. Wir konnten hinter uns den Zug hören, ein schnaubender Leichenwagen. Ein Schiff bewegte sich hölzern, trieb todbringend auf das Land zu. Vom Schiff drangen laute Stimmen und ein Leck von Reflexen. Als sich der Dampfer näherte, sank das Gewicht des Kais in das Wasser wie Stahl in Fleisch.

Die Hotelrezeption war nicht im Parterre, und als wir zu ihr hinaufgestiegen waren und nach einem Zimmer gefragt hatten, hieß es, das einzige freie Zimmer sei im obersten Stockwerk und nur über drei Treppen erreichbar. Es war zwölf Uhr nachts, und wir mußten nehmen, was man uns gab.

Das Zimmer ist lang und schmal, ausgestattet mit zwei Eisenbetten, einem Waschtisch und einem Ständer mit

Karaffe. Zwei hohe Fenster mit schweren Vorhängen gehen auf einen Balkon, der über der Straße hängt.

*

Der Hafen ist am Ende der Straße. Ein neues Stuckgebäude, groß und kastenartig, macht gegen Westen tote Winkel. Ein Schiffstuten, heiser und laut, zerreißt die Stille nimmt ab und ist schwach. Die Geschäfte sind geschlossen, es ist Sonntag. Die Häuser sind kalt vor Lautlosigkeit. Automobile über Kopfsteinpflaster. Klick, klick des Motors. Widerhall von Gummireifen. Im Schatten, den es durchfährt, ist ein leuchtender Glanz. Um die Laternen, die langsam ihr Licht aufgehen lassen, Insekten in diaphanem Kreisen. Der Wagen fährt unter einer Laterne hindurch, und ein zarter Schatten schwingt im Halbkreis nach vorn und schrumpft vor den sich nähernden Rädern. Schatten eines Barfüßigen, der folgt, schwingt auch nach vorn und schrumpft.

Uns gegenüber eine Apotheke. Im zweiten Geschoß haben der Eigentümer und seine Frau eine Wohnung. Ich kann in die Sala blicken – Pastellportraits in Goldrahmen, Spiegel, ebenfalls blattgoldumrandet und mit rosa Tarlatan verhüllt, um Fliegen fernzuhalten, strenge Stuhlreihen stehen einander gegenüber, als warteten sie auf den Beginn eines Zeremoniells. Die gewaltig dicke Frau im Spitzenmatinée sitzt dort ganz allein, fächert sich schwerfällig mit einem Palmblatt. Manchmal steht sie auf, tritt auf den Balkon hinaus und blickt gleichgültig die kurze Strecke hinauf und hinab. Den ganzen Tag hat sie dort in der gleichen zufriedenen Langeweile verbracht der gleichen Untätigkeit.

Südländische Frauen erstaunen mich fortwährend. Ich beneide ihren Fatalismus und ihre Trägheit. Dort drüben in der Ecke ihr Heiliger, ganz gold und blau in einem riesigen Glasgehäuse. Ihre emotionalen Bedürfnisse werden ohne Zweifel gestillt, wenn sie zu ihm betet. Eine fromme Gesinnung für jede Gelegenheit schon fertig, deftiges Essen, Fett ansammeln und Dummheit.

Jackie hat Krupp. Etwa um ein Uhr letzte Nacht bemerkte ich, daß er schwer atmete, und etwas später begann er zu würgen, zu husten und sich mit seinen Angstschreien fast zu ersticken.

John mußte aufstehen, sich anziehen, über die Straßen gehen, um den Apotheker zu wecken. Während er fort war, wurde Jackie sehr blaß, seine Lippen bekamen einen bläulichen Schimmer, seine Lider sanken, bis nur das Weiße seiner Augen zu sehen war. Seine pummeligen Händchen, kalt vor Feuchtigkeit, umklammerten zitternd die Bettdecke. Ich muß völlig den Kopf verloren haben, denn ich nahm ihn auf und begann, ihn umherzutragen. Heute morgen die gleichen Schmerzen, die wie Messer in meinen Nabel stechen, die gleiche feine Nervenanspannung, die gleiche sonderbar verstörende Lebhaftigkeit der Empfindung in meiner Wirbelsäule, das gleiche Gefühl von Hilflosigkeit und unerträglicher Schwere. John mußte mir unter die Knie einen Kissenberg legen, um meine Beine zu stützen, die mir schwer vorkamen und lose von meiner Hüfte zu baumeln schienen.

Jackie ist schwach und quengelig, aber es geht ihm viel besser.

Die Schiffsreise war ereignislos. Als wir zu Hause ankamen, erwartete Nannette uns am Tor. Ein scharfer Wind fegte die verlassene Straße hinauf und hinab, und der aufgewirbelte Sand stach uns ins Gesicht. Nannette war aufgeregt und erleichtert. Sie war barhäuptig, ihr Haar ganz zerzaust. Als sie sah, daß ich hereingetragen wurde, begann ihr schmales Gesicht zu beben, ihre Augen wurden dunkler, und ich wußte, daß sie den Tränen nahe war. Ich hätte selbst so gern geweint, daß ihr Kummer mich ärgerte.

Mir war irgendwie, als würde ich durch eine solche Heimkehr wirklich entehrt. Ich dachte an magere Brüste, die, mit schlichter Geste entblößt, fröstelnd ihre Armseligkeit darbieten. Schönheit ist nun großmütig. Haßte sie mich, aus mir könnte das Elend fließen wie Blut, doch in ihrer Erniedrigung ist sie gütig wie eine Heilige.

Ich könnte viele Kinder stillen oder, stelle ich mir vor, ebenso viele Liebhaber. Aber die Kinder werden erwachsen, und die Liebhaber werden versiegende Zitzen vorfinden, angefüllt mit einer bitteren Flüssigkeit. Wer ist da, um zu trinken? Niemand wird einer alten Frau den Schmerz der Überladenen ersparen. Natürlich gibt es die Armen und jene, die nach neuen Bekenntnissen dürsten, aber der Brunnen ist durch das Fieber in der Brust vergiftet.

Jackie, einmal warst du meine Finsternis. Du warst aus mir, die Finsternis, in der wir beide gingen. Mit dem Öffnen deiner Augen öffneten sich die meinen, und die Mauern meines Schlafraumes sanken herab auf mich. Danach sah ich überall nur Mauern: Meeresmauern, Himmelsmauern, Augenmauern. Komm zurück in dein Gefängnis. Oder vielleicht baust du aus Klötzen eine weitere Mauer, die von einem rüssellosen Watteelefanten bezwungen wird. Von einem Baum vor dem Haus hat der Wind das Laub geholt, die steifen Äste, wie ein Lackfächer entfaltet, streifen den Himmel. Das können wir betrachten.

IV

John, Jackie, Nannette und ich kletterten die lange Strickleiter vom Dampfer hinunter und nahmen in dem kleinen Boot Platz. Neben mir stand Dinah, mein Hund, sie bellte und zerrte an ihrer Kette, den Körper gespannt und vorgereckt, die Schnauze erhoben. Über der weiten Bucht lag eine gläserne Stille, durch das Wasser, das von den Rudern tropfte, und den leichten Strömungssog der Ebbe ein wenig unterbrochen.

Bahia. John ist befördert worden. Die Häuser, die den Berg starr emporklettern, rosa, goldblau, verwittertes Rot, sind warmfarben zwischen schwarzen Bäumen. Der dämmrige Himmel, weit und leer, ist wie beleuchteter Stein. Die Kaistufen sind alt, glänzen, tropfen Dunkelheit.

In einem Automobil erklimmen wir eine lange steile Straße. Mauern überragen uns. Der verwilderte Garten einer alten Kirche. Zwischen zerbröckelnden violettgrünen Steinen Aloebüschel. Blaue Blätterstrahlen – schwarzblau – riesige dunkle, vor Licht berstende Sterne. Eine Agave mit einer einzigen zarten Blütenrispe, groß und an der Spitze goldfiedrig. Dichtgedrängte Feigenkakteen, blauviolett, sehen steif und gefroren aus, die Blätter, flach wie Handteller, dornig wie mit Nägeln besetzt, gleichen gekreuzigten Händen.

Auf dem Platz einige schwarze Frauen in ärmellosen Kamisolen und weiten geblümten Röcken, rote und gelbe Tücher unter den Achseln geknotet. John sagt, daß die Schwarzen in Afrika ihre Tücher so knoten.

Vom Gipfel aus können wir nun die Bucht sehen, vor uns in azurblauer Reglosigkeit hingestreckt wie ein zugefrorener See. Segelboote bewegen sich mit strenger Gewandtheit, die eingetauchten Kiele schneiden durch eine unversehrte, crêpegleiche Fläche.

Die Pensão liegt an der Ecke einer ärmlichen Straße, auf dem Platz gegenüber ist die riesige Stuckkirche der Franziskaner. Wenn ich mich ganz weit aus dem Fenster lehne, kann ich das gewaltige Kloster am Fuße des Berges sehen. Sehr viele Mönche gehen vorbei. Sie tragen Bärte, braune Kutten und Sandalen. Wenn das Kirchenportal offensteht, kann ich den atemberaubenden, vergoldeten Innenraum erspähen und nahe beim Eingang die Statue eines schwarzen Heiligen in Maurentracht. Am Sonntag gab es eine religiöse Prozession: kleine Mädchen in Blau und Rosa, Engelflügel an den Schultern, Silberpapierkronen auf dem Kopf. Der Kirchenfürst, in einem gelben Gewand wie der Mantel eines Mandarin, ging unter einem Baldachin, purpur und weiß, rundum besetzt mit Spitze.

Ostersamstagnacht. Vor der Kirche steigen Raketen auf, bei Sonnenaufgang kommen aus den Lehmhäusern hinter uns Frauen und Kinder, sie schlagen auf Schüsseln, alte Blechbüchsen und Eimer. Palmen wehen gegen einen perlfarbenen Himmel, drehen ihre Wedel in verzerrten Formen. Christ, Unser Herr, ist auferstanden! Rufe, Beifall, Schreie. Die Frauen am Brunnen hören mit dem Waschen auf, um zu rufen. Der lahme Schuhmacher in der Werkstatt nebenan verläßt seine Bank, die Ahle in der Hand. Christ, Unser Herr, ist auferstanden! Die zerlumpten Jungen auf dem Platz greifen den Schrei verzückt auf. Eine Militärkapelle auf einem vorüberfahrenden Straßenbahnwagen spielt mit kreischender Fröhlichkeit den Triumphmarsch aus *Aida.* Weihrauchwolken mischen sich mit dem Rauch berstender Feuerwerkskörper. Christ ist auferstanden!

Montag morgen. Am Ende der bunten Straße mit ihren blauweiß gekachelten Häuserfassaden, ihren belebten Läden bleibt eine dicke asthmatische Matrone mit einem Korb keuchend stehen, beugt sich vornüber und zieht aus ihrem Strumpf die Rolle mit Erspartem, um etwas einzukaufen. Eine fromme Hure überholt mich auf ihrem Weg zur Kirche.

Dann – in der Ferne Musik und Erregung. Gesichter in den Fenstern. Nackte gelbe Straßenjungen beginnen zu tanzen. Angestellte mit parfümierten Haaren und fettigen, parfümierten Schnurrbärten, ohne Jackett, Uhrketten aus Messing elegant über der Brust ihrer Baumwollwesten. Einer trägt ein rosagestreiftes Hemd, karierte Hosen und Leinenhosenträger. Die Männer treten vor die Tür und beäugen neugierig die nicht offenbarte Ferne. Der Säufer auf unseren Stufen, ein Halbblut, zieht ein einziges zerrissenes Kleidungsstück über die nackte Brust und erhebt sich unsicher.

Militärmusik. Der Rogue's March. Zwischen Reihen erregter Zuschauer und den Kapellen aus Soldaten in voller Uniform der Mann, dem die Uniform ausgezogen wurde, mit langsamem Schritt, die Hände nach hinten gebunden, der Kopf gebeugt. Seine gesenkten Lider verbergen die Augen, seine hohnlächelnden Lippen zucken. Leeres verwirrtes Gesicht, aus Vorsicht ausdruckslos.

Die Prozession überquert den Platz, gefolgt von der Musik, biegt um die Ecke und ist fort. Die Straßenjungen hören auf zu tanzen. Der Angestellte in dem rosagestreiften Hemd lächelt mit selbstgefälligem Mitleid und schüttelt den Kopf mit zufriedenem Staunen. Der zerlumpte Säufer, ebenfalls lächelnd, nimmt, träge zurücksinkend, seine vorherige Haltung des Halbschlafes wieder ein. Über dem Pflaster wallen spürbar die Hitzewellen in einer zitternden Flut aus Durchsichtigkeit. Leere Stille – leerer noch als das Gesicht des Verurteilten. Über den Schreien eines Wasserträgers und eines schwitzenden Holzkohlenverkäufers, der seinen Esel verflucht, Echos, wie der Schatten eines Klangs, diese merkwürdig abgehackte Melodie aus zwei Takten, endlos wiederholt.

Vor dem Leichenzug geht eine alte Negerin in ärmellosem Kamisol und geblümtem Rock. Sie hat ein freches, launiges Gesicht, die Züge eines Mannes. Ein rotes Tuch, mit einer Falte unter den Achseln festgesteckt, umweht lose ihre ausladenden Hüften. Auf dem Kopf balanciert sie ein Holzbrett voller Blumen in wildem Durcheinander orange, rot, violett, blau. Als sie im Laufschritt vorbeitrabt, schlagen die Holzsohlen ihrer Tamankos auf dem Pflaster einen abgehackten Rhythmus. Sie ruft über die Schulter einigen Passanten etwas zu, kichert in sich hinein und spuckt. Hinter ihr schwingen die Sargträger leicht den mit rotem Käseleinen bedeckten Kasten, der Kasten ist gerade lang genug für den Körper eines Kindes.

Die große Mulattin, die folgt, ist sicher die Mutter des Toten. Sie hat rote Augen, schlaffe Hände, einen schleppenden Gang. Ihre Figur ist gebeugt von Erschöpfung und den Mühen der Mutterschaft. Ich bemerke ihre schlaffen Brüste, ihren entstellten Bauch, ihre fleckige Kleidung. Und ich erkenne in ihren Augen Verbitterung und Neid auf die Toten, die ruhen dürfen.

Ich kenne die Gräber der Armen auf dem Campo Santo; gelbe Lehmhügel mit schwarzen Holzkreuzen, an denen morsche Kränze aus Gold- und Silberblumen hängen.

Ich sehe die leere weiße Kirche vor mir, das schaudernde Geräusch der Flügel nistender Vögel, die durch den Einzug der Trauergesellschaft gestört werden. Der alte Priester wird über seiner speckigen Soutane eine fleckige Spitzenrobe tragen, und die Meßdiener, ohne jedes Übergewand, das störrische schwarze Haar auf den Bubenköpfen rasch geglättet, werden ihr Amt in den gestreiften Baumwollanzügen versehen, die sie den ganzen Tag tragen.

Weicher Lehm, sich ausbreitend, wo er hinfällt. Erde auf den Sargdeckel. Die Klumpen folgen aufeinander und mischen sich, wie es im Anfang war. Ich möchte mir vorstellen, auch Tod sei ein Traum. Ich werde nicht daran glauben.

In der Nähe ist eine alte Kirche mit einem Garten, der über der unteren Stadt und der Bucht liegt. Dorthin bin ich mit Jackie und Nannette spaziert. Der Garten war voller Bettlerkinder, und manchmal liefen sie in ihrem Spiel in das große leere Gebäude hinein und wieder hinaus. Ihre dünnen Schreie hallten in dem Halbdunkel und der Stille um den Altar, den ich sehen konnte, durch die offene Tür beschienen.

Im Zwielicht wirkte der halbdunkle Himmel ausgedörrt von der Stille und schrumpfte in säuerlichem grünem Dunst fort von der Erde. Das Wasser war ein rötliches Bernstein. Die Schiffe darauf schwarz, lichtgetupft. Wind und Wellen zusammen machten ein reißendes Geräusch wie Seide, ein Laut, der im verschwommenen Schaukeln der Bäume verhallte. Ein gezackter Palmzweig über mir sirrte wie eine Harfe.

In dem Wissen, daß ein Kranker notgedrungen geschlechtslos ist, bemühe ich mich, dem Leben eine kalte geistige Harmonie zu entwinden, statt dessen aber bemerke ich, wie ich nach innen gesaugt werde, mein Verstand erstickt wird wie von einem sinnlichen und übelerregenden Rhythmus. Wonach ich mich am meisten sehne, ist die Fähigkeit, nichts zu begehren, denn in meiner Vorstellung wird alles Leben allmählich und auf ewig zu Nichts.

Die Kirche und die Freudenhäuser liegen einander fast gegenüber. Vor einem der Häuser sehe ich die Besitzerin, eine Kreolin, in einem blauen Seidenkleid mit Spitzenapplikation. Zwischen den schiefhängenden Gardinen eines Fensters darüber lehnt ein breitgesichtiges Indianermädchen – vom oberen Amazonas –, und im Zimmer hinter ihr ist eine rosa Porzellanvase zu sehen, ein Sofa mit ›Deckchen‹, ein Alkoven als Bettstatt, abgeschirmt durch einen zerrissenen Vorhang aus Nottingham-Spitze.

Rund um den Platz weitere Fenster, Gesichter. Aus der Tiefe eines Hauseingangs blickt eine alte Bettlerin, die dort Zuflucht sucht, die Augen alterslos vor Schmerz. Mit stummer Geste streckt sie die angespannt zitternde Hand aus, ich sehe die deformierten Gelenke, die knotigen Adern an den Handgelenken. ›Uma esmolha, Senhora, por amor de Deus.‹ Ihr eingefallener Mund murmelt andere Wörter, die ohne Bedeutung sind für mich. Zweifellos nähern sich Individuen einander über die Sinne, tauschen über sie Erfahrungen aus.

Bergauf Eselkarren in langer Prozession. Unablässig saust die Peitsche herab. Blut und Wunden auf pelzigem Rücken, die Eseltreiber, Bilderstürmer, schinden unseren barmherzigen Gott zu Tode.

Eines der Bordelle ist ein sehr elegantes Etablissement. Die Prostituierten kommen aus Rio und sind sehr ›chic‹.

Mademoiselle Juliette, auf dem Balkon ruhend, ist in ein langes rosa Negligé gehüllt. Sie hat ein müdes schmales Gesicht, kleine Augen voller Langeweile und Schläue und wunderschöne weiße Hände. Der größte Teil ihres Tages vergeht mit der Maniküre ihrer Nägel. Der große Mann, der sie am häufigsten besucht, ist Schotte. Es ist ihm offenbar peinlich, mit ihr gesehen zu werden, aber er kann nicht widerstehen. Ich war in der Nähe, als sie sich an der Haustür trafen, und seine Augen, vor Sinnlichkeit und Erregung ganz dunkel, folgten ihren Bewegungen mit gierigem Blick. Mademoiselle, ich bin sicher, verachtet seine fügsame Einfalt, seine leichtgläubige Bewunderung ihrer kleinen Kniffe. Ich achte sie, da sie mir zeigt, daß sie sehr wenige Illusionen hat, weder was ihren Beruf noch was die Männer angeht, die sie trifft.

Mademoiselle Fifi ist gar keine Französin, sondern eine Brasilianerin aus der Unterschicht. Sie ist groß, stämmig, eine üppige Erscheinung, und auf ihrem Gesicht liegt eine Art träger Sinnlichkeit. Ihre Züge sind von klassischer Ebenmäßigkeit, und das Haar, streng aus der Stirn gekämmt, gibt ihr das Aussehen einer volkstümlichen Madonna. Ich habe sie nie in Straßenkleidung gesehen. Offenbar verbringt sie ihr gesamtes Leben in einem goldbestickten blauen Satinkimono, verblichen und etwas schmuddelig, und roten Pantoffeln mit hohen Goldabsätzen. Mein Eindruck von ihr ist, daß sie abstoßend ist und unbeschreiblich verdorben. Sie ist so augenfällig dumm und phantasielos. Mademoiselle Juliette hingegen überzeugt mich davon, daß Intelligenz etwas von einer gewissen, eindeutig moralischen Tugend hat.

Sünde bietet ständige Vielfalt des Erlebens, eine zweifache Mischung aus Genuß und Furcht. Die weltlich Gesinnten tun gut daran, sich beim Sündigen ein Empfinden von Sünde zu erhalten. So können sie den Genuß

endlos fortführen und jenes unwiderrufliche Ende, jenen Neuanfang meiden, die gesellschaftlich so gefährlich sind. Tatsächlich ist Logik nicht unparteiischer als Gefühl. Ihre Aufgabe ist es, das Fühlen zu *beweisen.* Zu jedem Positiven gehört ein Negatives, daher kommt die widersprüchliche Aussage, das Paradoxon, der Wahrheit noch am nächsten. Ich werde den absurden Versuch aufgeben, meine Art zu leben logisch zu rechtfertigen.
Nannette ist über die Unverfrorenheit der Prostituierten schockiert, aber ebenso interessiert an ihnen wie ich. Sie beobachtet sie insgeheim. Sie bei ihrem Beruf zu beobachten, schürt die vage Sinnlichkeit, die der Anstand erstickt hat. Ihre Scham macht ihre Wahrnehmung nur nuancierter.

›Ich habe Chicago vor dreißig Jahren verlassen‹, erzählte uns Mr. O'Malley. ›Da hat sich sicher vieles verändert.‹ Seine ausdruckslosen blauen Augen umwölkten sich in dem schmalen roten Gesicht ein wenig, und er rieb eine trockene kleine Hand über den graugesprenkelten Kinnbart. Er besitzt einen Engenho – eine Zuckerplantage – unweit der Stadt, und einmal im Jahr kommen er und seine Frau zu Besuch hierher. Sie ist eine große Indianerin mit hageren Zügen und ernstem, aber freundlichem Aussehen. Mr. O'Malleys Sohn studiert an der Universität Illinois. Er spricht über den Jungen. Er sucht lange nach den englischen Wörtern. Er zögert, verlegen, und sieht mich an mit verwirrtem und fragendem Blick.

Es war eine neue Erfahrung, in der Pensao Inglez Tee zu trinken und einige Menschen meiner eigenen Herkunft kennenzulernen. Mrs. Wilson, die Frau des Arztes, ist wuchtig und flach, hat glatte rote Haare, einen großen dünnen Mund mit bleichen Lippen und schwere, müde Augen hinter Brillengläsern.

Mrs. Donahue ist Spanierin und mit einem Iren verheiratet. Sie ist eine schmale jugendliche Erscheinung, hat rattenartige Äuglein und einen lockigen schwarzen Pony. Sie ist stets von der Unbestimmtheit der Gefühle umhüllt. Sie ist schüchtern und in Details überaus förmlich. Sie sagt: ›Mein Vater mein Großvater, beide in diplomatisches Corps. Das ist, man sagt, Tradition in meiner Familie. Mein Vater hat getroffen meine Mutter auf einem Ball. Sie lieben sich sofort. Das ist se-her romantisch.‹ Tränen trüben ihren glasigen Blick, und Antwort erheischend blickt sie Mrs. Wilson unverwandt an.

Mrs. Wilsons Stimme ist trocken, ihr Verhalten spöttisch. Sie sagt: ›Wie nett.‹ Ihre nasale amerikanische Aussprache ist ausgeprägt. Mrs. Donahues naive Ernsthaftigkeit hat sie aus der Fassung gebracht, und abwehrend nimmt sie es als Scherz.

›Mein Vater kein Spanier. Er Italiener. Aber wir sind in Spanien aufgewachsen. Wir sind Spanier. In Spanien alles ist anders als hier. Das Personal hat nicht Ideen von Demokratie. Haushaltsführung da ist se-her anders. Jede Woche meine Mutter gibt dem Butler - allen – drei Liter Wein. Nein, mein Mann spricht nicht Spanisch. Wir sprechen Französisch. Gut für ihn, se-her schlecht für mein Englisch.‹

Mrs. Nelson kommt. Sie hat kalte direkte blaue Augen, einen schönen Teint und blonde Haarbüschel, die unkleidsam frisiert sind. ›Ich habe mich zum Tee verspätet, ich weiß, aber gerade kam die englische Post. Niemand, der unser liebes altes England nicht kennt, kann ermessen, was es bedeutet, sein Leben an einem Ort wie diesem zuzubringen. Neun Jahre. Ach, das Grün der englischen Felder! Mir tut das Herz weh, wenn ich daran denke.‹

Mrs. Wilson spitzt scherzhaft die Lippen. ›Selbst Amerikaner werden von Heimweh geplagt.‹

Mrs. Nelson begreift herablassend, daß dies witzig ist, und lächelt ein kaltes abwesendes Lächeln, dadurch bekommen ihre Augen ein frostiges Leuchten. ›Oh ja, durchaus. Sicher sind sie das.‹

In dem großen Raum mit seinen Strohmatten und Korbstühlen schwebt der warme Geruch von Tee und der Duft von frischgebackenem Brot, der sich aus der Küche hereinstiehlt. Durch die Glastüren sieht man den Garten, die Mangobäume, einen blühenden Flammenbaum – ein Zelt aus scharlachroten Blüten ohne jedes Laub. Die Brise, die uns erreicht, ist süß und lau und riecht nach faulendem Obst, und die Luft, wie weiches, lauwarmes Wasser, bewegt sich ein wenig. Die Frauen nippen ihren Tee und sind untätig angeregt. Eine melancholische Zufriedenheit erfüllt sie. Himmel, heißblau, vor Licht bebend. Sentimentalität. Trägheit. Mrs. Nelson ergreift, mit großer einsamer Geste, Besitz von einer Tasse. ›Ach ja, diese kleinen Zusammenkünfte sind nahezu alles, was wir zu unserem Trost haben.‹

Hier gibt es ein Krankenhaus und sogar eine medizinische Hochschule, aber sie sind schlecht organisiert, es gibt nur Krankenwärter die nicht ausgebildet sind –, und Dr. Wilson erzählt, da er die erforderlichen Medikamente und Gerätschaften nicht habe bekommen können, habe er mehr als einmal das Leben eines Patienten gefährdet. Auch er meint, daß dies nicht der rechte Ort sei, um mich operieren zu lassen, und daß alles Erdenkliche unternommen werden müsse, damit ich in die Vereinigten Staaten zurückkomme. Um dem Konsul etwas vorweisen zu können, bat John den Arzt, eine Erklärung zu unterschreiben, wonach mein Leben gefährdet sei, falls man mich zum Bleiben zwinge. Dr. Wilson war nicht willens, sich auf eine so extreme Äußerung festzulegen, sagte aber, als mein Arzt rate er mir dringendst zur Rückkehr in ein gemäßigtes Klima.

John ging heute zum Konsulat. Mr. Harris, der Konsul, war höflich, kam uns aber, was die Zukunft angeht, nicht entgegen. Er sagt, ohne Pässe hätten wir gar nicht herkommen dürfen, und in Kriegszeiten müsse er mit deren Vergabe sehr genau sein.

John war dreimal im Konsulat. Seine Kleider sind abgetragen, doch er tritt selbstsicher auf. Er sagt aber, er erhielte mehr Aufmerksamkeit, wenn er wohlhabend aussähe. Wir sind unbedeutend, der kleinen Gruppe Briten und Amerikaner hier fast unbekannt, und daher mißtrauen uns alle.

Heute, John war fort, stellte sich ein fremder Mann vor unser Haus, blieb lange dort stehen und starrte anscheinend direkt auf unsere Fenster. Er ging eine Viertelstunde lang fort, kam zurück und nahm seine Erkundung wieder auf. Da Brasilianer der höheren Schichten niemals Pfeife rauchen und dieser Mann, der Pfeife rauchte, sehr gut gekleidet war, entschied ich, daß er entweder Amerikaner war oder Brite. Und schloß daraus sofort, daß Johns Hartnäckigkeit wegen des Passes den Verdacht des Konsuls erregt hatte und daß wir beobachtet wurden. John kam sehr spät nach Hause, und ich bildete mir die ganze Zeit ein, man habe ihn verhaftet.

Zwei Stunden lang hielt der Mann dort seine rätselhafte Wache. Ich wollte auf die Straße hinuntergehen und ihn fragen, was er tue. Alles schien besser als Ungewißheit. Aber als John auftauchte, war der Mann verschwunden.

Wir haben seither nichts gehört. Ich bin beunruhigt. Ich finde keine befriedigende Erklärung für den Vorfall.

Nannette ist seit über einem Jahr bei uns, und als sie kam, plante sie einen Besuch von acht Monaten. Sie weint ständig. Sie versteht Onkel Alecs Unklarheit hinsichtlich Geld nicht und sein Versäumnis, ihre Briefe zu beantworten. Als ich mein Zuhause verließ, hätte ich wie John alles hinter mir lassen sollen. Nannette schämt sich so wegen ihrer schäbigen Kleidung. Wenn ich nicht kräftig genug bin, um auszugehen, bleibt sie im Haus, und ich habe immer Schwierigkeiten, sie zu überreden, auf die Straße zu gehen. Ihr Gesicht ist inzwischen völlig farblos, sogar ohne Pigmente. Dr. Wilson sagt, dies sei die Folge schlechter Ernährung und eines Nervenleidens. Es wird kein Pigment mehr erzeugt. Meine Hände sehen auch so aus. Sie sind groß, mit breiten Innenflächen, langen spatelförmigen Fingern und dünnen Handgelenken. Diese Blässe, die über uns kommt, erinnert mich an Lepra. Nannette trägt einen dichten Schleier, um sich zu verbergen. Die Sorge um ihr Aussehen macht sie fast krank.

Onkel Alec hat sich von Nannette scheiden lassen. Ich weiß nicht, wann das war, und gerade ich kann es ihm nicht verübeln. Mit fünfzehn Jahren begriff ich, wie es zwischen ihnen stand, und versuchte, sie zur Trennung zu überreden. Damals fühlte ich mich durch das Elend um mich völlig zermürbt. Onkel Alec sorgte sich wegen meiner eigenartigen Einstellung zur Ehe. Er sagte mir oft, Widerspruchsgeist sei ein Zeichen von Jugend, und er glaube, ich würde dem entwachsen. Wenn Männer mich zu unumwunden bewunderten, war es ihm unangenehm. Er glaubte, mein Denken sei jungfräulich, und er konnte meine Intuitionen hinsichtlich Sexualität nicht verstehen.

Onkel Alec fürchtet Gefühle, Nannette lebt davon. Sie reagiert auf jede Andeutung und nimmt jede Gefühlsnuance an. Früher konnte ein Ausbruch sie nur beleben. Nun scheint er sie zu erschöpfen.

Ich möchte nicht bitter werden, aber Leiden ist stärker als das eigene Gerechtigkeitsempfinden. Und außerdem ist Onkel Alec sich selbst gegenüber unaufrichtig. Er hat kein Geld, er hat John eine furchtbare Verantwortung aufgebürdet, und er schreibt mir gleichwohl, seine Zuneigung zu mir sei unverändert. Auch wenn es schwierig ist, ich muß mich vor seinen Liebesbeteuerungen schützen. Er ist in Wahrheit nicht mehr unser Freund, aber einen ehrlichen Gegner kann ich achten. Haß hat etwas Anständiges und Unumwundenes. Ich möchte mein gegenwärtiges Gefühl von Verwirrung überwinden, das Gefühl, daß ich irgendwie übertölpelt wurde.

Nannette glaubt einfach nicht an das, was sie die ›Grausamkeit‹ der Scheidung nennt. Sie drohte, sich zu töten, ging zum Strand hinunter und blieb stundenlang fort. Aber selbstverständlich kam sie nach einiger Zeit zurück. Ihre Augen waren hart und glänzend und sonderbar. Sie sagt, die Schuld liege allein bei John und mir. Wäre ich zu Hause geblieben, Onkel Alec hätte niemals etwas so Erniedrigendes und so Verzweifeltes erwogen. Nun glaubt sie, daß sie einer legalen Trennung bereitwillig zugestimmt hätte.

John sagt, er habe Verständnis für Onkel Alecs Versuch, den Fesseln einer unglücklichen Ehe zu entrinnen, könne ihm aber seine sentimentalen Lügen mir gegenüber nicht verzeihen. Wenn Menschen sagen, sie seien ›vom Leben gebrochen‹, dann meinen sie, daß ihr Verhalten, wie moralisch verwerflich auch immer, unvermeidbar heraufbeschworen worden sei und daß sie außerstande seien, sich anderen noch zu erklären. Was im eigentlichsten Sinne ist, muß sein, und wir müssen unserem Schrecken vor den Folgen widerstehen. Ich jedenfalls habe nichts zu betrauern. Als ich John traf, hatte ich nichts.

Nannettes Haar ist mittlerweile fast weiß. Ihre Augen haben einen starren Ausdruck von Verwirrung. Sie geht umher mit einem matten, verblüfften Blick, erinnert sich plötzlich ihres Kummers und beginnt zu weinen. Eigenartigerweise duldet sie keinerlei Verurteilung von Onkel Alec. Sie gibt allein John die Schuld an dem Schrecken ihrer Lage. John verhält sich ihr gegenüber freundlich, doch darunter ist er gereizt. Er sagt, sie nehme keine Rücksicht auf meinen Gesundheitszustand und belaste mich unerträglich.

Sie hat eine wohlhabende Schwester, mit der sie vor Jahren Streit hatte. Ich versuche, sie zu überreden, dieser Tante von mir zu schreiben und uns schließlich zu verlassen. Aber Nannette möchte mich nicht verlassen. Meine Tante ist auch mein Feind, und falls Nannette zu ihr zurückkehrte, müßten wir zu unserer eigenen Sicherheit unsere Adresse verheimlichen. Es gibt immer die Möglichkeit, daß Louise uns entdeckt.

Das Schlimmste an Johns gegenwärtiger Anstellung ist, daß er soviel von zu Hause fort sein muß – manchmal sechs oder sieben Wochen hintereinander. Er muß zu Pferd lange Reisen ins Landesinnere unternehmen, und alles ist fast wie in Natal. Aber aus dieser Situation ist kein Entkommen. Die amerikanischen und englischen Firmen schicken meist ihre eigenen Männer hierher, und es gibt keine andere Anstellung, deren Lohn vier

Menschen wie uns auch nur das schiere Überleben sicherte.

Einer der Amerikaner im Büro wurde entlassen und kehrt zurück in die Staaten. Ich denke an die dreitausend Meilen zwischen hier und New York. Meer wie Öl, Wellen saphierhart und saphierblau, Zweite-Klasse-Passagiere, gelangweilt, von der Hitze erschöpft, in dürftigen Deckstühlen ausgestreckt, Dünste von gebratenen Zwiebeln, langweilige Shuffle-Board-Partien, an der Bar beruhigendes Gläserklirren. Und Pagliacci, der geckenhafte kleine Amerikaner, der prahlerische Briefe nach Hause geschrieben hat, gefeuert – ohne einen Pfennig. Hätte er wenigstens den Schneid, eine Flasche Champagner zu bestellen! Aber er wird Bier trinken und weiter halbherzig lügen.

Das jedenfalls steht uns nicht bevor. Die Ablehnung unseres Paßantrages ist nun endgültig. Wir wollten naturalisierte Brasilianer werden – haben dem Rechtsanwalt, den wir konsultierten, sogar etwas bezahlt –, aber die brasilianische Regierung akzeptiert Angehörige kriegführender Nationen nicht als Bürger.

Samstag abend fühlte ich mich wieder in der Lage aufzustehen, und John und ich gingen den Berg hinunter in die Baixa Sapateiro, dort sind einige Läden für arme Leute. Alles war sehr fröhlich, die enge Straße hell erleuchtet, und die am Wochenende übliche Menschenmenge war unterwegs. Wir gingen in einen Laden, wo ich Haarnadeln kaufen wollte. Als wir herauskamen, fuhr ein Straßenbahnwagen an uns vorbei, und wir bemerkten einige Soldaten, die ihm die Straße entlang hinterherliefen. Die Menschen um uns zögerten wie wir auch und starrten einfältig den Laufenden hinterher. Im gleichen Moment, von nirgendwoher, ein Schrei, Männerstimmen laut und erregt. Pöbel begann sich zu sammeln. Die Ladenbesitzer ließen vor ihren Geschäften die schweren Eisengitter herunter. John und ich begriffen, daß sich etwas Ungewöhnliches anbahnte, und wollten rasch fort. Es ging mir zu schlecht, als daß ich zügig vorangekommen wäre. John stieß mich in einen offenen Hauseingang, als man gerade die Tür schloß.

Dunkelheit. Eine Eisenstange polterte. Mit den Händen tasteten wir eine kalte Wand entlang   nichts. Die Luft war beißend feucht. Ein Torweg, in dem sich mehrere, einander unbekannte Menschen versteckt hatten. Der schwache Geruch ihres Atmens störte die kleine Stille, so nah am tumultartigen Lärm der Straße. Ein Mann, den wir nicht sehen konnten, erzählte, man schüre einen Aufstand gegen den neuen Gouverneur.

›Ich wohne hier. Da hinten ist eine Leiter. João, eine Leiter.‹ Mit unterdrücktem Scharren schleppte man die Leiter herbei. Unvermittelt stand die blasse Gestalt eines Jünglings, der hinaufstieg, beleuchtet vor dem eisenvergitterten Oberlicht. Angstseufzer bewegten die Schatten. ›Nossa Senhora, miseracordia de seu povo. Jesus, piedade. Tenha campaixão, meu Deus!‹

Das Klappern von Pferdehufen, ausgleitend, gedrängt auf dem Pflaster. Nicht ein Wort. Stimmen. Einzeln explodierende Schüsse. Sie werden durch das Dunkel gedämpft, das auch uns einhüllte. Eine Frau im Torweg schrie gellend auf, unverständlich, und ich hatte das Gefühl, als habe sie ihren Mund mit der Hand bedeckt. Santa Maria, Santa Theresa, São Antonia, nos salvem. Aus der Wortlosigkeit des Pöbels draußen ein Todesschrei. Keine Antwort darauf außer dem unpersönlichen Geräusch der vorbeiziehenden Kavallerie, unentwegtes platzendes Klirren von fallendem Glas. ›Die Läden werden aufgebrochen! Die Menge plündert die Läden!‹ Einmal wurde gegen die Tür gehämmert, hinter der wir standen, aber John und zwei andere drückten sie zurück, als sie uns entgegenschwang.

Dies ist eine Revolution für Lebensmittel. Das Volk will Fleisch. Eines ist so schön wie das andere, wenn es überwältigend ist, und wenn es wirklich ist, dann überwältigt es uns – wir gehören ihm. Der Hunger unserer Körper ist lebendig wie ein Baum.

Zwei Stunden sind vergangen. Der Lärm hat sich gelegt. Der Junge, vorsichtig die Leiter hinabsteigend, scheint auf dem Mondlicht nach unten zu gleiten, das gleichmütig das Eisengitter bescheint. Die unsichtbare Stange schwingt nach innen, kratzt am Türrahmen. Und nun wird nicht nur der Himmel sichtbar, sondern auch die Straße, in ihrem Durcheinander verlassen. Die Laternen scheinen auf eine Friedlichkeit, die nicht überzeugt. Eine alte Frau späht, halb von einer Wand verdeckt, zu uns hin, hat ungekämmtes Haar und glänzende Augen, gefährlich ruhig in einem abgehärmt erregten Gesicht. Ihr Rock ist zerrissen, das Hemd von der Schulter geglitten, die schlaffe, beutlige Brust entblößt. Eine Hand, stark wie eine Raubvogelklaue, hält eine bedrohende Flasche am Hals, bereit, sie nach uns zu schleudern, sollten wir an ihr vorübergehen.

Wir verließen unser Versteck in entgegengesetzter Richtung. Ich drehte mich einmal um und blickte zurück, und auch sie hatte sich umgedreht und beobachtete uns lautlos, aufmerksam - reglos , beobachtete uns mit einem gierigen Todesblick.

Am Montag waren die Straßen wieder belebt, aber etwa um elf Uhr geschah irgendwo eine furchtbare Explosion. Ich erfuhr später, daß sich auf dem Platz vor dem Gouverneurspalast eine Volksmenge versammelt hatte; daß der Gouverneur mutig genug gewesen war, auf den Balkon zu kommen und eine Rede zu beginnen, mit der er sie zu beruhigen hoffte; daß eine betagte Negerin, vor Erregung fast von Sinnen, bedrohend, die Arme erhoben, auf den Bürgersteig zulief; daß ihr einige aus der Menge folgten; und daß die Palastwache Befehl erhielt, das Feuer zu eröffnen. Dreizehn Unbewaffnete wurden sofort getötet und viel mehr verletzt.

Es war mir unmöglich, im Haus zu bleiben. Ich fühlte mich durch diese ungewöhnliche Atmosphäre stark und ruhig. Männer an den Straßenecken, in erregtem Gespräch, beachteten mich nicht. O povo, für gewöhnlich zu Gehorsam geknechtet, vergnügten sich trefflich. Sie hatten Angst, aber auch Vergnügen an dieser Angst. Die an die Regierung verlorenen Märtyrer belebten des Volkes Sinn für das Dramatische. Ich ging nach Graça hinaus, zum Krankenhaus. Auf dem Weg dorthin überholten mich drei oder vier Leichenwagen auf Schienen, unheilvoll in ihrer Flüchtigkeit, und vor dem großen Gebäude mit den kahlen Fenstern stand ein schwarzes, gedecktes Fuhrwerk, darin brachte man Tote zur Leichenhalle.

Es lag Regen in der Luft. Eine kühle Stille durchdrang alles. Unter dem dunklen Himmel bewegten sich die Bäume in den Gärten kaum. Tod war eine Immanenz meines eigenen Seins. Als der Schauer niederging, wirkten die Regenfäden, fast unsichtbar, wie ein starres Zittern der Luft. Von den Eisenbalustraden der Häuser hingen Kristallkügelchen aus Kälte. Ich setzte mich, den Schirm über mir, auf eine Bank, von der aus ich das helle Zucken länger werdender Tropfen betrachten konnte, das wedelgleiche Laub eines Baumes, vor Nässe bittergrün, das sich, mit fließender Bewegung, dem kaum wahrnehmbaren Wind hingab.

Irgendwo Lachen, vor Stumpfsinn heiser, Geschrei, Rufen. Im Krankenhaus das Klingeln eines Telefons, dünn und schrill, es hatte einen leeren Ton von Aufbegehren und läutete endlos wie vor Zorn über die eigene Kleinheit.

Der Leichenwagen fuhr wieder vorbei, ruckte und schwankte über die Schienen. Sein Schwarz war eine versiegelte Farbe, in die keine meiner Vorstellungen eindrang. Der Fahrer vorne drauf wirkte grotesk. Ich weiß und weiß nicht. Tod ist wie der unbekannte Liebhaber, dem das Kind schon in der Wiege versprochen ist.

*

Wir sind in einem Häuschen in Sête Portas. Ich bin froh, keinen Engländern oder Amerikanern mehr zu begegnen, die uns mit Argwohn betrachten. Estephania arbeitet nun für uns. Sie hat das gelbe Gesicht eines Skeletts, trübe romantische Augen, eine flache Nase mit ungeheuren Nasenlöchern und blasse negroide Lippen. Ihr wolliges Haar ist hellrot. Sie hat eine kurze Taille, lange hilflose Arme und Hände, hängende Brüste und eingefallene Hüften. Bei der Arbeit geht sie barfuß. Ihre Füße sind riesig, aber die Zehen sind krumm vom Druck der Lacklederschuhe, in denen sie auf die Straße geht. Trotz ihres barbarischen Typs verlangt es sie nach Eleganz. Sie hat rosa und blaue Blusen, hautenge Röcke, und an den Ohren trägt sie große Straßperlen, die an Brandblasen erinnern. Sie ist von Jackie bezaubert und nennt ihn abwechselnd ihren kleinen Heiligen und ihren Prinz. Heute sagte sie mir, er ähnele dem Bild des Jesuskindes an der Wand über ihrer Strohmatte, auf der sie schläft. Ihr Kummer ist, daß wir nicht wohlhabender sind. Sie sagt, bevor sie zu uns kam, habe sie geglaubt, alle Ausländer seien reich. Sie hält fest an ihrem Glauben, daß wir von edler Herkunft sind und ein pittoreskes Mißgeschick schuld ist an unserer Lage.

Wir müssen die hiesigen Lebensmittel essen, aber sie ist bis in die Fingerspitzen ›Bahiana‹, und ihre Zubereitung der einheimischen Speisen ist nicht zu übertreffen. Vatapa ist ein Gericht aus Fisch und Maismehl, Paprika, Kokusnuß, getrockneten Krabben und Palmöl. Ich finde es ausgesprochen köstlich, aber wenn Nannette davon ißt, wird ihr immer schlecht.

Nannette klagt nicht mehr so lauthals. Sie geht umher in einer Art hypnotischer Entrücktheit. Wenn sie überhaupt spricht, dann von Dingen, die vor sehr langer Zeit geschahen. In ihren verhärmten Augen liegt ständig ein bleicher Ausdruck des Staunens. Sie scheint erleichtert, wenn John fortgeht. Wenn er da ist, ist sie still und ihr Verhalten geheimniskrämerisch. Sie ist sehr nervös – krankhaft nervös und gerät beim geringsten Anzeichen eines ungewöhnlichen Ereignisses in Panik. Ohne anderen unseren Aufenthaltsort zu verraten und so unsere Sicherheit zu gefährden, läßt sich nicht herausfinden, ob Onkel Alec uns angelogen hat. Er hat seine Verbindung zu uns nahezu abgebrochen, und unsere einzige Verbindung zu ihm ist eine Postfachadresse.

Gott sei Dank ist unser Haus von einem leeren Stück Land sowie einer hohen Mauer umschlossen, denn wir gehen fast nie aus. Mir ging es in letzter Zeit nicht gut, und Nannette bleibt zu Hause wegen ihrer schäbigen Schuhe. Nachmittags sitze ich draußen und blicke auf zwei Königspalmen auf dem Gipfel eines roten Lehmhügels. Ihre Wedel, vor dem blauen windgefegten Himmel wirbelnd, sind grün wie Schwerter.

John hat mir einen Tukan gekauft, der mit einer Kette an den Beinen umherschlurft oder in einem kläglichen Haufen zu meinen Füßen kauert. Der Tukan hat schöne

Augen, sanft vor Angst, violett in einer zart zitronengelben Fassung. Die Sperrigkeit seines riesigen Schnabels, ebenso lang wie sein Körper, verstärkt seine Furchtsamkeit, und er scheint in ständiger Angst vor Verletzung obwohl er zahm ist. Er hat fast keinen Schwanz, aber unter dem Rand seines schwarzen Gefieders und seiner aschgrauen Brust sieht man ein paar staubig rote Federn. Er rupft schwach an meinen Knöcheln, am Saum meines Kleides, den Knöpfen meiner Schuhe; und er wimmert leise wie ein Kind, protestiert gegen meine Unaufmerksamkeit.

Dinah ist tot. Als ich heute hinausging zu ihr, sprang sie auf und lief mir entgegen. Plötzlich wurden ihre Beine steif, sie brach aus und beschrieb einen Halbkreis auf mich zu. Ihre Augen erstarrten in glasigem Flehen. Sie umkreiste mich zwei- oder dreimal, die gelähmten Beine nachziehend, am ganzen Körper zuckend. Dann fiel sie auf die Seite und blieb hölzern liegen. Unmittelbar darauf hatte sie zu atmen aufgehört. Ihr Blick wurde leer. Dickflüssiges Blut tröpfelte aus ihren Nasenlöchern, eine blaue Fliege hatte sich dort niedergelassen und rieb sich die Beine. Dinah hinterließ neun Welpen, die aufgezogen werden müssen. Ich habe Dinah in ein verschlissenes Kleid genäht, und John hat sie sehr tief beerdigt, damit nichts sie ausgräbt.

Ich habe einen neuen Hund. Als ich sie fand, war sie in einer Hofecke neben dem Tor. Ich hielt ihr ein Stück Brot hin, aber sie war zu schwach, auch nur den Kopf danach zu heben. Nach langem Überreden bekam ich es in ihr Maul. Sie fühlte sich stärker und folgte mir auf wackligen Beinen. Sie ist so klein und dünn, daß ich zunächst dachte, sie sei nur ein Welpe, aber nun sehe ich, daß ihre großen Zähne abgenutzt sind die Zähne eines alten Hundes –, und ihre Schnauze ist grau.

Etwas lieben bedeutet nicht, sich zu einem anderen Wesen tugendhaft herabzulassen, sondern einem Luxus zu frönen. Könnte ich John und Jackie immer haben, ich wäre zufrieden, ohne die Gesellschaft weiterer Menschen zu leben. Meine Liebe ist eine Art wohlmeinender Tyrannei, und ich kann ihr am besten mit Haustieren frönen.

Wir haben zwei Seriemas, schöne Vögel mit schlanken, wundervollen Beinen. Sie tragen ihre bekrönten Köpfe hoch und schreiten mit zarter und wählerischer Staksigkeit. Wenn die Morgen kalt sind und der Nebel sie unsichtbar macht, höre ich sie auf dem Dach, das sie vom Schuppen aus erklommen haben, und ihre antiphonen Schreie sind wie die Schreie wilder und raubgieriger Geister.

Ich weiß, daß mir eigentlich jedes demokratische Empfinden fehlt. Ich behandele Menschen aller Schichten nur darum völlig gleich, weil ich mich allen so überlegen wähne, daß für mich Güte nichts anderes ist als ein Fall von *noblesse oblige.* Jackie war recht krank, und da kein Arzt durch den Regen zu ihm kommen wollte – obwohl ich Estephania nach dreien geschickt hatte – und John nicht in der Stadt ist, zog ich mich an und brachte ihn ins Hospital in die Armenabteilung. In einem langen kahlen Raum warteten alte Frauen und Kinder, Mütter mit Säuglingen demütig und geduldig in niedergeschlagener Haltung. Ich setzte mich zu ihnen. Ein Famulus kam pfeifend herein, zögerte, sah sie – auch mich – neugierig an, zwirbelte sein Schnurrbärtchen und ging wieder hinaus. Ich weiß nicht, was im Operationsraum passierte, aber die alten Frauen warteten und warteten.

Der Regen hörte auf, und ein heißes bleiches Gleißen überzog Wände und Böden. Die Fensterscheiben waren Flächen brennender Leere vor einem ungefärbten Himmel. Einige alte Frauen hatten die knotigen Hände im fleckigen Schoß liegen und befingerten einen Lappen oder ein Taschentuch, in das etwas Wertvolles gefaltet war vermutlich Geld. Immer wenn ein Famulus zur Tür kam, blickten sie ihn verstohlen an, scheu, doch ihre Lider senkten sich sofort. Eine alte stille Frau weinte. Ihr Gesicht lag in tausend Falten, und die Tränen, die darüberglitten, befeuchteten ihre grotesk verzerrten Lippen. Eine Mutter hatte einen Säugling mit verbundenem Kopf. Er wimmerte leise und kratzte mit bohrenden Händen an ihrer Brust. Ihr Gesicht war schwer, einfältig, nahezu ausdruckslos. Insgeheim gefiel es mir, als Jackie schrie, nach mir trat und sich herumwarf.

Meine Gereiztheit auf meine Umgebung machte mich trunken vor Selbstsucht. Ich stand auf, verließ frech das Wartezimmer und ging so lange durch die Korridore, bis ich einen Famulus fand. Dann sagte ich in gebrochenem Portugiesisch, daß sein Hospital eine Schande sei, daß ich es gewohnt sei, zuvorkommend behandelt zu werden, daß ich über eine Stunde dort gewartet hätte und daß ich umgehend gehört werden müsse. Falls Beachtung erkauft werden müsse, würde ich bezahlen. Ich hielt ihm zwanzig Milreis hin, zu diesem Zeitpunkt war das alles an Geld, was ich überhaupt besaß. Ich war mir zu meiner Zufriedenheit bewußt, daß ich sehr laut sprach und daß ich mit dem Fuß aufstampfte.

Der Famulus war erst belustigt, dann beunruhigt. Er verstand sehr wenig von dem, was ich in meiner Aufregung zu ihm sagte, und ich weiß nicht, ob er mich für eine Verrückte hielt oder eine sehr bedeutende Dame. Jedenfalls suchte er umgehend nach einem Arzt für mich und war erfolgreich. Der demütigende Höhepunkt meiner großspurigen Geste war die Weigerung des Arztes, ein Honorar anzunehmen. Als ich das Gebäude verließ, fror und zitterte ich, Stirn und Handrücken waren schweißbedeckt. Was mich wirklich ängstigte, war, daß Geld und nur Geld mir Respekt verschaffen konnte in der Welt. Ich hatte diesen Menschen nur trotzen können, weil ich ihnen einmal ebenbürtig gewesen war, und bei fortgesetzter Armut würde meine Fähigkeit dazu immer mehr abnehmen. Gott schütze mich vor der Regungslosigkeit der Erschöpfung, die es diesen bettelarmen Frauen möglich machte, Stunde um Stunde dort zu sitzen!

Im Haus neben uns wohnt, mit Tochter und Enkelin, eine alte Verrückte. Die Verrückte ist abstoßend, klein, muskulös, mit ungekämmten weißen Haaren und einem groben roten Gesicht von grimmiger Dummheit. Tochter und Enkelin sind Waschfrauen. Morgens, wenn sie zum Brunnen gehen, sperren sie die alte Frau im Haus ein, und wir hören den ganzen Tag nichts als ihre Schreie und Flüche und Beteuerungen, sie ließen sie verhungern. Wenn keine der beiden zu ihr kommt, nennt sie ihre Tochter ›filha de puta‹, was ziemlich komisch ist, denn im Grunde beleidigt sie mit dieser Bezeichnung sich selbst. Ich habe mich bei allen Nachbarn nach ihr erkundigt, und man versicherte mir, sie habe genügend zu essen.

Gestern jedoch waren es Schreie der Enkelin, die mich beunruhigten, und zwar so unerträglich, daß ich aus dem Bett aufstand und zum Haus hinüberging, um nachzusehen, was dort geschah. Das Haus hat nur ein Fenster und eine schiefhängende Tür, an die ich klopfte. Da meine Aufforderung unbeachtet blieb, ging ich einfach hinein, ohne länger auf Antwort zu warten. Der Raum war sehr staubig – Staub auf dem Fenster – Staub auf dem Boden, wo meine Chinellas Abdrücke machten. Ein altes Rohrsofa hing auf einem gebrochenen Bein kraftlos vornüber. Es gab keine weiteren Möbel. Am Boden geduckt die Enkelin, fünfzehn Jahre alt, die Mutter, eine kräftige Schwarze, schlug sie mit einem Holzschuh, schlug sie furchtbar. Die Wahnsinnige, erregt durch die Schreie des Mädchens, kauerte in einer Ecke, winselte vor sich hin, die Augen halb geschlossen, ein Ausdruck sinnlichen Wohlbehagens im unverschämten faltigen alten Gesicht.

Auf meinen Aufschrei hin ließ die schwarze Frau plötzlich ihre riesige Hand sinken und warf mir einen angsterfüllten Blick der Rachsucht zu. ›Porque veu aqui? Aqui é a minha casa.‹ Ich war so zornig, daß ich mich glücklich fühlte. Ich spürte im ganzen Körper eine kalte Stärke. Ich sagte ihr, ich würde die Polizei holen, falls sie wage, das Mädchen noch einmal zu schlagen.

Und ich blieb stehen, bis sie völlig kapitulierte. Ich war kühn und lauter, darunter jedoch war mir etwas übel von der widerwärtigen Szene, deren Zeuge ich gewesen war, die ich, wie ich glaubte, niemals würde vergessen können. Die schwarze Frau verstand ihre eigene Grausamkeit keinen Augenblick lang. Weil sie arm war und ich eine Senhora delicada, hatte sie Angst vor mir. Arme sind es gewohnt, daß man sie herumkommandiert, und haben Angst vor allem. Sie wissen um ihre Sünde die Sünde des Mißerfolgs, und daß die Welt immer gegen sie ist, ungeachtet der Rechtmäßigkeit ihres Anliegens.

Uns gegenüber wohnt ein Mann mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern, und der Mann hat die Angewohnheit, seine Mulher so brutal zu schlagen, daß sie häufig mehrere Tage bettlägerig ist. Ich werde auch bei ihnen einschreiten, und die Stimmung wird identisch sein.

Estephania zuckt die eckigen Schultern und sagt: ›E como Deus quizer.‹ Es ist, wie Gott will.

Erst war Estephania krank, dann erkrankte ich aufgrund von Überanstrengung, wie üblich. Wenn es mir sehr schlecht geht, kann ich nicht einmal die Arme über den Kopf heben, ohne das Gefühl zu haben, daß ihr Gewicht etwas aus mir herauszieht, und ohne daß ich heftige Schmerzen verspüre im Nabel, an den die Bänder von innen mit Pfeilen befestigt scheinen. Danach bin ich unerträglich reizbar, und mein ganzer Organismus ist durcheinander. Ich finde Krankheit widerwärtig. Mir ist, als brächten wir alle John um, als erstickten wir ihn mit unserer Abhängigkeit. Und meine Liebe zu Jackie gleicht, wie jede Mutterliebe, vermute ich, einer tödlichen Krankheit. Ich weiß, daß ich im Falle einer Krise körperlich hilflos bin, daher sehe ich ständig eine voraus. Mir ist, als würde ich von der unbarmherzigen Schwäche meines Kindes verzehrt, und ohne anders handeln zu können, erkenne ich die krankhafte Vollständigkeit, mit der ich mich seinen geringsten Wünschen hingebe. Mutterschaft sorgt für einen Zustand der Unverantwortlichkeit. Die Mutter, das Individuum, entscheidet nicht mehr darüber, was im Leben für sie am besten ist. Instinkt bestimmt unangefochten ihre Erwartungen.

Und doch wünsche ich mir mehr als irgend etwas auf der Welt ein zweites Kind. Ich verstehe mich nicht. Es ist wie der Wunsch nach Vernichtung. Und nicht die ideale Konzeption eines Kindes lockt mich, sondern die sinnliche Erfahrung, das Spüren schwacher Hände auf mir, gieriger Lippen an meiner Brust.

Jackie ist an Krupp erkrankt, und auch Nannette ist krank. Wir haben nur ein Bett, und weil mir das Liegen in einer Hängematte große Schmerzen bereitet, muß ich bequem schlafen. Nannette in ihrem kahlen Zimmer mit der Hängematte demütigt mich unbeschreibbar. Wenn ich ihr nur Luxus bieten könnte, bliebe es mir erspart, unentwegt die Bürde ihres Unglücks zu tragen. Dann wäre ich nicht gezwungen, so oft an sie zu denken und immer ihre matten, erschrockenen Augen vor mir zu sehen, ihre ausdruckslose Miene, ihren verzerrten, verstörten Mund.
Ich habe nach John telegraphiert.

John brauchte drei Tage, um zu uns zurückzukehren, und als er ankam, war er fast verrückt vor Angst. John ist recht hochgewachsen, mit schön geformtem Kopf und gut proportioniertem, schlankem Körper. Er hat klare Augen, tiefliegend blaugrau, und einen ruhigen, entschlossenen Blick. Seine Nase ist groß, gut geformt, sein Mund empfindsam und eher klein. Er versteht es immer, den Eindruck von Unerreichbarkeit zu vermitteln. Bei dieser Gelegenheit aber wirkte er nahezu alt. Als er mich begrüßte, bebten seine Lippen ein wenig, und seine Stimme zitterte. Bahia macht eine zweifache Epidemie von Gelbfieber und Beulenpest durch, und das Telegramm hat ihn, trotz meiner sorgfältigen Formulierung, sehr geängstigt. Er sagt, daß er nervlich zerbreche, daß er es nicht mehr ertrage, mich zu verlassen. Er will bei der Firma kündigen, unseren Bürgschaftsfonds auslösen, Regierungsland kaufen, das er gesehen hat, und Schafe daraufsetzen. Er brauchte nur die Landvermessung zu bezahlen, und der Kauf könnte innerhalb von fünf Jahren abgeschlossen werden. Er will einen Anfang machen, indem er wegen meiner Krankheit um Urlaub bittet, so daß er sein Gehalt weiter beziehen kann, bis wir umgezogen und tatsächlich in Nähe der Ranch sind.

An Karneval ging es mir besser, und ich ging mit Estephania, Jackie und Nannette aus, um die Maskierten auf der Straße zu sehen. Überall herrscht Gelbfieberquarantäne. Eine mit Schmetterlingen geschmückte Straßenbahn fuhr an uns vorüber, einen Augenblick später das riesige, kahnähnliche Fuhrwerk für den Totentransport zum Campo Santo. Ein Mann aus Johns Büro wurde gestern beerdigt, alles in allem war er nicht einmal eine Woche krank. Und die Verwüstungen der Pest sind wirklich furchtbar. Ich habe Angst vor den Ratten, die im Hof umherstreichen und die Kehrichteimer umkippen, sogar tagsüber. Ich denke, wir haben alle Angst – nicht vor etwas Bestimmtem, sondern vor unserer körperlichen Schwäche, vor dem Leben, vor unserer Unfähigkeit, es zu meistern. Nannette hat Angst, ich habe Angst, und John hat Angst vor unserer Angst. Würde John krank, es wäre das Ende, denn wir haben niemand, an den wir uns wenden könnten – nicht einen Freund auf dieser Welt. Die, die wir zu Hause kannten, haben uns schon vergessen. Auch wenn ich weiß, daß ich Unterwerfung nicht ertrüge, verstehe ich sehr gut, warum Menschen sich weigern, gegen die Maschine zu revoltieren. Nun, da wir versucht haben, unsere eigene Welt aufzubauen, ist nichts geblieben, woran wir uns mit einem Gefühl von Beständigkeit klammern könnten, nichts als unsere Liebe zueinander. Ich staune über die Menschen, unter denen wir leben – die Prostituierten, der alte Mann, der als Broterwerb Waldhorn spielt, die Buben mit dumpfen zufriedenen Gesichtern und zerlumpten Kleidern, die Matronen, dick und untätig, die es anderen überlassen, die Dinge wieder ins Lot zu bringen.

Leben überallhin gespien und in allem die Immanenz des Todes.
Drei kleine uniformierte Männer, begleitet von einem Arbeiter mit Leiter, kommen in unser Haus und gucken in alle Ecken: in die Wasserkrüge, die Toilette, das Badehaus, wo Estephania Wäsche wäscht. Sie wollen sehen, ob wir irgendwelche Gefäße haben, in denen sich Moskitos fortpflanzen, und im Graben vor unseren Wänden vermehren sich die Larven ungestört.

Ich bin müde, so müde. Erschöpfung ist wie ein Hunger, eine gierige Besessenheit. Ich kann ihr nichts geben. Das Gelbfieber ist nebenan und gegenüber. Die Enkelin der Verrückten ist daran gestorben. Estephania ist nicht beunruhigt. Sie hat dadurch einen Bruder und eine Schwester verloren. Aber alles ist ›como Deus quizer‹. Sie hält nichts von unseren Vorsichtsmaßnahmen. Mit ihren großen knochigen Händen zählt sie ergeben ihre Perlen und lebt mit allem in Frieden. Und John hat die Pest auf beiden Seiten. Aus den beiden an das Firmenkontor angrenzenden Gebäuden werden nachts Leichen herausgetragen.
Ich bin zu krank, um mich meinetwegen zu sorgen, aber ich stachele meine Furcht an, weil es mein Gewissen im Hinblick auf Jack beruhigt. Manchmal, wenn ich bis zum äußersten erschöpft bin, entdecke ich in mir einen furchtbaren Haß auf alles, was mir teuer ist, auf alles, was ich lieben muß.

V

Ein dumpfer Tag. Im Zug drängen sich Leute vom Land: Frauen mit Säuglingen, Männer in engen Baumwollhosen, mit Zelluloidkragen und Strohhütchen. Die Männer sind klein, dunkelhäutig und haben glänzende Schnurrbärte. Alle verheirateten Frauen tragen Negligés, auch auf Reisen, und machen sich gar nichts aus Hüten. Die Fensterscheiben sind schmutzig, verschmiert und sehen bläulich aus, durch die offenen Türen an beiden Enden des Waggons treiben Rauch und Sand herein, bedecken all die aufgeregten Menschen wie mit undurchdringlicher Stille. Der Zug fährt sehr langsam, rattert, ruckt, rattert.

Als wir bei Itapagipe den Ribeira überqueren, sehen wir die Bucht. Der Wind, zögernd in seiner Gleichmäßigkeit, rüttelt leicht an den Scheiben. Einem Mann weht die Zeitung aus der Hand. Das Holz knirscht. Die Küstenlinie ist mit Gestrüpp bedeckt, Bäume mit entblößten Wurzeln wie Krallen klammern sich in den graulila Fels. Weiße Wolken sinken feucht am Horizont herab, riesige Massen aufgebauschter, aufgeweichter Watte. Sie gehen fast unmerklich in die bläulich-violette Atmosphäre über, sind wie reglos. Das flaschengrüne Wasser, von Reflexen überzogen, hat in der Höhlung der Dünung einen Schein wie der eines Feuers auf einer entfernten silbrigen Fläche. Weiße Kronen entrollen sich unablässig, lösen sich in geriffelte Kämme auf, breiten sich aus mit innerer Schwere. Ganz weit draußen das offene Meer sieht aus wie ein schuppiger Fluß aus türkisfarbenem Marmor, der in unbeirrbarem Lauf die Welt durchströmt.

Später verblaßt das Wasser, und die Landschaft wird kahl und verlassen, hat beinah den Charakter einer Wüste. Und am Abend hält der Zug auf einer weiten Rodung. Im transparenten Zwielicht sichtbar sind das Bahnhofsgebäude und ein großer scheunenähnlicher Bau mit einem Schild Hotel.

*

Wir verbringen die Nacht in dem Hotel. Viele der Passagiere, einander unbekannt, werden zusammen in Zimmer gepfercht, doch uns als Estrangeiros läßt der Eigentümer mehr Zartgefühl angedeihen. Estephania schläft im Korridor, aber John und ich haben mit Jackie und Nannette ein Zimmer. Es ist nur ein Laken auf jedem Bett, und wir haben eine Baumwolldecke pro Person. Wir frieren sehr. Wir hören einander in der lastenden Dunkelheit. Die Luft hat den scharfen Geruch von nassem Gras, von Blumen und Tau, eine zarte Atmosphäre all dessen, was weit entfernt ist. Die Wanzen lassen uns nicht zur Ruhe kommen. Durch die dünnen Trennwände hören wir Rufen, Lieder, Stöhnen und Husten. Ein alter Mann hat einen Alptraum, schreit plötzlich auf mit entsetzlicher Stimme. Die Geräusche erinnern an Viehwagen auf dem Nebengleis einer Eisenbahnstrecke daheim, als ich einmal eine Nacht in einem Schlafwagen verbrachte. Mit dumpfer Panik begreife ich, daß die Anstrengungen der Reise meine Kräfte übersteigen werden und daß die stechenden Schmerzen, die ich schon jetzt habe, sicherlich anwachsen zu Schlimmerem. John gab mir Wein zum Trinken, und mein Denken ist wie benommen vor Erregung. Ich bin verstimmt über meine törichte Lebendigkeit, über eine Klarheit des Seins, das die Stunden leer erhellt.

Um vier Uhr früh pfeift vor unseren Fenstern der Zug, das Zeichen für uns zum Aufstehen. Wir ziehen uns an. Unsere Glieder sind schwer und taub. Jackie ist schlaftrunken und läßt sich die Kleider überstreifen, die Augen fest geschlossen. Während der Zug auf uns wartet, gehen wir in einen riesigen Raum, möbliert mit nackten Tischen und Bänken, und nehmen heißen Kaffee zu uns und etwas Pão do lo.

Die Sonne ist noch nicht aufgegangen. Goldwolken an einem schwach erleuchteten Himmel lassen an einen gefrorenen Sturm denken. Der Mond, in transparenter Auflösung, ist ein Eissplitter. Sanft-schaukelndes Halbrad des Mondes sinkt, verblaßt – blaß und reif an blassem Himmel. Hähne krähen. In der Ferne bellt ein Hund. Immer noch sehen wir keine Häuser. Nur niedrige Hügel, bedeckt mit Strauchwerk, ein paar Pfade, die im Nichts verschwinden, und ein kleiner Junge, halbnackt, der einige Höckerrinder aufs Feld treibt. Der Mond driftet träge, zieht Erde, zieht Himmel hinein in seine Trägheit.

In der grauen Stille klettern die Passagiere in den Waggon zurück, sinken ermattet auf ihre Plätze. Plötzlich durchbricht die Sonne den Horizont und schleudert kalte reine Strahlen gegen die Fenster. Der ganze Waggon ist so erfüllt von orangefarbenem Licht, daß selbst die Gesichter und Hände der Menschen gefärbt sind davon.

Wie gern überließe ich mich ganz dem Schmerz, aber der Waggon mit seinem ständigen Rattern und Schaukeln hält dagegen. Ich werde hierhin geworfen und dorthin, zwischen etwas in mir, das meine Beine taub und meine Wirbelsäule pochen macht, und dieser quälenden Unstetigkeit des Zuges, der mich unablässig umherstößt. Die Bänke sind aus Rohr, sehr schmal und gerade, und auf ihnen zu liegen ist völlig unmöglich. Als ich mich übergeben muß und nach hinten gehe zum Abortraum, sehe ich, daß die Passagiere vom Land, mit dergleichen Einrichtungen nicht vertraut, auf dem Boden eine Kotlache hinterlassen haben, die über meine Füße schwappt und den Saum meines Kleides schwärzt.

Vor und zurück schaukelt der Waggon. Vor und zurück zieht mich der Schmerz mit ihm. Draußen ist nichts zu sehen als Wüste – endlose, ununterbrochene Wüste. Die Kakteen sind hoch wie Bäume, ihre stachligen Arme ausgestreckt in der starren Haltung der Folter. Der Himmel ist granitblau, und die Landschaft, das Innere des Waggons, jeder Gegenstand, dem sich das Auge zuwendet, reflektiert das Licht mit erbarmungsloser Klarheit. Die Gesichter der Männer und Frauen sind schweißüberströmt, bleich vor Helligkeit. Jackie wimmert schwach. Nannette klagt über Schwäche und zupft mit zittrigen Händen an ihrem Schleier. Nur in Estephania hat der Reiz des Dramas überlebt. Sie trägt ihre Perlenohrringe und eine grellrosa Bluse, und sie sitzt kerzengerade, bewahrt in der neuen Erfahrung ihre Würde.

Außer dem Itapicarú-Fluß, bei Santa Luzia, gab es keinerlei Abwechslung in der verdorrten Landschaft, der weiten furchtbaren Stille eines Landes ohne jedes tierische Leben. Ja doch, dies ist Weideland, und mitunter bricht ein junger Ochse durch die Büsche nahebei. Wir sehen Hörner, ausladend wie Geweihe, eine feuchte schwarze Schnauze, und sanfte erschrockene Augen.

In einigen kleinen Dörfern wartet der Zug ein oder zwei Minuten: einige Vendas aus Mörtel und Adobe, Häuser aus Flechtwerk und Lehm, eine Straße, wo Schweine laufen und erdfarbene Kinder sich zwischen ausgebleichtem Unrat suhlen, dem ein säuerlich heißer Gestank entströmt. In einem der Orte stößt eine alte Frau, das Gesicht von Syphilis völlig zerfressen, fordernd eine zitternde offene Hand nach vorn und macht ein zischendes Geräusch, lenkt unsere Aufmerksamkeit auf ihre Bitte um Almosen. Ein kleines Mädchen in einem zerrissenen Hemd hat verfilztes schwarzes Haar, rostfarben verbrannt von der Sonne, und große dunkle Augen, ausdruckslos vor Staunen. John kauft von ihr warme Ziegenmilch, und sie läuft neben dem anfahrenden Zug, reckt sich verzweifelt nach dem Zweihundert-Reis-Stück, das er herausstreckt.

Am Nachmittag bat John den Schaffner, mich nach hinten in den Dienstwagen gehen zu lassen, wo die Bänke an der Waggonwand entlanglaufen und ich mich ausstrekken konnte. Die Bretter waren ungepolstert und hart. In einer Folter bebender Starre ergoß sich das strahlenlose Sonnenlicht durch die vorhanglosen Fenster. Der Abort für die Zugbediensteten war dicht neben meinem Kopf, und die Tür, ohne Verriegelung, schwang ständig auf und zu. Im Waggon, vor Staubkörnchen und tanzendem Licht gleißend, hielten sich die Fäkaliengerüche dieses Raumes, vermischt mit abgestandenem Rauch. Ich versuchte vergebens, eine Fensterscheibe hochzuziehen. Ich wollte mich hinauswerfen. Aber als ich zurückblickte auf die dahingleitenden Schienen, auf denen salzige Sandkristalle glitzerten, und auf die endlose glasige Landschaft, über die der violette Schatten einer Wolke hinzog wie ein Schatten über ein unfruchtbares Meer, fürchtete ich das, was ich sah, mehr als den Schmerz, den ich fühlte.
Abends um sieben Uhr waren wir in Villa Nova da Rainha. Weiße Häuser, niedrig und unbestimmt. Auf der einzigen Anhöhe eine kalte weiße Kirche. In der Ferne gewundene Straßen und ein großer vereinzelter Berggipfel, der violett wurde in der Dämmerung.

Während John in den Bergen war, unser Land zu vermessen, wohnten Nannette, Estephania, Jackie und ich in einem kleinen schmutzigen Haus, das dem Telegraphista gehörte. Nur zwei Räume hatten Fenster, aber die hinteren Türen gingen auf einen kleinen überwucherten Garten, umgeben von einer hohen schimmelgrünen Mauer. Ich fühlte mich einsam, getrennt von allem, wie ein nach oben weisendes Schwert, als durchbohrte ich, im Schmerz der Vereinzelung, den Himmel, durchbohrte die Welt. Aus irgendeinem Grund stellte ich mir vor, John habe mich für immer verlassen, werde niemals zurückkommen. Ich konnte ihn, zum ersten Mal, als Ganzes sehen, wie einen Unsterblichen, ungebrochen durch Worte. Ohne mir eine Nachricht schicken zu können, blieb er drei Wochen fort. Sein Schweigen schien mir schön, vollendet, aber ich wollte ihn wieder. Ich wollte seine Vollkommenheit zerstören durch Intimität.

Auf dem Weg nach Villa Nova starb mein Fink im Gepäckwagen. Rattern, rattern, das Geräusch der Räder. Die Schatten taumelten mit dem Taumeln der monotonen Flügel, die an die Käfigstangen schlugen. Hin und her im Käfig schlugen die Flügelchen, an die Stangen, suchten einen Weg ins Dunkel, fort von den Lampen, dem Lärm, dem Licht. Und als man ihn mir brachte, waren seine Federn locker, weiß wie das Haar der Alten, und seine Krallen gekrümmt, die Leere umklammernd.

Es regnet immerzu. Von meinen Fenstern sehe ich den großen Gipfel steil aus dem Weiß des Nebels aufragen. Unter dem Gewicht des Regens ist der Wind kein Wind, sondern ein gewaltiges Bewegen der Reglosigkeit. Die ganze Landschaft steigt still empor, und da ist ein stetes Rauschen kleiner Katarakte, die vor uns die sandige Straße hinunterschießen.

Im feuchten, kühlen Wetter hüllen sich die jungen Mädchen in Tücher. Einige Mädchen sind sehr schön, barfuß, tragen Wasserkrüge oder Kerosinkanister aufrecht und stolz auf dem verhüllten Kopf. Ihre elfenbeinernen Gesichter sind undurchdringlich – dunkle unwissende Augen, Blicke, scheu und trotzig.

Eines Morgens stattete uns ein Missionar aus den Vereinigten Staaten einen Besuch ab. Er hat früher einmal hier gearbeitet und hörte auf der Durchreise, es seien Ausländer am Ort. Er war ein nervöser kleiner Mann, sanft, mit intensivem Blick und dabei zutiefst unsicher. Er war sehr neugierig, warum wir hier hinaufgekommen waren. Ich log ihn an, sprach über Johns Beurlaubung von der Firma und über meine Gesundheit. Die Ärzte meinten, die Höhe würde mir guttun. Mr. MacGregor beobachtete mich. Er hatte ein verzagtes Interesse an allem, was ich ihm erzählte. Zum Glück verließ er umgehend die Stadt und begab sich auf eine lange Inlandsreise. Er versprach wiederzukommen. Ich wußte, daß ihn das Aussehen des Zimmers, in dem ich ihn empfangen hatte, verwirrte. Es war nahezu unmöbliert, auch wenn John einige notwendige Dinge improvisiert hatte, und zwar aus Kerosinkisten.

John ist zufrieden mit dem Land, das er vermessen hat, sechshundert Morgen. Es hat Wasser – die Quelle des Itapicarú –, Weideland und Wald. Ein Neger, der in Zukunft gegen einen Anteil am Ertrag bei ihm arbeiten wird, hilft ihm beim Bau einer Hütte aus Flechtwerk und Lehm. Die Eisenbahn wird gerade jetzt bis Lamarão weitergeführt, und wenn wir damit bis in dieses Dorf fahren könnten, dann, glaubt John, wird er dort ein Haus für uns finden, bis wir eine Unterkunft haben auf der Ranch. Der Vorarbeiter der Straßenbaukolonne hat John gesagt, wir könnten mit einer Rangierlok und Flachwagen hinauffahren, die den Nachschub besorgten.

Ich habe einen Hochzeitszug gesehen. Das kleine Mädchen war sicherlich nicht älter als fünfzehn Jahre. Sie hatte große unwissende Augen, von dunklem Glanz und voller Furcht. Ihre Haut war matt golden, als falle darauf von irgendwo ein bernsteinfarbener Widerschein. Sie trug ein weißes Kleid, in der Taille sehr knapp und mit weitem Rock, und eine schlaffe rosa Schleife. Ihr Haar, eng an den Kopf gekämmt, war geölt worden, bis es gelackt aussah, und in den Knoten hatte sie eine kleine rote Rose gesteckt. Ihre schmale knochige Hand ruhte schwer und unsicher auf dem Jackenärmel ihres Ehemannes.

Er war zu ihr sehr höflich, denn obwohl die Sonne herauskam, hielt er über ihren Kopf einen zerrissenen Regenschirm, aus dem einige Stangen herausragten. Er war etwa fünfundfünfzig Jahre alt und trug einen uralten grünlich-schwarzen Sonntagsanzug, doch nicht einmal zu Ehren dieses Ereignisses hatte er die graugesprenkelten Stoppeln auf dem Kinn entfernt. Sein Gang war schwerfällig und schlapp. Ich bemerkte seine erschlafften Wangen und den wulstigen faltigen Nacken.

Die alte Frau – die Schwiegermutter –, die Füße in Chinellas nachziehend, die fast keine Sohle hatten, die Kattunjacke sauber und sehr verschossen, folgte ihnen zufrieden, im runzligen schlauen Gesicht der Ausdruck völliger Genugtuung über das, was sie gerade vollbracht hatte. Mit spöttischen Augen beobachtete sie die Braut, ihre Tochter, und den frischgebackenen Ehemann, nahm hin und wieder mit einer Geste der Trägheit die Pfeife aus dem Mund und spuckte. Zwei Buben, die ihr in den Weg traten, hoben die linke Hand, die Innenfläche nach außen, und baten um ihren Segen, und fast, als sei sie der Papst, antwortete sie ihnen: ›Deus lhe abençoe, os meus filhos. Deus lhe mande saude e felicidade.‹

Nannette, Estephania, Jackie und ich saßen auf Stühlen oben auf dem Flachwagen. Bei mir hatte ich den Hund Sally, den Tukan und einige Wellensittiche. Die wenigen Möbelstücke, die wir besaßen, waren hinter uns aufgetürmt, und John hielt den Stapel fest, damit er nicht kippte. Eine fremde Negerin mit weitem Rock und Tuch war unsere zufällige Reisegefährtin, sie saß auf einem kleinen Koffer zu unseren Füßen. Die Landschaft war ein Meer aus Finsternis, undurchdringlich, darüber floß seiden das Mondlicht in erstarrtem Strom. Das Gras und die Büsche, schwach versilbert, zitterten steif in der Windstille. Ohne je näher zu kommen, rückten die Berge ständig auf uns zu, eine bedrängende Schwere.

Ein- oder zweimal verlangsamte die Lok, die Eisenbahner stiegen ab und verschwanden aus leicht zu erratenden Gründen in die Büsche. Die Lok stieß lange hohe Pfiffe aus, durchdringend und schrill, und die glasigen Echos wurden zu uns zurückgeworfen. Sally begann, vor Erregung zitternd, zu bellen und zerrte an ihrem Strick. Als ihr die Flucht nicht gelang, preßte sie den Bauch an den Wagenboden, und um die Füße der alten schwarzen Frau breitete sich dunkel ein feuchter Schatten. Ich war gerührt von der Menschlichkeit der alten Frau. ›Wir waren alle schon mal in der Klemme‹, sagte sie.

Durch die Hauptstraße von Lamarão fuhr der Zug unbeirrt. Weiße Hütten, fest verschlossen, kein Lichtstrahl durch die Ritzen, durch die leeren Gesichter der schweren Holzläden. Die Strohdächer reflektierten das Mondlicht mit fliederfarbenem Schimmer. Und auf dem weißen

Sand waren die bläulichen Schatten endgültig und furchtbar umrissen. Ein Esel, der auf dem Gleis graste, sprang zwischen gelockerten Steinen hufeklappernd vor uns zur Seite. Er war ein kleiner Schatten und galoppierte durch die greifbare Stille davon. Ein stumpfes Rattern wie von kreischendem Metall; der Zug kam zum Halten. Die Stimmen der Männer waren laut und tönend, schreckliche Stimmen, die in einen Schlaf eindringen. Obwohl sie nah waren, kamen sie aus unendlicher Entfernung über die Berge. Die Stimmen hingen und trieben wie treibende Steine, gewichtig in der transparenten Stille. Uns war kalt, sehr kalt. Wir konnten wegen unserer tauben Beine kaum absteigen. Jackie war eingehüllt in eine alte Decke, und Estephania hielt ihn eng in ihren affengleichen Armen. Plötzlich begannen die Wellensittiche zu kreischen. Ihre kleinen rauhen Schreie erregten uns vage. Der Tukan gestattete mir, ihn hochzunehmen, ließ dabei ein unterdrücktes Wimmern hören und bewegte seine Federn. Aus der gefroren aussehenden Erde trieb milchiger Nebel unter unseren Füßen und machte durchsichtige Spiralen über dem eisigen, taudurchnäßten Gras. Das Wasser eines Baches, lichtgeschrumpft, hatte eine Oberfläche hart wie Zinn. Ufernah pulsierten silbrig-goldene Blasen Finsternis pochte. Wundervoll geblähter Mond sank herab, tief vor Licht.

Einer der Eisenbahner ging mit uns zu einem kleinen Haus – eines der wenigen am Ort mit Ziegeldach – und klopfte lange heftig an, ohne Antwort zu bekommen. Die Tür bebte unter den Schlägen, doch als der Ton dumpf verebbt war, schien die frostige Leblosigkeit der Atmosphäre noch ausgeprägter. Schließlich fragte eine verschlafene Stimme, wer wir seien. Dann das kratzende Geräusch eines Streichholzes, ein Zischen, ein Knistern und durch einen Spalt der Schein einer Kerze. Offenbar hat Senhor Alberto, der Eigentümer des ›Hotels‹, politische Feinde, die drohen, ihn zu töten, und er achtet sehr darauf, wem er seine Tür öffnet.

Wir betraten eine Art Schankraum. Senhor Alberto mißtraute uns und begrüßte uns mit kühler Höflichkeit. Das Hotel hatte keine Schlafräume, daher verbrachten wir die Nacht ausgestreckt auf Bänken in der langen Sala, wo die Gäste essen. Natürlich waren wir dort nicht ungestört. Als wir am Morgen aufwachten, fanden wir, noch bevor wir uns erhoben hatten, Kinder, ein paar Männer und einige dreist wirkende Frauen vor, die gekommen waren, um uns anzustarren.

Nannette war an Ruhr erkrankt, verursacht durch Schwäche und schlechtes Essen, und sie war den Tränen nah angesichts der Erniedrigung, all ihren Bedürfnissen vor den Augen von Menschen nachkommen zu müssen, die sie nie zuvor gesehen hatte. Die Latrina war ein Loch im Boden mit Strohverkleidung drumherum.

John konnte nur mit Schwierigkeiten ein Haus für uns bekommen, nun aber hat er eines gefunden, eine verfallene Behausung fast eine Meile vom Hotel am äußersten Ende der Straße. Es geht das Gerücht, wir seien reiche Leute, die hier hinaufgekommen seien, um Grundbesitz zu kaufen und die Gegend zu fördern, und unser halbes Dutzend maschinengefertigte Möbel gab Anlaß zu zahlreichen Kommentaren. Wir sind wirklich sehr arm, denn unser gesamtes Kapital von siebenhundert Dollar wird in die Bebauung des Landes und den Kauf der Schafe gehen, und wir haben nichts, worauf wir zurückgreifen können, bis unsere Investitionen einen Ertrag bringen.

Dieses Haus hat einen gestampften Lehmboden, die

Dachziegel sind rissig, so daß der Regen hindurchtropft, und zum Kochen haben wir nichts als einen Topf, der über einem Bündel Scheitholz hängt. Dem Himmel sei Dank für Estephania, deren Treue zu Jackie sie an einen Ort wie diesen gebracht hat!

Dona Isaura, meine Nachbarin, gewöhnlich und dick, mit dummen feindseligen Augen und dunkelroten Wangen, kam heute, um mir einen Truthahn zu verkaufen. Sie verlangte zuviel, und ich lehnte ab, obwohl John mir gesagt hatte, ich solle als Nahrung für Jack etwas Geflügel kaufen und in die Berge mitnehmen. Dona Isaura war ziemlich betrunken, schwankte leicht und zog nervös ihr Tuch über die Brust. Sie sprach laut und anmaßend und ging mit erhobener Faust auf mich zu. Bevor etwas Ernsthaftes geschah, trat Estephania dazwischen. Estephania nennt diese Leute ›Taborek‹, betrachtet sie als Ausländer und ärgert sie immer mit Hinweisen auf die Eleganz der Stadt. Hier trinken alle Frauen sehr viel. Im Grunde trinken sie die meiste Zeit. Ich bin verärgert über gaffende Betrunkene, die zur Tür kommen, hereinsehen und manchmal dort liegen, bis sie einschlafen. Nachts tanzen sie auf der Straße. Die Bohnenrassel und das Akkordeon werden fast bis zum Morgengrauen in Betrieb gehalten. Die Männer schlagen die Frauen, die sich widersetzen und schrecklich kreischen, und der Höllenlärm in der Ferne hält nahezu pausenlos an.
Keine der Frauen, mit denen ich gesprochen habe, kann lesen oder schreiben. Sie sind stark und häßlich, mit dreisten Augen, groben Zügen und verfärbten Zähnen. Sehr viele ganz junge Frauen sind bereits zahnlos. Einige haben Syphilis, und die einzige Medizin gegen all ihre Beschwerden ist der Kräutertee, den sie trinken.

Wir sind seit einem Monat hier. John fährt am Montag nochmals in die Berge und kommt am Samstagabend zurück. Unsere Hütte ist gebaut, ein Teil des Landes ist gerodet. Er ist von der ungewohnten körperlichen Arbeit erschöpft, aber er sagt mir ständig, daß es ihm nichts ausmache, daß wir bald *die ganze Zeit* zusammensein werden, und danach sehnen wir uns sicher am meisten auf der Welt. Wir werden irgendwie leben, bis der Krieg vorüber ist, vielleicht können wir dann zurück zur Küste und ohne Pässe in die Vereinigten Staaten. Ich werde froh sein, hier fortzugehen. Die Menschen sind feindselig zu uns, weil sie sich fürchten. Wir sind die ersten Ausländerinnen, die sie je gesehen haben. Sie verstehen uns nicht. Sie stellen uns alle möglichen Fragen, und da die Türen kein Schloß haben, können wir sie nicht aussperren. Sie kommen sogar herein und sehen uns beim Anziehen zu. Gestern begannen ein paar Jungen, das Haus mit Steinen zu bewerfen, als ich aber hinausging, als sei es mir gleichgültig, und barsch mit ihnen sprach, rannten sie fort und versteckten sich. Nannette hegt die wildesten Theorien, was man uns antun wird. Jeden Montag ist eine Feira, und bei der letzten erstachen zwei Männer einander, völlig von Sinnen von Cachaça. Sie sieht dies als Fingerzeig für unsere Zukunft. Ich gestehe, daß die Trunkenheit mich am meisten ängstigt.

Estephania geht einen weiten Weg zu einer Quelle, um unser Wasser zu holen, und trägt es in einem Krug auf dem Kopf zurück, daher ist es sehr kostbar, und wir können uns fast nicht mehr waschen. Sie bereitet unsere Mahlzeiten in einem dunklen Zimmereckchen unter der Traufe, und wenn ich dorthin gehe, sehe ich auf dem Boden heiße Scheite glühen, und die Luft ist so voller Rauch, daß Atmen schwierig ist. Estephania kauert, ein Tuch um den Kopf gebunden, neben der Panella, rührt deren Inhalt mit einem Holzlöffel. Sie sieht aus wie eine Hexe. Die Hitze am Tage ist furchtbar, die Landschaft rundum uninteressant und trocken. Aber die großen reglosen Berge sind auf erhabene Weise unpassend. Sie sind wie die Tore zum Paradiesgarten. Schon jetzt ist mir, als stünden sie zwischen uns und dem Entkommen. Ich frage mich, ob irgendwo auf der Welt Menschen sind, die uns verstehen, deren Sprache wir sprechen.

Nachts wirft die Blechlampe einen flackernden rostroten Schimmer auf die weißen Wände. In den unverschalten Ziegeln über uns hören wir das Quieken von Ratten und das rasche Getrappel ihrer Füße. Jackie ist im Bett. Wir sind ganz still. Nannette hat sich in Kleidern auf die Hängematte gelegt. Das Licht liegt schwach auf ihr. Ihr Gesicht sieht hager aus, eingefallen, schrecklich schlafend. Ich erinnere mich daran, daß Nannette graue und lila Kleider trug, Veilchen, und ihre Füße waren klein, ich fand sie unglaublich klein. Nannette, aus der Kälte hereinkommend wie ihr Pelzmantel roch und ihr Gesichtsschleier, eine Art trockene Süße, Puder und Waldveilchen-Parfüm. Ich höre Schritte, vom Straßenstaub gedämpft. Schritte. Dann nichts. Die Tür, in der Mitte geteilt, so daß sie nach außen schwingt wie ein Fenster, hängt schief in den rostigen Angeln. Im Spalt zwischen oberem und unterem Teil Augen. Augen starren mich unverwandt an, Augen, umrundet von blaßgelbem Fleisch. Ich zwinge mich, direkt in die Augen zu sehen, und die Augen starren zurück, ohne zu blinzeln. Augen – Vision, in der die feindliche Finsternis sich sammelt.
Ich wollte aufschreien, saß jedoch nur da und hörte auf Nannettes schweres Atmen. Sie schlief wie eine alte Frau, hemmungslos, ihr Mund weit offen, schlaff und

hilflos. Im Zimmer hinter mir schlief auch Estephania. Um von den Augen fortzukommen, zu tun, als sähe ich sie nicht, ging ich sehr langsam über den Lehmboden. Ich ging in das Zimmer, wo Estephania war. Ich wollte mit den Füßen ein Geräusch machen, einen Laut, der wirklicher war als ein Blick. Aber ich war sanft wie ein Schatten und konnte mir nur ein Echo der Bewegung vorstellen, die ich nicht hörte. Die Ratten waren auf die Wiege geklettert und zerrten an Jackies Decke. Bei meinem Eintreten stoben sie fort. Ich sah sie in die Ecken gleiten und bemerkte das steife achtsame Zucken verschwindender Schwänze. Selbst die blinden Schwänze waren sich meines Kommens bewußt. Noch mehr Augen, Rattenaugen, belauerten mich vom Dach, Augen voll funkelnder Reglosigkeit. Das Kreischen der Ratten war das Kreischen der Stille, weil es nichts sagte – nichts zu mir, die ich ein Wort so sehr ersehnte.

Ich ging zurück ins vordere Zimmer und setzte mich wieder. Der Späher draußen war wohl weitergegangen, denn im Türspalt war nur ein leerer Strich aus Schwärze. Ich saß sehr gerade im einzigen Stuhl. Die Flamme in der Lampe flackerte, und meine Hände im Schoß waren grünlich-orange. Sie waren schwer von dem eigenartigen rauchigen Licht, das über sie kroch. Sie schliefen. Mein ganzer Körper schlief. Aber meine Augen wollten sich nicht schließen. Meine Augen waren weit aufgerissen, wie die Augen einer Toten. Nichts konnte meinen unverwandten Blick erschüttern, er war kälter und ausdauernder als die Lautlosigkeit und die Nacht. Ich sah alles.

Wind sog trocken am harten Gras, das ums Haus wuchs. Ich spürte die Berge, die uns umgaben. Ich kannte sie, unsichtbar, schwärzer als Schwärze. Ich schlief ein.

Als ich erwachte, bemerkte ich, daß etwas, glatt und

weiß wie eine Klinge, unter der Tür hindurch geglitten war und am Boden lag, etwas Kaltes und Stechendes glitt in mich. Gläserne Nadeln durchdrangen die Ritzen der massiven Jalousien, Nadeln der Leere. Ich stand auf, stieß die Läden zurück, und durch die Fensteröffnung sah ich die lange Straße, den Rauch, der von einem Feuer vor einer Ansammlung von Hütten kam.
Der Himmel schickte seine Farblosigkeit in das gebleichte Stroh gedrängter Dächer, und sie strahlten eine glänzende Blässe aus. Die Bäume, schwarz, zitternd, vom Himmel abgehoben, waren Wolken aus poliertem Dunkel, emporgeweht von der unbestimmten Erde. Als die Sonne hinter den massigen Bergrändern aufging, wehte mir ein scharfer Geruch von feuchtem Staub ins Gesicht, ein warmer Geruch, Vorbote schon der Hitze und des Elends des Tages.

Donnerstag, den einunddreißigsten August neunzehnhundertsechzehn, unternahmen wir unsere folgenschwere Reise zur Ranch. Wir waren morgens um sieben Uhr fertig zum Aufbruch, mit sieben Tieren und zehn Menschen. Das halbe Dorf war Zeuge unserer Abreise, und als ich meinen alten geschlitzten Reitrock aufknöpfte und die vordere Stoffbahn zurückwarf, lief ein Gemurmel empörten Staunens durch die umstehenden tücherverhüllten Frauen und barfüßigen Männer. Nannette wurde auf die Stute Boneca seitwärts in einen Männersattel gehoben. John und Estephania gingen zu Fuß. Jackie legte einen Teil des Weges auf Cecilio Gomes' Schultern zurück, bekam aber schließlich Angst vor dem halbnackten Mann mit dem großen schwarzen Bart, und die restliche Strecke mußte John sein Kind tragen. Wir hatten ein Bett, Jackies Wiege, eine landesübliches Pritsche, eine Nähmaschine, einen Tisch, einen Klappstuhl, ein paar Töpfe und Pfannen, einige Kleiderbündel und ein Dutzend Bücher. Unsere Kisten blieben zurück, denn der Weg war steil und schmal, die Reise lang, und wir konnten die Tiere nicht schwer beladen.

Beim Reiten wartete ich auf den Schmerz, der von mir Besitz ergriff, sobald ich mich anstrengte. Aber ich fühlte keinen Schmerz. Ich wurde gegen die strahlende Weite des Himmels gehalten, gegen die ausgedehnten, blumenbedeckten Felder. Nannette fürchtete, vom Pferd zu fallen, und umklammerte dessen Mähne. Ich sah ihre verkrampften Hände, ihre leicht verformten Finger, die Haut, die durch ihren schlechten Gesundheitszustand das fleckige Aussehen des Alters bekommen hatte. Ich fragte mich, ob Nannette gegenwärtig überhaupt dachte, ob sie überhaupt verstand, was mit uns geschah. Sie trug einen alten Panamahut, mit einem schwarzen Band unter dem Kinn gebunden. Ihr Kinn bebte. Ihre ängstlichen Augen wirkten blind.

Die Berge stiegen vor uns auf wie eine Wand. Kein Pfad war zu sehen, und um uns zu orientieren, waren wir angewiesen auf den sicheren Tritt der Packmulis, die vorangingen. Hoben wir den Blick, drückte ein rauher Himmel aus blauem Stahl uns mit seinem Gewicht nieder. Jackie, durch die Fremdartigkeit seiner Umgebung in äußerster Panik, begann zu kreischen. Sein dünner hoher Schrei lief grell durch die endlose beschienene Stille, in der die Stimmen der schwatzenden Eseltreiber murmelnd und dumpf zu hören waren. ›Jackie‹, rief ich, ›Jackie, hab keine Angst. Vater und Mutter sind hier und Nannette, und ist Bergsteigen nicht lustig?‹ Aber Jackie ertränkte meine Stimme mit seinem Weinen, und John mußte zurückgehen und ihn hochnehmen. Ich blickte hinab, hinab, wie ein Berg hinter dem anderen verschwand, zur bläulichen Wüste, darüber trieben durchsichtige pflaumenrote Schatten mit riesigen gespreizten Schwingen. John lief einen sanfteren Abhang hoch und fragte, neben mir keuchend, ob ich mich sehr müde fühle. Er war barhäuptig, ohne Jacke, und um seine einzigen Schuhe zu schonen, hatte er sie an den Schnürsenkeln um den Hals gehängt. Er schien fröhlich, übermütig geradezu, aber in seinen Augen lag, wie vor ihm selbst verborgen, ein hartes besorgtes Funkeln. Seine Stirn war sonnenverbrannt und schweißglänzend. Trotz seiner grau werdenden Haare war er stark und überaus jung. Ich mochte seine nackten Arme und seine kleinen starken Hände, die Jackies Taille umfaßten. Als er weiterging, folgte mein Blick ihm aus der großen Entfernung meiner Erregung.

Immer weiter. John jetzt weit vorn. Am Gipfel eines Berges drängte ein Hochplateau die Felsen zurück. Das Gras, erstickt vom Rot der Blumen, wuchs wie auf einer Wiese und neigte sich unendlich sanft unter dem Gewicht des Lichts. An der einen Seite der Ebene verlief eine bröckelnde Steinmauer, das von ihr umgrenzte Land gehörte einmal einem Priester. Kühe weideten dahinter, warm und gleichfalls still. Sie hoben träge Köpfe und feuchte schwarze Nasenlöcher, forschend geweitet. Schwindelig, versuchte ich, mich an sie zu erinnern.

Ich sah einen weißen Adler auf einem Felsblock. Seine Augen starrten ohne Erkennen auf die sich bewegenden Dinge, die näher kamen. Er war sehr ruhig. Als er sich bleiern erhob und über mir kreiste, war der Himmel bleich von Federn, und ich fühlte mich erstickt vom Geräusch der Flügel, die schwer die Luft schlugen – oder vielleicht war es das Geräusch meines Herzens, das schwer schlug. John war meinem Blick entschwunden. Nannette und Estephania waren hinter uns, kleine kriechende Gebilde, halb verloren in wogendem Laub, im jähen Gefälle einer großen Tiefe. Ich war zu lebendig. Zu viel Licht um mich, zu viel Raum. Ich sehnte mich nach der Begrenztheit des Schmerzes, der mich zurückziehen würde in die Welt des Kleinen.

VI

Als wir bei der Ranch ankamen, stand die Sonne noch hoch am Himmel. Ich blickte mich um, auf den Kreis der Berggipfel: einer, zur linken, hatte die zarte Kegelform einer jungfräulichen Brust, die ich einmal gesehen hatte; der andere, der größte, in weitem, tiefem Bogen auslaufend, lud zum Ausruhen. Ich fand das Aussehen des Großartigsten beruhigend mütterlich.

Die Hütte, die John gebaut hatte, schien riesig. Eigentlich waren es zwei Hütten, verbunden durch einen überdachten Zwischenraum. Das Palmdach war grün und frisch bronzegrün , und seine steifen Spitzen rüttelten sanft in der Größe des Windes. Nie zuvor hatte ich einen Wind erlebt, der ein solches Gefühl von Ferne mit sich brachte, großer Wind mit weitem Klang, endlos, jäh. Mit seiner Heftigkeit verdunkelte der Wind den Himmel. Sein Ton war dunkelblau wie aufgewühltes Wasser. Er kam vom äußersten Ende der Welt, zog mit sich die Berge, und die Berge waren schrecklicher als der Wind. Die Berge waren die Welt, die über uns zusammenstürzte, uns unter ihrem Gewicht zermalmte. Schnell und langsam drehten sich die Berge. Die Berge waren die Erde.

Die Sonne ging langsam unter. Das lange Licht fuhr über die geneigten Grasspitzen und färbte ihre Ränder mit der Blässe ungestümer Bewegung. Licht und Wind liefen zusammen unter dem Gras. Ich konnte den Paß sehen, wo der Pfad herabkam. Nannette auf Boneca. Die graue Stute schien auf einer völlig vertikalen Fläche zu gehen, wie eine Fliege. Nannettes Kattunkleid war ein leuchtender wandernder Fleck, gleich einem wandernden Feuer zwischen den purpurfarbenen Felsen. Als sie uns erreichte, schöpfte Senhor Januario, vor einem Tontopf mit Bohnen hockend, gerade Essen auf unsere Blechteller. Seine lange dünne Hand, braun und empfindsam wie die eines Affen, wich vor dem Feuer zurück. Nannette rutschte ungeschickt vom Pferd. Ihre Hände zitterten vor Erschöpfung, und auf ihrer bleichen, bebenden Oberlippe sah ich kleine Schweißperlen. ›Ich dachte, ich würde nie ankommen! Bergauf, bergab! Hat man je einen solchen Weg gesehen! Ich dachte jeden Augenblick, ich komme um.‹

Hilflos. Nannette hilflos. ›Ist es nicht schön hier, Nannette?‹ Sie blickte sich starr um, sagte ja. Sie hatte eine angenehme Stimme mit leichtem Timbre, und ihre Aussprache war sorgfältig, damenhaft. Ihr bleicher, verstörter Blick glitt wie der des Adlers ohne jedes Erkennen über die Landschaft. Der Blick verlor sich im Wind, der ihre Röcke ausbreitete, Wind, der bereits das Tal verdunkelte. Verkrümmte Mangobäume reißen an sich selbst, untergehende Sonne in ihrem ausgebleichten Laub verloren. Alles verloren. Die Leere war zu schnell, keiner von uns konnte Schritt halten mit ihr.

Als Nannette erfuhr, daß John und der alte Januario das Haus gebaut hatten, war sie angemessen erstaunt. Ich ging hinein mit ihr, in das halbdunkle Innere, gesprenkelt von Himmel, der durch das Palmdach kam, und von unbestimmterem Weiß, das durch Ritzen in den Lehm- und Strohwänden einfiel. Sie wandte sich zu mir, ihre Augen – jetzt ständig geweitet – weiteten sich noch mehr, und ihre Pupillen waren dunkel wie die eines Tieres, das ohne Bewußtsein auf ein Angstgefühl reagiert. ›Was meinst du, wie wir so ganz ohne Fenster zurechtkommen werden?‹ Ich sagte ihr, eines Tages, wenn wir Geld genug hätten, würde John einige Öffnungen in die

Wand schneiden und aus Villa Nova ein paar Scheiben heraufbringen. Die Vorstellung erregte Nannette – erfreute sie fast. Der Wind aus Stahl und Glas, in einer ewigen Qual, schleppte sich zu uns. Es herrschte ein schönes Zwielicht. Durch die Türöffnung Sterne und die Gelassenheit ansteigender Berghänge.

Am zweiten Tag nach meinem Ritt war ich wieder im Bett. Und ich mußte ruhig liegen. Ich wollte mich in den Tiefen meines Wesens sanft bewegen, um den Schmerz nicht zu wecken, der mich bezwingen würde. Heimlich, solange ich ihn nicht störte, konnte ich ein ungewöhnliches Maß an Freiheit genießen. Mein Denken lief zum Beispiel die vier Lehmwände hinauf und hinunter, die mich umgaben. Mein Denken erforschte jeden kleinen Spalt, die funkelnden blassen Lichtsterne in den Rissen, die beim Trocknen der Erde entstanden waren, die Lükken im Strohdach, durch die hindurch Punkte so gleißten, als explodierten vor meinen Augen winzige Raketen. Ich genoß das Gefühl, von diesem dämmrigen Frieden umschlossen zu sein, und dem Tageslicht, dem Wind, der Flut des Sonnenlichts zu trotzen, das draußen auf alles brannte.

Wirklich krank und hilflos zu sein, erlaubt eine Flucht aus den Begrenzungen der materiellen Existenz. Ich konnte sicher dort liegen, in mir, in einem Universum, in das nichts eindrang. Zeit schwand. Und dies nicht nur, weil Johns Armbanduhr weg war und das Unterfangen, eine Ranch aus den Materialien aufzubauen, die die Natur unbearbeitet bereithält, ganz und gar nach den Gesetzen des himmlischen Zyklus geschehen mußte. Dort liegend, spürte ich, daß das Leben tatsächlich unendlich war. Mein Herz war still, war ein Grab. Die eilenden Füße stürzten der Vernichtung entgegen. Hinter den Ge-

räuschen Stille. Ein Stern und noch ein Stern und hinter diesem noch ein Stern. Mein Gesicht und eine Billion Billionen Gesichter, ungesehen. Weiße – nichts.
Und das Sonderbare war, daß ich mir, ohne jede Anregung durch den Kontakt mit anderen Wesen, einer eigentümlichen Empfindung bewußt war. Irgendwie, aus der Leere - aus der Finsternis - hatte ich ein greifbares Gefühl von Wärme, Wärme meines eigenen Seins, das mich umgab, und ich lag in mir, schlafend im Wachen.

Jackie kommt herein. Er ist zwei Jahre alt. Er trägt einen zerrissenen Anzug. Im Zwielicht kann ich so eben sein Gesicht sehen, während er auf dem unebenen Fußboden entlangstolpert mit den winzigen, noch verbliebenen Buckeln aus trocknendem Gras. Wenn Jackie auf mich zuläuft, machen seine Arme eine Flugbewegung. Er sagt: ›Mala, ich pflanze sauer. É bonito, não é?‹ Und ich betrachte die Steinchen, die er in seinen fest geschlossenen Fäusten hält, und frage mich, was ›sauer‹ ist. ›Sim, Jackie, é bonitissima. É com isso que vae fazer jardim, meu bem querido?‹ ›Ach Jackie, Jackie, ich liebe dich!‹ Ich ziehe ihn an mich. Eine diffus unangenehme Erregung durchläuft mich und erinnert mich, daß ich nicht mir gehöre, daß mein Schmerz eifersüchtig ist – eifersüchtig auf Jackie, eifersüchtig auf John. Ich stemme mich hoch, stütze mich mit dem Ellbogen ab und halte Jackie fester. Er wehrt sich instinktiv gegen dieses Zuviel an Gefühl, das ich für ihn habe. ›Ach Jackie, Jackie, verzeih mir!‹ Ich möchte Jackie um Vergebung bitten, ihn in eine erbarmungslose Welt gesetzt zu haben, denn ich bin hilflos und kann ihn nicht gegen sie schützen. Ich bemitleide mich selbst und erkenne eine Entwürdigung in solchem Mitleid. Mein Stolz kämpft. Um meine Hilflosigkeit erträglich zu machen, verwandle ich all diese Gefühlsverwirrungen in Haß auf eine Gesellschaft, die uns in eine solche Notlage gebracht hat.

Doch ich hasse auch meinen Körper, den ich nicht beherrschen kann, hasse ihn, weil er nicht uneingeschränkt aufbegehren kann. Es gibt Zeiten, da ist Schmerz alles, da hat er mich so vollständig in Besitz, daß ich das Wissen des Bewußtseins nicht mehr habe und nur noch daran denke, in Ruhe gelassen zu werden, an Frieden, an eine Art erloschener Stille. Ich möchte nicht mehr wissen. Ich weiß schon jetzt zuviel und trage die Last, eine Welt zu verstehen, die nur die meine ist. Ich kann in dieses Entsetzen nicht die hineinziehen, die ich liebe, sie haben schon jetzt zu wenig Freude. Doch ich frage mich, wie es möglich ist, ewig weiterzumachen mit einer Erfahrung, der grundlegendsten meines bisherigen Lebens, die ich in mir trage und nicht teilen kann.

Das Schlimmste ist, daß mein Körper, der mich verraten hat, mich auch zu Anstrengungen für ihn zwingt, und da wir als Abort nichts als einen großen Blecheimer haben, muß ich mich dorthin schleppen. Da begreife ich, daß ich im Grunde überhaupt nicht lebe, daß ich schon tot bin, und was anstelle meines Willens bleibt, ist eine Art Empfindungsgespenst, zersetzt und regungslos. Meine Gedanken werden mir von kleinen Fingern entrissen, die tief, tief in mein Denken graben, in jene Bereiche von mir, die mir selbst die verborgensten sind.

Manchmal werden diese furchtbaren Beine, die leblos an meinem Körper hängen, sehr schwer – so schwer, daß sie mich mit ihrem Gewicht besiegen und unerträglich werden. Um sie hochzuhalten, muß John dann aus Lumpen, Säcken, allem Möglichen eine Erhebung bauen. Ich möchte diese Beine vergessen, und das kann ich nur, wenn ich in dieser Haltung liege, die Arme fest an den

Körper gepreßt. Und ich liege stundenlang absolut bewegungslos. Ich wage nicht einmal, einen Schluck Wasser zu mir zu nehmen oder mich umzudrehen. Ich sehe die Sternchen im Raum jetzt matt – beinahe erstickt. Und Johns Gesicht weit fort, sich entfernend. Ich verliere ihn. Verliere das Leiden des Mitgefühls, das er zeigt und das mir, in diesem Augenblick, wie das Schönste auf der Welt vorkommt.

Nannette kommt herein. Sie ist erregt und verdrossen. Immerhin bin ich nicht so krank, daß ich nicht ihre flattrigen Gebärden zur Kenntnis nähme, ihren Wunsch, nicht mir zu helfen, sondern etwas zu tun, das als freundlich gewertet wird und sie von der Verpflichtung durch meine Schwäche befreit. In unserer Armut und unserem Elend leidet auch sie, aber sie hat kein Bewußtsein ihres eigenen Elends, keine Wahrnehmung irgendeiner äußeren Bedeutung. Sie kann einfach nicht fassen, wie ein Mensch, für den Luxus geboren, an den sie in ihrer Jugend gewohnt war, in eine derartige Notlage geraten konnte. Für die Lösung konkreter Probleme war sie immer abhängig von anderen. Sie meint, alles, was mit uns jetzt nicht in Ordnung ist, könne von John gerichtet werden. In gewisser Weise setzt sie größeres Vertrauen in John als ich, denn sie glaubt, er könne Wunder wirken. ›Leidest du sehr?‹ fragt sie mich. ›Ach, es bricht mir das Herz, dich so zu sehen! Sicher kann John etwas tun, was dir Linderung bringt. Wenn wir nur eine Wärmflasche hätten. Vielleicht könnte Estephania einen Sack Salz erwärmen. Hast du schon gegessen heute? Es schwächt so, nichts zu essen.‹ Und als John ihr sagt, das beste, was sie für mich tun könne, sei, mich in Ruhe zu lassen, wirft sie ihm einen vorwurfsvollen Blick zu und geht völlig verwirrt hinaus, als sei sie durch etwas, das sie nicht versteht, sehr erschreckt worden.

John ist so stark, unter seiner Berühung schwindet selbst Schmerz. Die kriechenden kleinen Finger des anderen ziehen sich zurück und lauern, nur halb wahrgenommen, in meinem Bauch und meinen Beinen.

Ein langer, korallrot-schwarz gestreifter Tausendfüßler krabbelt durch die zerfetzten Streifen der Palmblätter herein und heraus. Er windet sich wie eine Schlange, und einen Augenblick lang frage ich mich, ob er das nicht ist. Ich hatte vor diesen Insekten immer panische Angst, und ich frage mich, warum ich mich nicht mehr vor ihnen fürchte. Ich bleibe lieber regungslos hier liegen, als mich gegen alle Tausendfüßler der Welt zu wehren.

Ich liebe den vollen Purpur des Bodens, wenn ein Sonnenfleck darübergeht. Ich liege da. Es geht mir heute besser. Ich hatte mein ewig gleiches Abendessen, gekochte rote Bohnen und Maniokbrei, mit einer roten Paprikaschote, um es erträglich zu machen, und großen Salzkristallen wie grauweißer Stein. Wie warm und tröstlich Essen ist. Wie völlig wert zu leben, um essen zu können. Leben scheint mir so süß, so kostbar, daß es mich erstaunt, warum nicht alle so gütig sind wie John. Wenn es diesen schrecklichen unpersönlichen Feind zu bekämpfen gibt, warum sind die Menschen nicht freundlich zueinander? Warum halten sie nicht immer zusammen und schützen sich gegen ihn? Mir ist, als müsse ich sie warnen, ihnen von der Gefahr erzählen, in der sie sind. Fast ist es, als hätte ich eine Sendung für die Menschheit. Ich muß anderen verständlich machen, was anscheinend nur ich allein weiß, daß wir alle unverständlichen Attacken von Unglück ausgesetzt sind, daß wir nichts in unnötigen Kämpfen zu vergeuden haben, die wir selbst heraufbeschwören. Doch selbstverständlich meine ich nur meinen Wunsch, daß die Menschen meine

Lebensauffassung billigen, meine Sicht der Ehe und alles andere. Ich will der Welt nicht meine Meinung aufdrängen, aber ich möchte zumindest eine Toleranz, die mir zu leben erlaubt. Und zu Hause gelten John und ich sogar als gefährlich. Seht ihr denn nicht, wie armselig wir sind? Möchte ich sagen. Doch auch darin werden sie mich mißverstehen, denn ich liebe mich ganz, umfassend, und ich akzeptiere von ihnen keinerlei Kritik an meinem Tun.
Ich denke manchmal, daß mein Stolz ebenso stark ist wie mein Schmerz – nicht ganz vielleicht, aber nahezu. Wäre ich die einzige, die leiden müßte, ich nähme alles hin aus purem Trotz. Zu brechen ist meine Selbstachtung nur durch John und Jack. Mein Stolz wirkt auf mich als eine Übertreibung meiner selbst. Protest weitet mein ganzes Wesen. Meine Selbstgerechtigkeit ist viel heftiger als alles, was ich intellektuell definieren oder fassen kann. Da nur ich allein auf der Welt mich verstehen und bedauern kann, bin ich Gott. Nur ich allein auf der Welt bin mir ebenbürtig.

Es braucht sehr wenig, mich glücklich zu machen; eine Stunde oder zwei, die mir gehören, in denen mein Körper ruhig ist und nichts verlangt. Trotz all seiner Verantwortungen und Sorgen scheint auch John vergnügt. Zusammen gehen wir den steilen Pfad hinter der Hütte hinauf bis zu einer Stelle, von der aus wir das ganze Land sehen können – Land, das, obwohl wir nichts getan haben, außer es mit kleinen, grabsteinähnlichen Steinen zu markieren und einen Antrag einzureichen, uns schon zu gehören scheint. Die Baumwipfel im Canyon sind nahezu unter unseren Füßen, ihr Grün hier und dort etwas bronzen vom sprießenden jungen Laub auf den oberen Ästen. Der Wasserfall, unsichtbar unter ihnen, macht ein

Geräusch wie Wind. Ein großer Vogel schwingt sich schwer empor und fällt zurück in den Wald. Später Nachmittag. Geruch von Regen, trocken und bitter. Reglose Wolken von der Farbe verblühten Flieders. Um uns Herva-ratto-Büsche – Giftpflanzen. Dicke wachsgrüne Blätter, unbewegt, zerren und zucken. Hügel dunkel. Als Regen aufzieht, werden Bäume mit stählerner Langsamkeit schwarz. Dunkle Bäume machen leuchtende Nacht in nachmittäglicher Silbrigkeit, wo Wolken sind wie Fische. Der Himmel taucht in seine eigene Entfernung, verschwindender Himmel. Es gibt keinen Himmel. Nur die Bewegung von Leere. Bäume liegen an den Hängen, schwer – sterben an den Hängen, nachttot auf den Hügeln unsichtbar. Die Berge umschließen unseren Tod, sanft, so sanft, in einer unermeßlichen Umarmung, und niemand kann sie verweigern, aus ihr gibt es kein Entfliehen.

Aber ich möchte nicht entfliehen. Ich möchte auf ewig hierbleiben hinter der Mauer, die unseren Frieden umhüllt.

Dona Chiquinha sitzt kerzengerade auf unserem einzigen Stuhl, der ganz verdeckt ist unter den ausgebreiteten Falten ihres geblümten Rockes. Sie hat mir einige höfliche Fragen gestellt: wie lange ich verheiratet bin, wie alt ich bin, wie viele Kinder ich bekommen habe. Es ist leicht zu sehen, daß sie unangenehm neugierig ist. Weshalb sollte eine Senhora educada an einen Ort wie diesen kommen? Was haben wir hier vor? Werden wir, vielleicht, ein Haus bauen und einige Möbel von der Küste hierherbringen? Sie ist eine arme Frau. Sie ist Entbehrung gewohnt. Aber eine Dame aus der Stadt – wie kann sie so leben?

Dona Chiquinha fragt diese letzten Dinge nur indirekt.

Sie kennt die Anstandsregeln, und ihr Gespür dafür, was von ihr erwartet wird, legt ihr einige Beschränkungen auf. Ihr breites gelbes Gesicht ist fest und maskenhaft, als sei es aus Teig. Das einzige, was in dieser Tarnung zu leben scheint, sind die flinken Äuglein, die mich verstohlen beobachten. Von Anfang bis Ende ihres Besuches verändert sie ihre starre Haltung nicht einmal durch das Heben einer Hand. Bei meinem Versuch, Gastgeberin für sie zu sein, bin ich völlig hilflos. Ich sage Dinge, aber Worte, die ich in meinem besten Portugiesisch sage, erreichen ihre Ohren ohne jeden Sinn.

Unterdessen spricht John mit Senhor Alfredo über die Ernte. ›Oh ja, dieses Haus ist nur provisorisch. Wir werden eine Farinhamühle bauen und, falls Zuckerrohr hier gut wächst, einen Zucker-Engenho. Meine Senhora ist eine solche Umgebung natürlich nicht gewohnt. Ihr Vater ist sehr reich.‹ Senhor Alfredo zupft an seinem spärlichen schlaffen Schnurrbart und murmelt zu allem, was John sagt, bedächtige Zustimmung. Senhor Alfredo trägt den großen flachen Hut eines Vaqueiro – einen Lederhut –, und sein Hemd hängt locker, steckt nicht in seinen dünnen blauen Baumwollbreeches. An seinen nackten breiten Füßen sind Ledersandalen, mit einem Riemen am großen Zeh befestigt. Er stützt eine Hand in die Hüfte, und seine riesige Machete, die in ihrer Lederscheide seitwärts schwingt, verleiht ihm ein martialisches Aussehen. Meistens ist er von unbeteiligtem Ernst. Wenn sich seine Neugier zeigt, ist er schlichter, naiver als die Frau, und ich fürchte ihn weniger. Seine großen dunklen Augen betrachten mich freundlich mit einer unpersönlichen Verwirrung.

John spricht weiter, prahlt absichtlich. Wenn ich all die Lügen höre, die John erzählt, habe ich Angst, daß uns diese Menschen auf die Schliche kommen. In meiner

Vorstellung öffnet sich ein Abgrund. An dem Tag, an dem herauskommt, daß wir Niemande sind – daß wir so arm sind wie der ärmste Taborel –, werden wir hineinstürzen. Um Dona Chiquinha zu gefallen, strenge ich mich mehr an. Und sie reagiert nur, wie ich fühle, mit stärkerem Rückzug. Ihre Antwort auf alles ist: ›Ah, die Senhora ist reich. Wir sind sehr arme, dumme Leute. Die Senhora muß Nachsicht haben mit unserer Unwissenheit.‹ Dabei steht hinter diesen entschuldigenden Bemerkungen ganz offensichtlich keine echte Bescheidenheit, sondern nur Bosheit und Mißtrauen. Als Nannette erscheint, fragt Dona Chiquinha: ›Wer ist das? Eine Verwandte?‹ Das muß ich bejahen.

Nannette hat Angst vor unseren Nachbarn und will eilig an ihnen vorübergehen, ohne stehenzubleiben, um bekannt gemacht zu werden. Aber John ruft: ›Nannette!‹ Und sie hält überrascht an, als habe eine Lähmung der Beine sie befallen. ›Dies, Dona Chiquinha, Senhor Alfredo, ist unsere hochgeschätzte Verwandte, Dona Nannette. Erlauben Sie mir, ihr die große Ehre zu bereiten, Ihre Bekanntschaft zu machen.‹ Dona Chiquinha steht auf und streckt, mit leichtem Widerwillen, eine dicke schlaffe Hand hin, Nannette berührt sie ihrerseits mit Abscheu. Senhor Alfredo hustet, verneigt sich, murmelt ›Estimo de conhecel-o‹ und vermeidet es offenbar, Nannette ins Gesicht zu blicken. Was Nannette angeht, so verliert sie, trotz der Tatsache, daß sie verschreckt ist, nicht eine Minute lang die Überzeugung von ihrer angeborenen Überlegenheit, und gnädig, aber herablassend antwortet sie in einem Kauderwelsch, das niemand versteht. Nannette trägt Gott weiß, warum – vermutlich um ihren Teint zu schützen (diesen Teint, der seit ihrer Krankheit völlig zerstört ist), stets den selben alten Panamahut, mit einem Band unter dem Kinn festgebunden, und ich weiß, daß dies in einem Land, wo Hüte für Frauen unbekannt sind, Dona Chiquinha erheitert. Wie ich später höre, nennen sie Nannette ›die Alte‹ Nannette, die immer so auf ihr Aussehen achtete und sich dabei den Glauben an die ewige Jugend bewahrt hat. Ich bin ausgesprochen froh, als sie uns, mit gemurmelten Entschuldigungen, eilig verläßt.

Die Sonne geht unter. Auf den höchsten Gipfel meines jungfräulichsten Berges fällt, greifbar geradezu, Licht in rotvioletten Flocken. Das Tal füllt sich mit Schatten, mit dem giftigen Grün des wilden Grases, das seinen eigenen Widerschein der nahenden Nacht entgegenschickt. Der Nachmittag hinterläßt ein leichtes Lächeln von anämischer Zartheit, das Lächeln einer Madonna auf einem Botticelli-Gemälde, das gleichsam resigniert vor uns entschwindet. Friede. Gäbe es nur keine Dona Chiquinhas und keine Senhor Alfredos, die uns mit ihren Verdächtigungen stören und daran erinnern, daß dort, wo Menschen mit unterschiedlichem Temperament oder unterschiedlicher Tradition zusammenkommen, stets eine Schlacht des Mißtrauens im Gang ist. Dona Chiquinha glaubt im Grunde nicht an unseren Reichtum und kann ihn gleichwohl nicht verzeihen.

Als sie aufsteht, um sich von mir zu verabschieden, knüpft sie ein altes Tuch auf und schüttet in den Schoß meines Kleides ein Dutzend altrosa Rosen, an der Blüte gepflückt, völlig ohne Stiel, und im gleichen Bündel ist etwas Andú, ein wilde Bohnenart, die sehr gut schmeckt. Dies rührt mich, selbst wenn ich weiß, daß ein Geschenk beim ersten Besuch nationaler Brauch ist.

John sagt, er erzähle allen, daß mein Vater reich sei, damit diese Menschen mich achten, damit ich, sollte ihm etwas zustoßen, Hilfe finde und Jackie, Nannette und ich zurückkommen können zur Küste.

Durch das hohe Gras klettern die gedrängten Schafrükken höher, ohne Ende. Das Licht berührt die dichte weiße Wolle, und in der Stille der Felsen gleicht die schneeige Prozession einer ziehenden Wolke. Einhundertdreißig Schafe. Unser allerletztes Geld ging in ihren Kauf. Und während die Schafe wie ein langer Hoffnungstraum weitergehen, folgt ihnen, auf seiner Bambusquerflöte schrille Musik spielend, Manoel, der sich gerade von einem Schlangenbiß erholt und so verschwollen ist, daß sein Gesicht an einen kleinen Schokoladenpudding erinnert. Er ist zehn Jahre alt. Seine Kleider sind nur Lumpen. Aber wenn ich ihn sehe, denke ich an Engel – an einen kleinen schwarzen heiligen Johannes, ein wenig krank, aber gleichwohl recht charmant. Schafe sind eng und lautlos zusammen. Ihre Persönlichkeiten sind ungewiß. Sie haben gesenkte Köpfe, sanft zuckende Ohren und flache wollige Hinterteile. Sie gehen in steter Bewahrung von Verschwiegenheit. Gelegentlich werden sie unruhig, und ihre Beine bewegen sich hölzern in steifem Trott. Die Einzeltiere der Herde sind wie Wassertropfen in einem Strom, sie fließen für Augenblicke auseinander, vereinen sich jedoch sofort wieder, denn sie haben nur ein Wesen, ein Wesen, das keines von ihnen wahrnimmt, dem sie alle unterworfen sind. An uns ist es, ihren scheuen Gleichmut zu schützen, ihr Glück der Geduld. Wenn ich wüßte, was diese Schafe bedeuten aber John und ich glauben an sie. Für uns sind sie wirklicher als alles andere auf der Welt.

Senhor Candido interessiert sich ebenfalls für Neuankömmlinge, und er brachte der excellentissima Senhora ein Dutzend grüne Maiskolben, den excellentissimo Senhor hingegen bedachte er mit einem Stück Rolltabak. Für einen Taborel ist Senhor Candido reich, erzählt man mir. Im Tal hinter uns siedelt seine ganze Sippe, und er herrscht über sie wie ein Diktator. Er berichtete uns von seiner Fehde mit Senhor Alfredo. Eines Nachts kam Senhor Alfredos Bruder zum Stehlen nach Milagres und tötete eine Färse. Candidos Vater ertappte den Marodeur auf frischer Tat. Bei seinem Fluchtversuch schoß Senhor Alfredos Bruder auf Candidos Vater und traf ihn ins Herz, Candido selbst, der dies beobachtet hatte, schoß zurück, so daß auch Senhor Alfredos Bruder starb. Jetzt hält Candido sich nie westlich von Milagres auf, noch wagt Senhor Alfredo sich in östliche Richtung, denn der Tag, an dem sie sich begegnen, bedeutet für einen der beiden das Ende. Beim Erzählen der Geschichte kichert Candido. Sein kleines gelbes Gesicht ist unablässig von einem Lächeln verknittert. Aber sein Ausdruck verrät weniger Humor als Verschlagenheit. Ist er sehr erheitert, verdeckt er seine Oberlippe, auf der einige lange Haare wachsen, ganz wie der Schnurrbart eines Chinesen. Ein paar strähnige Bartbüschel baumeln von seinem Kinn. Seine Arme sind so kurz, daß er seine rundlichen Finger, wenn er auf unserem Stuhl sitzt und seinen Bauch umfaßt, gerade noch verschränken kann. Johns unermüdliche Höflichkeit signalisiert mir, daß Candido jemand ist, mit dessen einflußreicher Böswilligkeit nicht zu spaßen ist.

Candido will uns eine Milchkuh verkaufen. Dies ist Weideland. Zweimal jährlich treibt man die Rinder an die Küste zum Markt. Aber Milchkühe sind selten, teuer und schwer zu bekommen. John sagt: ›Wir sind sehr vorsichtig mit der Milch, die wir dem Kind geben. Die Ärzte sagen, Ziegenmilch sei das Beste für ihn.‹ Ach, wie gern würden wir die Milchkuh kaufen! Wir haben dafür kein Geld. Candido sagt: ›Der Senhor wird sehr viele Schafe kaufen? Natürlich, diese genügen für den Anfang, aber später ein reicher Mann wie Euer Exzellenz, gebildet und aus der Stadt, wird sicherlich an diesem unzivilisierten Ort sehr viele Verbesserungen vornehmen. Der Senhor wird uns zeigen, wie man die Dinge ›da unten‹ tut‹, und er machte eine Handbewegung in Richtung Meer, so weit weg, jene fünfhundert Meilen, die wir durchquert haben. Einher mit der Handbewegung geht dieses gleichbleibend kehlige Lachen mit seinem besonders irritierenden Ton. Gerade da entdeckt er Nannette und ihren Hut, und seine Erheiterung erstickt ihn geradezu. Seine Äuglein glitzern. Wie kann er es wagen, über Nannettes Hut zu lachen! Welches Gefühl von Macht erlaubt es ihm, seine Ehrerbietung zu verweigern in einem Land, wo noch der geringste Peon höflich ist höflich zumindest in Dingen, die unwichtig sind für ihn. Ich fürchte Candidos Lachen, das so natürlich scheint, so arglos.

John ist krank. Vor zwei Jahren etwas über zwei Jahren wurde er am Blinddarm operiert, was seinen Gesundheitszustand geschwächt hat. Er kann im Grunde keine harte körperliche Arbeit verrichten oder schwere Dinge tragen, die seine Seite belasten. Und ich kann nichts tun, um ihm zu helfen. Wir liegen zusammen im Halbdunkel. John sagt sehr wenig, aber seine Lippen sind grau, und sobald er sich bewegen muß, haben seine Augen die blinde Tiefe des Leidens. Ich sage mir: Falls John stürbe! Will ich auch sterben, schnell, sofort, um nicht miterlebend zu müssen, was mit Jackie und Nannette geschähe. Hier gibt es keine Ärzte, keine Medikamente, und am schlimmsten ist, daß es kein Geld gibt, mit dem man sich von dem Zwang freikaufen könnte, Dinge zu tun, denen man körperlich nicht gewachsen ist. Es gibt kein Geld, mit dem man sich Ruhe kaufen könnte, das Recht, krank zu sein und wieder zu genesen. Die Pferche sind erst halb fertig. Es muß Land gerodet werden. Holz gefällt. Candido hat zweihundert Kaffeebäume herübergeschickt, die in der Senke auf der anderen Flußseite gepflanzt werden müssen, und wenn sie gut anschlagen, wird er mit uns die Ernte teilen, die in frühestens vier Jahren zu erwarten ist. Estephania fürchtet unsere Armut, auch wenn sie sich ihres Mißtrauens schämt. Als wir zur Ranch hochkamen, sah sie diese Erfahrung als Jux. Sie glaubte, unsere Unannehmlichkeiten seien vorübergehender Natur und daß wir ein Haus bauen und sehr viel Vieh kaufen würden. Aber nun behauptet sie, sie habe einen Brief von ihrer Mutter erhalten, und sie geht zurück in die Stadt. Was soll ich tun ohne sie sie, die trotz ihrer Ausbildung zum Dienstmädchen der Reichen vertraut ist mit den Sitten des Volkes, damit, rote Bohnen in einem Topf auf dem Boden zu kochen, grünen Kaffee zu rösten und ihn im eigenen Pilão zu stoßen. Also ist ihre Liebe zu Jackie Lüge. Es geht ihr nur um ihr eigenes Wohl und ihre Bequemlichkeit. Die Wahrheit muß sein, daß Estephania all dies schon einmal durchgemacht hat. Sie kennt das Ende, das Menschen in unserer Lage droht.

Seit zwei Monaten ist das Wetter ideal. Den ganzen Tag streift das klare Sonnenlicht fern über uns hin und ist wie der Wind selbst. Mit den Stunden folgt ein ungeheurer Schatten, die große Rundung des Mutterberges, ein Schatten der Ruhe. Ich bezeichne jeden Tag durch das Längerwerden dieses Schattens und merke, daß ich an die unermeßliche Tiefe unter dem Berg als an das Ende von allem denke. Da unten zum Grund der Schlucht, unter dem wogenden Grün, dahin geht man am Ende von allem – wenn alles über der Erde beendet ist. Schmerz, mache mir ein Licht. Erschüttere die Stille.

Gestern ging John nach Mucambo. Er brach früh am Morgen auf, barfuß, einen Fußweg von sechs Meilen vor sich. Als zwischen den Felsen seine Gestalt schrumpfte, wurde mit ihr mein Herz klein. Ich ertrage es nicht, wenn er fortgeht von mir. Der Sonnenschein war zart am Himmel wie ein Schleier aus Licht. Blumenfelder, vom Gleißen zermalmt, waren zweidimensional und flach an die Berge gemalt.

Am Abend hoch oben eine kleine, sich bewegende Gestalt, fremdes kleines Ding, geschäftig, allein in einer schönen, gewaltigen Trägheit. Die Welt starb im Licht, doch etwas überlebte. Ich hatte mich den ganzen Tag unwohl gefühlt und gelegen, aber als ich John kommen sah, stand ich auf und lief ihm entgegen. Ich lief und lief durch das tote Licht, stolperte den langen Pfad hinauf zum Einzig-Lebenden außer mir. Und als ich Johns Gesicht erkennen konnte, wurde auch die in ihm zusammenlaufende Leere der Felder und Felsen lebendig, allzu lebendig, so daß es schmerzte.

Maria da Gloria, die Schwester des alten Januario, ist gekommen, mir bei der Arbeit zu helfen. Wir werden ihre Familie in Naturalien bezahlen. Es ist schwer für mich, seit Estephania fort ist. Maria hockt vor unserem Eingang und singt vor sich hin, ein merkwürdig dissonantes Lied, monoton wiederholt. Ihre Stimme ist sehr schrill und zittert ein wenig. Auf einem fleckigen Kissen vor sich macht sie Spitze, und das Klicken der kleinen polierten Klöppel, die aneinanderschlagen, ist eine Begleitung zu ihrer Musik, Musik, die einfältig wirkt, wenn ich ihre dunkel glänzenden Augen betrachte, ihr weiches rätselhaftes schwarzes Gesicht. Ich frage mich, ob die Melancholie der Musik irgendwo in ihrer Seele einen Ort hat. Ob auch sie, ohne es zu wissen, versteht, daß für Menschen das Leben tragisch – das Leben ein Irrtum ist. Nun, hin und wieder geschieht etwas überaus Komisches, worüber wir lachen, als gäbe es kein Geldproblem und keine unfreundliche Welt zu bedenken. Abends, wenn wir durch das hohe Gras gewatet sind, in dem das Vieh unserer Nachbarn gegrast hat, ziehen wir uns völlig aus, halten die Blechlampe so nah an unsere Körper, daß die Hitze das Fleisch fast versengt, und klauben uns gegenseitig die Zecken ab. Hunderte von ihnen, glänzend und so winzig, daß sie entkommen, wenn man nicht genau hinsieht. Es sind junge Tiere, die wie Trauben lebender Frucht an den Grashalmen hängen und alle gemeinsam fallen, sobald etwas ihre Ruhe stört. Wir baden auch ständig in einer Lösung aus Kerosin und Tabaksaft.

Nachts raschelt das Strohdach. Schnelle Regentropfen flackern im Lampenlicht, kurze Fäden, silbriggrün, verschwinden hell. Prozessionen roter Ameisen plagen sich wie sich abspulende Bänder stetig die Lehmwand hoch. Die Blechlampe erstickt in einem Schwall von bronzefarbenem Rauch. Die Ratten laufen unter dem Wind vor uns davon. Starker Wind wie gemahlenes Eisen. Brodelnder Ton des Windes tief in der Welt. Einförmiges Rauschen des Windes. Vollständige Einförmigkeit löst sich auf im Weich des Dunkels. Alles weich, dunkel, tief, an Wurzeln rüttelnd und ziehend. Durch die Türöffnung sehe ich gezerrte Bäume mit ausgreifender, fahler Bewegung auseinanderschwingen – einer Bewegung von Schatten, von Feuer in Schatten.

Und Maria da Gloria macht Spitze, Spitze und abermals Spitze. Nannette hütet einen Band Anatole France. Sie versucht darin zu lesen, aber der Widerschein auf den Seiten ist zu schwach und läßt sie nur verschwimmen. So legt sie sich schließlich auf die Liege und schläft ein. Über die Kante der Bettdecke baumelt ihr Fuß in einem abgewetzten Schuh. Ich bemühe mich immer, Nannette *nicht* schlafend zu sehen. Sie ist allzu schrecklich – wie etwas in sich Verlorenes. Ihr Gesicht ist schmal und dünn, und ihre Augen stehen vor, noch durch die dünnen geschlossenen Lider hindurch. Ihre Haare, die ich als prachtvoll in Erinnerung habe, sind nun nicht mehr als ein paar Büschel, die ständig aus den Nadeln rutschen. Grau ist in den bronzefarbenen Strähnen, die bestäubt scheinen mit weißlichem Puder. Alle lachen über Nannette. Selbst Maria da Gloria tut es insgeheim. Es schmerzt mich, so, als sei Nannette ein vernachlässigtes Kind, das uns in Pflege gegeben worden ist.

Nicht immer, natürlich. Wenn Nannette zu streitsüchtig wird und John Vorwürfe macht, weil er uns nicht nach Amerika bringen und alles richten kann, hasse ich sie manchmal. Ich habe sie gehaßt, als sei sie eine zerstörerische Maschine, die gegen uns in Gang gesetzt wurde – eine Maschine, die niemand anhalten kann. Dann denke ich an ein langes Messer in meiner Hand und meine, es in sie hineinstoßen zu müssen, um sie still zu machen. Haß ist schließlich nur übertriebene Notwehr. Ich möchte Nannette aus unserem Leben löschen sie so völlig löschen, wie man eine Flamme erstickt. Es gibt Tage, wo John sich weigert, mit ihr zu sprechen. Dann kommt sie zu mir und weint und droht, sich zu töten. Aber ich weiß nur zu gut, daß ihr der Mut fehlt. Sich töten braucht Mut. Falls John stürbe und ich von niemandem Hilfe bekommen könnte, *müßte* ich mich töten. Dann würden die Missionare aus Villa Nova Jackie holen, vielleicht, und ihn zurückschicken in die Vereinigten Staaten. Ich stelle mir Jackie sein ganzes Leben lang in diesen furchtbaren Bergen vor – der einzigen Welt, an die er sich wird erinnern können. *Wir* können die Missionare natürlich nicht um Hilfe ersuchen, denn unsere Moral ist fragwürdig und sie würden uns ablehnen.

Kleiner weißer Mond, kleine weiße Henne, bist auch du eine Mutter, die ihr Kind irgendwo drüben auf der anderen Seite der Berge verlieren wird? Kleiner Stern, scheinst du aus Mitleid mit uns so warm und matt durch den Regen, als wollest du in mein Herz tropfen? Kleine Wolke, bist du gekommen, uns mit einem Schleier des Erbarmens zu verhüllen? Wind in den Bäumen, weine nicht so! Ich ertrage es nicht, dir zuzuhören; denn dies sind Phantasien, aber keine Phantasie ist es, daß mein großer kleiner Sohn fortgehen muß von mir.

Die schweren Regenfälle haben noch nicht begonnen. Fast jede Nacht scheint der Mond. Er rauscht empor aus einem Schlund der Ungewißheit, schleudert sich der Finsternis entgegen. Feuer bricht sich an allen stillen Graten. Die Berge schweben am Horizont. Frösche bellen. Blendendweißer Mond. Ewiger Friede. Blindes Haus. Erde beendet Strahlen. In der Türöffnung Bewegung von Gestalten: John, Nannette. Tage, Jahre, Jahrhunderte. Schatten wandern. Andere Schatten. Vielleicht regt sich ein Blatt, oder ein Baum schwankt. Undeutliche Hände tasten sich am gerüttelten Gras entlang. Schon hat sich der Schläfer einer tieferen Ruhe zugewandt. Wir schwinden, verschwinden in den Tiefen der Vereinsamung. Wir sind nur noch Erinnerungen. Alle haben uns vergessen. Vielleicht sind wir schon tot.

Wir haben sechzehn Hennen. Die Eier sind für Jack. John hat ein Hühnerhaus gebaut, ganz ähnlich dem

Raum, in dem wir wohnen. Ich gehe gern in der Abenddämmerung hinein und sehe die kauernden Gestalten, aneinandergedrängt auf den Stangen. Die blassen Federn sind Wolken, die im dunklen Gehege das Nachglühen halten. Bewegung in den Wolken. Eine entfernte, träumerische Mahnung. Wir verstopfen alle Ritzen gegen eindringende Vampir-Fledermäuse.
Ich finde Eier schön. Weiße Porzellaneier. Sie geben mir das Gefühl, daß ich mächtig bin und reich.

Vor zweihundert Jahren kamen Pioniere aus Portugal, um im gelben Flußbett Gold zu schürfen. Sie starben am Fieber. Im Sand blieb von ihnen keine Spur. Überall, Kamm um Kamm, sind die Berge Gräber, und durch die Täler spinnen sich die verzagten Nebel. Morgens in der Madrugada springt der erschrockene nasse grüne Berghang aus der Stille. Der Sereno ist überall. Die dunklen Bäume machen scharfe Töne wie Musik. Die trübe Sonne ist ein krankes Kindchen, das die Blumen mit seinen welken Lichtfingern liebkost. Ich denke an tränenfeuchte Flügel und an Silberschuhe, zu verschlissen zum Tanz.
John spricht überhaupt nicht mehr. Der lange Bart bedeckt das ganze Gesicht, und er wirkt grau. Er ist schön, wie etwas Vollendetes, das doch lebt. Wäre er weniger gut zu mir, ich hätte Angst. Ich stelle mir vor, wie seine Stille Brust an Brust mit einer Stille liegt, die gewaltiger ist, und ich möchte, daß er etwas zu mir sagt. An diesen weißen Tagen ist die ganze Welt von Leid gebleicht, und ich erwarte ihr völliges Verschwinden. Es ist, als führe ihn sein Weg zu seinem Bild und der meine zu dem Bild von mir. Ich möchte weinen, aber falls ich weinte, könnte ich ein schluchzender Brunnen sein - schluchzend vor Glück.

Wenn es regnet, drängen sich die Ziegen eng an die Hauswände, aber in dem Augenblick, wo die Flut nachläßt, sind sie am Berghang zwischen den Felsen. Ich gehe hinaus mit einer Schüssel Mais im Arm und pfeife nach ihnen, und sie kommen herunter zu mir, geradewegs und rasch, wie Wasser einen Abhang herunterkommt. Wenn ich das Klappern höre, das sie machen, stelle ich mir vor, sie hätten Sterne an den Füßen. Mit weicher Gedämpftheit schlägt der Regen an die Lehmwände. Die Ziegen kommen näher, stampfen, schmiegen sich aneinander, und ich höre den dumpfen Ton ihrer aneinanderstoßenden Hörner.

John hat einen kaputten Schirm über das Bett gehängt, weil der feine Sprühregen, der durch das Palmdach dringt, alles durchnäßt. Mit Wollsträngen umhüllt uns die Nacht. Schwarze Lautlosigkeit. Wenn der Wind am Strohdach zerrt, ist das harte Rattern wie das Krachen von Knochen. Kleine Rattenfüße, die über uns laufen, sind ein Wirbelsturm aus Kieselsteinen. Ich habe Angst vor der Nacht.

Morgen. Die gleichen zerrissenen Nebel treiben gegen die Hütte. Wenige Meter hinter der Tür schleudert ein jäher Baum einen hellgrünen Ast von einem unsichtbaren Stamm. Ich versuche zu atmen, aber das kalte Weiß der Welt ist erstickend. Ich versuche, durch die Augen zu atmen. Es gibt zuviel Weiß. John macht ein Feuer aus Candeia-Zweigen, und der dichte bittere Rauch umfängt uns und hält die giftigen Stechmücken fern. So sitzen wir den ganzen Tag, die nackten Füße auf dem halbdurchweichten Boden, ohne Beschäftigung. Wenn der Regen aufhört, sind in demselben Augenblick die Ameisen im Maniok, und John wird sie mit kerosingetränkten Fackeln vertreiben müssen. Erst gestern hat er einen Ameisenhaufen ausgegraben, und als er aus dem fünf Fuß tiefen Loch herauskletterte, waren seine Beine blutig, wo ihre Kiefer zugebissen hatten.

Ich habe Heimweh. Etwas drückt mein Herz zusammen und bereitet ihm einen feinen, dünnen Schmerz. Heimweh wonach?

Anfangs sprach John von der Zeit, wenn wir ›fortgehen‹ würden. Wir würden nach Hause fahren, Geld verdienen und angenehm leben. Sollten wir überhaupt hierher zurückkommen, dann wäre es ein Ausflug, Ferien, eine Art Spaß. Doch über solche Dinge sprechen wir immer weniger. Sagen wir etwas dergleichen, schämen wir uns, und wir versuchen, unsere geheimen Sehnsüchte zu verbergen, indem wir sie nicht beachten, das Thema wechseln. Nannette ist eigentlich die einzige, die weiterhin von unserer unmöglichen Hoffnung spricht.

Arme Nannette! Ihre Nerven sind durch das, was sie durchgemacht hat, so zerrüttet, daß ihre Hände ständig zittern und ihr beim geringsten Anlaß Tränen in die Augen steigen. Sie lebt in einem alten Kalikokleid, aus dem die Farbe nahezu herausgewaschen ist. Nur einige bräunliche, rostähnliche Flecken deuten auf sein ehemaliges Blumenmuster. Nun, da ihre Haut schlechter geworden ist, trägt sie fingerlose Handschuhe. Und noch immer liegt ihr an Resten Tand, die überlebt haben: ein Pelzkragen, eine Rolle Spitze, ein Seidenunterrock, verblichen und streifig. An guten Tagen breitet sie diese Dinge über die Pfähle des Flechtzauns, wo das Fleisch zum Trocknen hängt. Die Sohlen ihrer alten Schuhe haben sich halb gelöst und flappen unter ihren Füßen, so daß man sie kommen hört, wann immer sie unterwegs ist. Sie hilft ein wenig mit Jackie, aber ihr guter Wille führt zu nichts. Sie hat vergessen, wie man etwas selber tut. Sagt man ihr, sie solle Wasser zum Kochen aufsetzen, muß man sie zum Topf dirigieren, dann zum Feuer, und wo sie auch geht, ist die Spur dessen, was sie verschüttet hat. Sie kommt mir vor wie eine Schlafwandlerin. Wenn sie mich mit ihren angsterfüllten Augen anstarrt, möchte ich sie anschreien: ›Wach auf, Nannette! Wach auf!‹

Jackies Kleider sind auseinandergefallen, daher habe ich ihm aus einem Sack ein rotes Mäntelchen gemacht. Es ist unter den Achselhöhlen sehr eng, und die Knöpfe sind sehr groß, aber er ist stolz darauf. Auch die Landfrauen bewundern seinen roten-Baumwollmantel-mit-den-schwarzen-Streifen.

Johns Hosen lassen sich kaum noch stopfen, und durch den Hosenboden scheint seine Haut. Und ich, nun, ich denke nicht gern daran, wie ich aussehe. Am Tag, als Maria da Glorias kleine Schwester uns besuchen kam und über unseren Spiegel staunte – sie hatte nie zuvor einen Spiegel gesehen –, ging sie hin zu ihm, starrte sich an und spuckte. Der Spiegel, dieser eine kostbare Spiegel, den wir besitzen, war völlig bedeckt mit Spucketröpfchen. Sie machte Grimassen, streckte die Zunge heraus und spuckte nochmals. Also halte ich mich vom Spiegel fern aus Angst, ich könne versucht sein, das gleiche zu tun. So lange man für andere anziehend zu sein meint, trägt man eine Art Gewand über der Verletzung.

Zu Hause konnte ich nicht bestreiten, eitel zu sein, vielleicht, weil ich nicht besonders hübsch war. Ich wollte gern die Meinung anderer über mein Aussehen erfahren. Also wählte ich einen sehr naiven Jüngling aus meinem Bekanntenkreis und unterbreitete ihm die Frage. Er blickte mich offen an und sagte, ich hätte schöne Augen und sehr hübsche Zähne. Und obwohl ich mich für charmant hielt, war ich danach immer überrascht und beschwingt, wenn jemand meine Meinung teilte. Aber nun sind es meine Augen, die mich am meisten erschrecken. Mein Ausdruck ist hart, und unwillkürlich betrachte ich mich aus bitterer Entfernung. Ich war es gewohnt, Leid als etwas zu sehen, das verschönt und veredelt. Jetzt begreife ich es als entstellend. Es macht Menschen abstoßend. Furchtbar, zu Fleisch zu gehören, von dem es kein Entrinnen gibt. Dies ist das erste Mal, seit ich Dr. Beachs Klinik verließ, daß ich mich selbst kritisch zu betrachten wagte. Das Fleisch ist eine Nacht, in der man ohne sichtbare Folge lebt, alles in ihr ist rätselhaft, düster und unkontrollierbar. Ich hasse dieses geschundene Ding, denn durch seinen Verrat werde ich zu Nannettes Ebenbild. Und das bin ich! Was ich gegen meinen Willen geworden bin. Und ich kenne es nicht, selbst wenn ich mich sehne, es zu kennen. Ich sehne mich nach jemand, den ich nie gesehen habe und niemals sehen werde. Sehnt sich das Kind nach der Mutter oder die Mutter nach dem Kind? Im Spiegel bebt die Stille. *Sie* ist im Spiegel, im Raum – auch das Stille. Wann bricht sie zu sich selber durch? Fürchte dich, du da im Spiegel. Der Spiegel ist leer, tief wie das Auge Gottes. Haßt du mich in der Gestalt der Tiere und Menschen, die ich verachte, du, die mich gebar, die ich gebäre?

Nun denn, ich wende diesem Rätsel den Rücken zu. Ich weigere mich, weiterhin eine Frage zu wiederholen, auf die niemand antwortet. Und ich verschließe in mir die Erinnerung an Augen, die mehr wissen über mich, als ich je wissen werde. Ihr Augen, ihr habt Dinge gesehen, aber ich verabscheue euch, denn ihr könnt mir die Sicht nicht geben.

Je schlimmer es um uns steht, desto deutlicher wird mir, daß wahres Sein hinter den Worten ist und jenseits davon. Bewußtsein ist völlig fragmentarisch und abgeleitet. Jeder Mensch lebt sein eigenes Leben eingetaucht in sein eigenes Dunkel, und Dunkel ist viel vertrauter als Licht. Unsere Zeit entsteht durch die Unvollkommenheit unserer Sicht. Menschen sprechen von Einfachheit, aber mir scheint, ich bin die einzige, die wirklich daran glaubt.

*

Mitunter bleibt die Straße, die durch unser Land führt, eine ganze Woche lang völlig verlassen, und wir sehen keine Menschenseele von außerhalb. John rodet die Felder. Er muß Baumstümpfe entfernen, die sehr langsam faulen und sehr schwer herauszuziehen sind. Er nimmt ganze Stämme zum Bau von Pferchen, die aussehen wie Festungen. Überall an den Berghängen brennen die Leute Gras ab, damit neues Weideland wachsen kann. Rauch von ihren entfernten Feuern macht das Licht milchig. Dieser Schleier des Halb-Undurchsichtigen hängt schwer in den Baumwipfeln und den Bergsenken. Wir führen einen ständigen Krieg gegen Ameisen, die manchmal die neugepflanzte Frucht in einer Nacht restlos vernichten. Gestern habe ich fünfzig Orangenbäumchen gesetzt, und heute morgen hatte kein einziges mehr Blätter. Ameisen bei der Arbeit sind wundervoll, eine Flotte winziger Landschiffe unter den schwankenden Segeln des Laubes, das sie forttragen.

Mein größtes Vergnügen hier ist das Beobachten der Vögel, die von wunderbarer Vielfalt sind und sehr zahlreich. Die Wellensittiche mit roter Brust flattern über den Boden wie erfrorene Blätter. Als die Tukane sich paarten, war ihr lautes Geräusch wie ein Jagdhorn, das in der Ferne bläst. Es gibt viele, viele andere Vögel, doch die meisten sind für mich namenlos. Und morgens sind überall im Garten die kleinen Fährten der Rehe. Candido hat eine alte Flinte mit Feuersteinschloß, die einzige Feu-

erwaffe im Umkreis von Meilen. Er kommt zum Schießen her. Andauernd zerreißen gedämpfte Echos von irgendwoher unvermittelt die Stille. Manchmal gibt er uns etwas Wild, ein Aguti, etwas Gürteltierfleisch, oder ein Stück von einem Paka, einem riesigen Nagetier. Ich sollte ihm dankbar sein, verabscheue ihn jedoch nur wegen seines Tötens. Die Menschen kauern aus Angst voreinander getrennt in strohgedeckten Hütten, und im Wald lauscht der Coati, scheu und schön, auf ihr Kommen, jedes braune Seidenhaar erschauernd, die zarten Nüstern in einer Qual des Verstehens geweitet. Einmal hörten wir das hustenden Brüllen einer Onça ein Jaguar –, und wir gingen alle vor die Tür, um ihr zu lauschen. Sie leben in der Caatinga – der Steppe – und kommen nur hier hinauf, wenn das Futter knapp wird. Dieses Brüllen erfüllte mich irgendwie mit grundloser Hochstimmung. Obwohl es von einer Gefahr für unsere Schafe kündete, fühlte ich mich erregt durch den Besitz einer überaus fremdartigen Erfahrung.
Jackie und ich haben einige riesengroße Schlangen gesehen – die Schlangen, die unsere Hühner getötet und eine Ziege gebissen haben. Ich genieße mein Entsetzen, wenn die ganze Welt zurückweicht vor der schön glänzenden Länge aus schwarzem Lack und Gold, vor dem Symbol des Todes, und Tod ist der Name, den ich der Natur überhaupt gegeben habe. Die Kröten sind groß wie Eßteller. Jackie schlägt eine mit einem Stock, und ihre opalisierenden Flanken blähen sich wie Luftballons, ihr Mund klafft auf, und sie zischt unheilvoll.

Manoel hat einen Baum gefällt, in dem ein Eulennest war, und als er mir das blinde Vögelchen zeigte, bat ich ihn, es mir zu lassen. Ich habe einen seiner graubraunen Flügel beschnitten und lasse die Eule frei umherlaufen,

wenn wir schlafen. Die ganze Nacht höre ich ihr unheimliches Klagen im Dunkel. Ich stelle sie mir frei vor: eine graue Wolke gefiederter, treibender Stille, ihr leiser Schrei, und ihre Klauen haften an einem jungen Vogel – haften, haften an ihm wie ein lastender Schatten. Aus moralischer Sicht sollte Tod, der größte Feind menschlicher Beziehungen, abstoßend sein. Aber die Eule hat mich von der Oberflächlichkeit moralischer Urteile überzeugt. Sie ist das grausamste Geschöpf von allen und das unschuldigste. Morgens sitzt sie auf meinem Knie, und ich gebe ihr kleine Stücke von unserem madendurchsetzten Fleisch. Sie unterwirft sich mir völlig. Rufe ich sie bei Tageslicht, geht sie immer kraftlos dem Ton nach. Und sie starrt, starrt mich an mit ihren großen hilflosen Augen, glaubt vielleicht, ich sei nun, da ich ihr Fleisch gegeben habe, Teil ihrer blicklosen Welt.
Anders der Falke. Er läßt sich gegen die Seite seines Käfigs fallen, seine Klauen, am Ende dünner, stockartiger Beine, umklammern angestrengt die Luft, und wenn ich ihn zu füttern versuche, wählen seine furchtbaren Augen unfehlbar meinen Finger in Bewegung. Mehr als einmal hat er mit dem Schnabel daran gezogen und ihn verletzt. Der Falke war verletzt, als man ihn fand, und ihn freizulassen wäre sinnlos. Nur verhungern kann ihn befreien. Er sieht uns zu klar. Sein Sehvermögen hat uns auf immer außerhalb seiner geortet. Er erkennt unsere Antithese. Er erinnert mich auch an ein Kind. Er ist ein weiterer Tod.

John hatte kein Geld, um eine Farinhamühle zu bauen, daher folgte er einem ortsüblichen Brauch und rief dafür all unsere Bekannten zu Hilfe - für sie ein Fest. Sie kamen am frühen Morgen, und als wir Kaffee getrunken hatten, waren sie schon bei der Arbeit. In der Grube, die sie ausgehoben hatten und mit Wasser füllten, standen die Männer bis zu den nackten Knien im Schlamm. Und sie durchtanzten, die Hände einander auf die Schultern gelegt, im Kreis die Grube, kneteten die Mischung mit den Füßen. Die Frauen gingen hin und her, zum Bach und zurück, balancierten dabei Wasserkrüge auf dem Kopf. Alle waren sie betrunken, und darum waren sie so eifrig. In den wild aussehenden Mädchen mit glänzenden Augen und aufgelösten Haaren erkannte ich kaum die bedächtigen Töchter von José Marinho, dem Voodoo-Heiler des Distriktes. Die Männer, mit offenen Hemden und mit großen Messern, die an ihre Hüften schlugen, sahen alle gleich aus, eingehüllt von einem Zauber, von der monotonen Musik ihres Gesangs. ›Bom dia, senhora! Bom dia! Bom dia, nossa senhora que vem para nos fazer rico. Bom dia, excellentissima senhora estrangeira, que nos convidou para dançar. Nos supplicamos todas as santas que ellas mandarem bençôes e felicidade a Vossa Mercê. Viva Senhor Joąo! Viva Joãozinho! Viva Senhora Dona Evelina! Viva! Viva Dona Nannetta!‹ Mit fahrigen Bewegungen schwenkten sie ihre Hüte zu mir herüber, halb kniend in einer Haltung von Demut und Anbetung, ihr betrunkenes Rufen machte große Lärmwogen über Bäume und Felder, und die Berge warfen ein Murmeln zurück wie die heisere Stimme einer Flut. Ich blickte sie an und konnte auf ihre guten Wünsche nicht angemessen antworten. Sie waren nicht mehr Manoel, Ruffino, Emilio, Severino und José. Sie waren ohne Verstand. Unergründlich. Und ihre Freude war nicht einmal Freude. Sie würden sie schon am nächsten Tag vergessen haben.

John hatte das Flechtwerk für die Mühle vorbereitet, es mußte also nur noch gefugt werden. Das neue Strohdach schwang seine steifen grünen Wedel im grellen Licht, das von den felsigen Hügeln zurückgeworfen wurde. Und die Besucher, sich selbst einen Tanzplatz bereitend, trugen riesige klebrige Händevoll roten Lehm und drückten ihn zwischen die klaffenden Stöcke. Sie torkelten beim Gehen, schrien, riefen und warfen sich einander in die Arme. Auf das Gras um sie legten sich pelzige Schatten, flach, flüchtig und zart. Bäume, Felder, Berge, alles uns Vertraute zog sich vor dem Lärm zurück. An einem Berghang lief das Sonnenlicht durch glänzende Grashalme. Ein Lufthauch umflocht die Stille, bewegte die todeshellen Äste der glühenden Bäume. Der Himmel, milchblau und unendlich weit, verdunkelte sich durch das Vibrieren roter Staubteilchen, die unseren Blick behinderten, sobald wir die Augen hoben. In der gleißenden Landschaft überall steinerne Stille. Wenn Vögel aufflogen, wurden ihre kleinen gebleichten Gestalten, steigend, strahlend ausgelöscht. Die mächtige Stille, die alles umgab, war mächtiger als das Flattern der Flügel. Und bei Einbruch der Nacht tanzten im neuen Gebäude, wie Aladins Schloß an einem Tage erbaut, achtzehn betrunkene Männer und ebenso viele Frauen den Maxixe, tanzten großartig, zur Musik eines jammernden Akkordeons und einer großen Bohnenrassel, die aus einer Kalebasse gemacht war.

John war ein wenig beunruhigt, denn die Festgesellschaft war mit dem Rum, den er bereitgestellt hatte, nicht zufrieden, weswegen sie einen Boten nach Mucambo schickte und sich auf eigene Rechnung mit mehr versorgte. Sie machten vor dem Schuppen ein riesiges Lagerfeuer, die gegen die Einsamkeit emporlodernden Flammen bedrohten die schwarzen Bäume, deren Blätter im Dämmerlicht purpur aussahen. Die kalte Luft, schwer vom Tau und einer schalen Dunkelheit, wurde vom Qualm der Kerosinlampen und beißendem Rauch noch mehr vergiftet. Wir hörten, wie Candido aus purem Übermut in der Schlucht seine Donnerbüchse knallen ließ. John zog uns ins Haus. Betrunkene polterten durch das Unterholz nahe der Wand, fluchend und unter Anrufung aller Heiligen. Das Kreischen einer Frau. Ein Liedfetzen. Immer häufiger Ruhe. Das ständige Rauschen des Wasserfalls in der verlassenen Schlucht führte die Ahnung von etwas Bedrohlichem mit sich. Ich stellte mir vor, wie er immerzu zum Meer hinabbrauste, während all diese Menschen schliefen – immer und immerzu, während all diese Menschen schliefen.

Am Weihnachtsmorgen erwachte ich mit einer Art bleierner Erwartung. Was für ein Tag war heute? Es war furchtbar heiß. Ich hatte mich überanstrengt, und es ging mir sehr schlecht. Zum Frühstück hatten wir, wie immer, schwarzen Kaffee, gesüßt mit Raspadura ein grober brauner, zu Ziegeln gepreßter Zucker, auf dem nächstgelegenen Markt gegen unsere Waren eingetauscht. Die gekochten Süßkartoffeln, mit nichts als Salz, damit sie leichter rutschen, kleben als unangenehme Masse mitten im Hals. Es ist Monate her, seit wir Butter hatten. Nannette teilte, getreu dem Ritual, das Essen aus. Sie tut dies stets mit äußerster Eleganz, hat, dabei ihren kleinen Finger um den Henkel des großen Blechtopfes gekrümmt. Miudo frühstückte mit uns. Er schüttete Maniokmehl in seine Kaffeeschale und verrührte die Flüssigkeit zu Brei. Und nachdem er sein Gesicht darin vergraben hatte, tauchte er wieder auf, und im struppigen Schnurrbart und im dicken schwarzen Gesicht klebten weiße Krümelchen. Miudo ißt verstohlen, wischt sich hin und wieder den Mund mit dem Handrücken – eine Hand, lang wie die eines Affen, schmal, oben dunkel, die rosagefärbte Innenfläche tief gefurcht und schmutzstarrend. Nannette macht ihn unsicher. ›Senhor Miudo quer mehr café com Zucker?‹ Da er sie nicht richtig verstand, kicherte er höflich. ›Agradeçido, minha senhora. Estou muito bem. Agradeço Vossa Mercê. Estou almoçando bem.‹ Als er fertig war, setzte er seinen Becher vorsichtig auf den Boden, glättete seine Hosenbeine und seufzte tief. Sein Lächeln war kindlich, aber unglücklich. Sobald er eine Entschuldigung finden konnte, erhob er sich von dem Stapel Säcke, auf dem er gesessen hatte, und ging hinaus. Wir hörten das schnelle Trappeln seiner nackten Füße, als er den Weg hinunterfloh.

Ich hatte für Jackie eine Puppe gemacht. Der Körper war mit Lumpen gestopft, und das Haar, sehr steif und üppig, war aus zerrissenen Cipó-Lianen, mit dem unser Dachstroh an die Sparren gebunden ist. Jackie setzte sich genau vor die große Puppe, staunte sie verwirrt an und begann plötzlich zu weinen. Er hatte Angst vor meinem Kunstwerk eine gewaltige Form, ein schmollender roter Baumwollmund und erstaunte blaue Ginghamaugen, auf ewig starr. Er rappelte sich hoch und rannte in eine Ecke, um sich zu verstecken. Nannettes Blick war tränenverschleiert. ›Wenn ich nur ein Geschenk für ihn hätte, nichts kann ich ihm kaufen, nicht einmal eine Stecknadel!‹ sagte sie. Und weil es schmerzte, an Tatsachen erinnert zu werden, antwortete ich: ›Du hast ebensoviel wie John und ich, Nannette.‹ ›Ebensoviel wie ihr! Ihr habt doch wenigstens gewählt, was ihr wolltet, und ihr habt einander, während ich niemand habe – niemand auf der Welt! In allem bin ich abhängig von dir und John, sogar für die Luft, die ich atme!‹ Ich dachte natürlich daran, daß Nannette immer von jemand abhängig gewesen war und immer sein würde. Das lag an ihrer Erziehung. Ihre Tränen stimmen mich nicht freundlich. Sie leidet an Selbstmitleid dem Selbstmitleid, an dem wir alle leiden. Nannette sagt: ›Jeder Bissen Brot, den ich esse, würgt mich.‹ Aber wir haben kein Brot, Nannette. Seit acht oder neun Monaten haben wir kein Mehl bekommen können, und wir haben gar keinen Ofen, in dem wir Brot backen könnten. Wäre Nannette nicht ganz so quälend mitleiderregend, sie wäre sehr komisch. Zweimal konnten wir am Markttag, zu einem Vintem das Stück, kleine Sagokuchen kaufen, und ich glaube, wir alle finden sie köstlich. Wenn sie auf den Tisch gestellt werden, betrachtet Nannette sie gierig, aber mit Andacht. Bei der letzten Gelegenheit war sie derart gefräßig, daß sie Jackie seine Portion mit der Behauptung streitig machte, sie seien unverdaulich und machten ihn krank. John war so angewidert, daß er sein Essen stehenließ und sich entschieden weigerte, die Kuchen auch nur anzurühren. Nannette weinte entrüstet. ›John‹, teilte sie mir mit, ›läßt keine Gelegenheit aus, mich an die demütigende Lage zu erinnern, in die ich geraten bin. Es ist grausam von ihm, mir die Küchlein zu mißgönnen, nachdem wir monatelang nichts hatten als Bohnen!‹ Dann wollte auch sie keinen Kuchen. ›Ich habe keinen Freund und keinen Pfennig auf der Welt. Könnte ich nur in die Vereinigten Staaten zurück, dann könnte ich etwas versuchen - Arbeit finden. Ich könnte stenographieren oder Französisch übersetzen. Ich glaube, keiner von euch nimmt mein Übersetzen ernst.‹ Ich gestattete mir keinerlei Mitgefühl – zumindest nicht den Anschein davon. Die Wahrheit ist, ich fühle zu sehr mit ihr. Ihre zitternden Hände, ihr hageres Gesicht, ihre angsterfüllten Augen, diese angegrauten Haarsträhnen, die um ihren dünnen, gequält wirkenden Hals hängen.

Zum Glück hält ihre Psychologie Ausgleich bereit. Nachdem sie mich wütend verlassen und sich eine Stunde oder länger versteckt hatte, kam sie ins Haus zurück und aß, mit nicht zu verhehlendem Genuß, vier Kuchen.

Ich möchte Frieden um jeden Preis. John und Nannette haben so viel gestritten, daß es mich nicht mehr interessiert, Schuld festzustellen. Natürlich weiß ich nur zu gut, was diese Situation eigentlich heraufbeschworen hat. Nannette begann, zunächst indirekt, dann offen, John die Schuld zu geben an meinem schlechten Gesundheitszustand. John verantwortlich zu machen für Umstände, die Folge unseres gemeinsamen Aufbegehrens sind, verletzt meine Selbstachtung sogar noch mehr, als es seine Liebe zu mir verletzt. Doch sobald Nannette sich bei mir über John zu beklagen beginnt, ist die blinde Notwendigkeit, mich vor weiterem Leid zu schützen, stärker als mein Gerechtigkeitssinn und die Entrüstung in eigener Angelegenheit. Ich habe jede Selbstkontrolle verloren. Ich schreie sie an: ›Geh weg, Nannette! Ich höre dir nicht zu. Wenn ihr so seid, hasse ich euch beide! Es ist mir egal, wer an allem schuld hat! Es ist mir egal, wer lebt oder stirbt. Ich habe mit niemand Mitleid außer mit mir. Ihr seid beide grausam, sonst würdet ihr nicht streiten. Ihr liebt mich beide nicht. Wenn du mir nicht augenblicklich aus den Augen gehst, werde ich – oh, ich weiß nicht, was ich tun werde!‹ Und von meiner eigenen Hingabe an den Zorn berauscht, sehe ich mich nach etwas um, womit ich sie schlagen könnte. Die arme Nannette hat Angst vor mir. Sie stürmt hinaus, weinend. Und ich werfe mich mit dem Gesicht auf die Liege und verberge meinen Kopf unter einem Kissen. Ich möchte die ganze Welt aussperren alles, alle, ich möchte völlig allein sein. So wird man durch Leiden. Es verhärtet einem das Herz. Es ist erniedrigend. Einfach widerwärtig.

Wenn Nannette ihre Jammertiraden beginnt, werden Johns Augen, die so ruhig und freundlich sind, wenn sie mich ansehen, hart und kalt. Seine Pupillen verengen sich, sind kleine scharfe Punkte der Zerstörung und dringen bis auf den Grund von Nannettes Dummheit und Verwirrung. Sie fürchtet ihn und tut zugleich alles auf der Welt, um ihn zu verärgern und zu reizen, vor allem, was mich angeht. Ich glaube nicht, daß sie ein klares Bewußtsein ihrer Beweggründe hat oder auch nur ihrer Worte. Als sorgfältig gezogenes Weibchen sind ihre Instinkte festgelegt. Werden die Umstände unerträglich, sind sie nur zu verändern, indem man den Mann, der am meisten in sie verwickelt ist, zum Handeln antreibt. Männer sind von eigenen Angelegenheiten in Anspruch genommen, und wenn du deine Gefühle nicht zeigst, werden sie vermutlich die Sorgen übersehen, unter denen das hilflose andere Geschlecht zerbricht. John ertrug die Vorträge eine Woche lang, nun ist er ruhig. Wenn Nannette nur das Wort an ihn richtet, verläßt er die Hütte. Ich stehe zwischen zwei Feindseligkeiten und fühle mich, wider jedes bessere Wissen, übergangen. John haßt Nannette, weil er mich liebt. Und Nannette ist wie eine Verrückte. Sie möchte verrückt sein. Ständig erzählt sie mir, sie verliere den Verstand. Wenn ich sie etwas frage, ist ihre Antwort vorsätzlich wirr. Um alles uns aufbürden zu können, hielte sie sich gern für geistesgestört. Die Felder, die Berge und die Stille umringen sie ebenso wie uns und halten ihre Sehnsüchte gefangen. Sie ist eine alte Frau. Sie ist dreiundfünfzig, aber sie ist sehr alt. Wir bleiben tatsächlich für immer hier. Die einzige Flucht wird in Gedanken sein können   in eine Welt, die unberührt ist von unseren Erfahrungen. Wenn Nannette nicht nach außen hin auf das zugehen kann, was sie wünscht, wird sie ihre

Umgebung nicht beachten und sich ihre Freiheit innen schaffen.

Als sie heute Jackie aus dem Bett hob, ließ sie ihn fallen. Sie wollte uns zu verstehen geben, daß man ihr keine Aufgaben mehr anvertrauen darf. Wäre es kein Lehmfußboden gewesen, er hätte sich bei dem Sturz den Kopf verletzt. Auch so brüllte er eine Stunde lang. Er mag Nannette nicht mehr. Ohne sie zu verstehen, fürchtet er sie. Wenn er mich in der Tür sieht, läuft er zu mir, klammert sich an meine Röcke und bettelt, hochgehoben zu werden. ›Ich will weg. Nana will ich nicht. Nana não quer tomar conta de mim. Eu quero ficar comsigo‹, sagt er.

Zweimal ist Nannette mit der Drohung, niemals zurückzukehren, in die Schlucht hinunter, in die Wälder gegangen. Und sie blieb sehr lange fort. Ich hatte Angst, auch wenn sie, wie John prophezeit hatte, am späten Abend wiederkam. John sagt: ›Laß sie in Ruhe.‹ Wenn sie an uns vorübergeht, sieht sie uns mit leerem Ausdruck an, ohne Erkennen. Ich kann sie mehrfach ansprechen, ohne ihr eine andere Antwort zu entlocken als diesen wilden Blick der Geistesabwesenheit. Ihre Bewegungen sind ziellos. Ihre Gesten fahrig. Sie ist dramatisch zerrüttet, bedacht willenlos. Wenn Jackie und John eingeschlafen sind, ruft sie mich manchmal, wirft die Arme um meinen Hals und bittet mich, ihr zu verzeihen – wofür, weiß ich nicht. Sie sagt: ›Ich sollte meinen Gefühlen nicht freien Lauf lassen. Aber sich vorzustellen, hier zu sterben - Du bist jünger als ich. Du verstehst nicht, wie furchtbar das ist!‹ Selbst John erinnert mich: ›Du bist jünger als ich.‹ Er sagt es nicht vorwurfsvoll, aber langsam empfinde ich meine Jugend als Sünde. Und denke an den größten Berg, über den der ungeheuere Schatten kriecht.

Wir mahlen Maniok. Die Arbeit geht bis tief in die Nacht. In dem großen dunklen Schuppen schiebt Candido, nackt bis zur Taille und schweißtriefend, das flockige Mehl über die flache Steinoberfläche des Ofens. Es riecht warm, wie geröstetes Weizenmehl, und wenn er es mit seinem langstieligen Holzrechen vor und zurück schiebt, gibt es ein goldenes Schneetreiben. Sein Bruder dreht das Holzrad, auf dem unablässig, mit einem Ton von Verärgerung, von Rachsucht, ein Riemen aus Ameisenbärenleder schwirrt. Ein kränkliches Mädchen, mit großen, fiebrig glänzenden Augen, blickt unverwandt auf die sich bewegenden Sägezähne, der es die geschälten Wurzeln füttert. Im Trog unter seinen Händen quillt eine weiße Masse über, aus der in langsamen, klebrigen Strömen die Stärke sickert. Seine dünnen Finger zittern ein wenig. Es ist eine kleine Gefahr, auf der Hut vor seiner Aufgabe. Candido lacht, schwatzt und fängt schließlich an zu singen. Auf dem Boden wird über einigen Zweigen ein Topf Bohnen warm gehalten, und der schwache Feuerschein verleiht seinem nackten Körper die Üppigkeit von Elfenbein und Gold. Frauen kauern im Halbkreis und schaben die tödliche Schale von der knorrigen Wurzel. Ihre glitzernden Messer schaben blasses Fleisch von knochigem Weiß. Ihre Bewegungen sind ein sprödes Rascheln. Sie sind erschöpft, ihr aufgelöstes Haar überschattet ihre Gesichter, sie drehen sich zu mir und sehen mich unter ihren Tüchern an. Ihre Augen sind ruhig und leuchtend wie die Augen stummer Lebewesen im Schatten eines Waldes. John sagt: ›Wir teilen das Mehl mit Candido. Aus dieser Ernte bekommen wir etwa achtzig Sack.‹ Das hohe Summen der Lieder geht weiter. Durch die offene Tür sehe ich die endlose Nacht, dicht, dunkel durch die Bewegung der Blätter, hier und dort gebleicht durch ziehende Wolken. Ich bin verloren in endlosen

Liedern, von denen ich nur wenige Wörter verstehe. Die Lieder sind lang wie die Dunkelheit, lang wie die Nacht. Ich verstehe sie mit meinem ganzen Sein. Die Lieder sagen, Maniok ist unsere ganze Zukunft, ohne Candido, dem vierzig Säcke gehören, wäre die Ernte verloren. Wir können keine Arbeiter anstellen, und überleben können wir nur dank Candido.

Außer Bisunga, dem Esel, und Boneca, der kleinen weißen Stute, haben wir eine weitere Stute, die wir zu einem günstigen Preis kauften und die trächtig zu sein schien. Aber nun haben wir erfahren, daß sie irgendeine Krankheit hat, die ihren Bauch chronisch aufbläht. Und Candido hat ein altes lahmes Maultier. Um den Maniok nach Lamarão zum Markt zu bringen, werden all diese Tiere benötigt. Als die Karawane am frühen Morgen den Berg hinauf fortgeht, begleiten John und Candido sie zu Fuß. Den Pfad erklimmend, in der Ferne eben noch erkennbar, wirkt die Prozession ärmlich, und es scheint, als kröchen die Tiere, kletterten auf dem Bauch über eine zerbrochene Steinwand. Ich erkenne John an seiner Jakke, sie ist schwarz. Lange Zeit folgen meine Augen diesem winzigen schwarzen Punkt. Und als er schließlich verschwindet, ist der blau-weiße Tag vor mir wie eine Seite, auf der nichts geschrieben steht; Sonnenlicht und goldweißer Sand, Felder, auf denen sich das dürre Gras neigt und schüttelt, Bäume drehen sich im Wind von den eigenen Wurzeln fort – Leere und Stille, Sonnenschein und Leere. Der Himmel ist durch einen Hitzeschleier rotblau. Fremdes Vieh, das an unserem Fluß grast, ist bemaltes Holz, ihre Köpfe bewegen sich, schwingen mit einer gedehnten lockeren Bewegung der Hälse zur Seite. Ihre schweren Troddelschwänze peitschen Fliegen, schwingen schwerfällig, schlagen träge auf die Schenkel, schwingen. Nichts; die Vollendung des Verstehens; Wissen, vernichtet von dem verstandenen Gegenstand. Was man weiß, ist man geworden, und es ist unmöglich, dieses lebendige Verstehen von sich zu lösen, es anzusehen und ihm einen Namen zu geben. Dinge – wirkliche und abstrakte – existieren in Wahrheit nur in der Vergangenheit. Nur das eigene unbezeichnete Sein ist gegenwärtig.

Abend. Auf dem Jungfrauenberg ein Glühen wie die blühenden himmlischen Hyazinthen auf einem dunklen, sehr dunklen Feld. Meine eigene Wärme verläßt mich mit dem Licht. Ich bin kalt wie die Schatten, ich bin eisiges Leugnen, erneutes Chaos, das Unbenannte.

Die Blechlampe qualmt gegen die Dachsparren, gibt aber kein Licht. Ich kann den Nebel, der auf uns herabfällt, nicht sehen, ich spüre seinen Leib an dem meinen wie den Leib einer Schlange. Vom Leben verzehrt, werden unsere Augen im ungeträumten Bauch der Nacht geschlossen. Jeden Montag, jeden Markttag die gleiche Hoffnung, die wir einander nicht einzugestehen wagen, die Hoffnung auf Post, irgendwelche Post, vor allem aber Hoffnung auf einen Brief mit Geld. Irgendwo in der Welt ist Krieg – ein großer Krieg. Sogar die Taborel haben davon gehört. Der Krieg ›da unten‹. Wenn sie dies sagen, schnicken sie mit dem Daumen über die Schulter zum Bergpaß hin, denn das Meer können sie sich nicht vorstellen, und der Krieg ist in jener anderen Welt, die außerhalb ihrer Erfahrung liegt. ›Wie viele Jahren kämpfen die Menschen da unten schon?‹ fragt Miudo. ›Wenn sie nach drei Jahren noch kämpfen, Senhora, wieso sind dann noch welche übrig, um einander zu töten?‹ Alle Spezies der Schöpfung leben in Feindschaft und verschlingen einander, um zu überleben. Warum sind Menschen entsetzt über den Krieg, wenn Krieg das wahre Gesetz des Lebens ist. Aber diese Dummheit! Daß sich Menschen direkt der konspirierenden Natur ausliefern, die alles dem Tod geweiht hat, Menschen, die schwach sind, so wie auch wir schwach sind in diesem Augenblick. Glaubte ich an einen Gott, ich würde ihn verachten, denn mein wirkungsloser Trotz ist wohlfeiler Stärke weit überlegen. Ohne auch nur einen meiner verdeckteren Triebe ändern zu können, habe ich doch, in meinem Abstand zu dem, was ich bin, eine Art drittes Sein, das Gott nicht umfassen könnte, denn es ist außerhalb von Zwangsläufigkeit, außerhalb von Plan. Ich liebe nicht das Leben, aber ich liebe John und meine Bewußtheit, für die die Natur keine Verwendung hat.

Johns graues Gesicht, kalt vor Erschöpfung, die Augen warm, froh. Es gibt doch eine Welt, eine Welt ohne Finsternis, außerhalb von mir, hell. Frisches Fleisch, obendrein, das tropft, als er es aus dem Sattelkorb nimmt, und der bittere Geruch von Blut. Ich habe ein warmes, zufriedenes Gefühl, wenn ich es ansehe. John und Candido setzen sich auf ihre leeren Säcke und essen heiße rosigbraune Bohnen. Als besonderen Leckerbissen gibt es danach eine Jaca, melonengroß – große Samen in der hornigen, braungrünen Kapsel sind umgeben von faserigem, cremegelbem Fleisch. Der Rum in der Korbflasche verschwindet fast ganz in Candidos Zinnbecher. John und ich trinken auch, langsam. Wenn Rum in deinen Bauch hineinläuft, ist es wie ein geheimes Glücksgefühl, an das niemand rühren kann. Deine Adern sind lebendig und überwuchern dich insgeheim, erfüllt von der Flüssigkeit des Lebens. Nebel und Nacht sind fahl, sinnlos, außerhalb des Hauses. Doch dein Bauch mit diesem Gefühl von Rot darin ist der Mittelpunkt aller Bedeutung. Er wächst wie ein Feuer, wird immer stärker, und all deine Sehnsüchte verbrennen darin. Die Sonne ist so, der Anfang aller Dinge ein riesiger leerer Magen, lodernd von nichts.

Nannette ist ruhelos umhergegangen, blickt mit gehetztem Ausdruck hin und wieder hinüber zu John. Sie erträgt die Spannung nicht mehr. ›Es es gab wohl keine Post?‹ Ihr Augen sind dunkel, tragisch. Sie ist für uns wie ein offenes Buch. Und ich bin böse auf sie, weil sie Post erwähnt. Post. Welch ein bleiches, fremdes Wort. Bleicht mein ganzes Leben, bleicht die Glut des Rums. Post ist außerhalb der Berge, außerhalb unseres Lebens. Ein albernes, nutzloses Wort, ich möchte es vergessen. Natürlich gibt es keine Post. Wir versuchen, von anderem zu sprechen.

Du bist gar keine Frau. Du bist ein toter Gegenstand. Tot zu sein macht dich stark und überlegen. Das Leben hat keine Verwendung für dich, daher hast du, umgekehrt, keine Verwendung für das Leben. Du lebst dort und lauschst dem Tropfen des Regens, und du wächst in dir in deiner furchtbaren Freiheit. Wenn die Stechmücken dich belagern, ist dein Körper zornig. Dein Gesicht ist ein Brandmal. Du begräbst dich unter der ausgefransten Decke und liegst dort in deiner Finsternis. Dich stören die Menschen, die dich lieben, dich nicht tot sein lassen, dich zurückrufen aus deiner Krankheit. Und der Schmerz - er mag dich angreifen, wie er will, er bezwingt nicht deine vollendete Passivität. Seit wann bist du hier? Ein Jahr. Jahre. Immer. Du kannst dich an nichts anderes erinnern. Gestern starben zwei Schafe. Jeden Tag sterben Schafe. Alles stirbt. Jahre, Jahre. Alles stirbt. Deine Füße gehen stolz über das lebende Gras. Es kann dich nicht mehr verwunden mit seiner Qual des Grüns. Du bist schön, weiß vor Kummer. Deine Umarmung ist ewig. Mit der Zeit wird die Mutter zur Liebhaberin ihres Sohnes und legt ihn sanft neben sich unter ein grünes Laken. Aber niemand wird dir diesen Gegenstand abnehmen, der du bist. Das weißt du, wenn du dir das Gesicht im Spiegel zurückrufst – blasses Gesicht, hängende Brüste, magerer Körper, ausgehungert von seiner eigenen Häßlichkeit.

Eines Morgens, als Feuchtigkeit die gesamte Hütte durchdrungen hatte, stürzte mit dem Geräusch einer Lawine die komplette Vorderseite ein. Da schien es wahrlich, als habe die Natur von unserer letzten Zuflucht Besitz ergriffen. John verstärkte die Wand mit Palmzweigen. Die Regentropfen rascheln stark in ihnen, und der furchtbare Wind reißt mit seinem dunklen Hauch die Wurzeln der Erde aus. Es gibt keine Berge mehr. Die Nebel haben sie bezwungen, und das weiße Dunkel des Sereno auf allen Seiten umgibt uns auf ewig.

John und ich versuchen zu schreiben. Wir schreiben auf allem - zerrissenen Papierfetzen, Einpackpapier, denn Papier ist schwer zu bekommen. Ich wünschte, Nannette könnte schreiben. Es ist, als spreche man seine letzten Worte.

Wir haben fast keine Unterkleidung und keine Nachtwäsche, daher ziehen wir uns nie aus. Es ist sowieso wärmer, die Kleider anzubehalten. Und angenommen, dir stößt in der Nacht etwas Rätselhaftes zu, etwas Schreckliches. Angenommen, die Wände stürzten wieder ein, du wärest nackt und ungeschützt. Man bleibt besser angezogen. John trägt sogar seine Jacke im Bett. Ich frage mich, ob auch er fürchtet, überrascht zu werden. Im Dunkeln kann ich nicht schlafen. Ich liege und warte, bin auf der Hut. Wenn das letzte Unheil kommt, möchte ich es wissen. Ich möchte wach sein. Mit meinem

Blick muß ich das leichte Dach halten, auf das sich der Himmel stützt. Ich muß das Dach halten, obwohl ich es nicht sehen kann – obwohl ich nichts höre als das Schlittern des Regens und das Quieken unsichtbarer Ratten. In einem Grab sind wir am Leben, und die trägen Wände rücken immer näher. Wenn John nur nicht so gut wäre zu mir. Wenn er mich ein wenig haßte, so daß ich für ihn leiden könnte, nun, da ich so nutzlos geworden bin. Er tut mir weh. Seine ruhige Freundlichkeit tut mir weh, seine verbrauchten Hände, sein ungekämmter Bart, die Art, wie sein graugesprenkeltes Haar den Nacken hinunterwächst.

Unsere allernächsten Nachbarn sind sieben Meilen entfernt von uns, und sie sind Squatter, arme, ungebildete Menschen, die uns nicht verstehen, uns immer mißtrauisch beäugt haben. Unten in der Caatinga – im Viehland, der Steppe – leben reiche Viehbesitzer, aber auch sie sind fremd. Sie tragen große Stiefel und breite Hüte, und sie schicken ihre Frauen nicht zur Schule. Nur sehr wenige von ihnen sind in der Stadt gewesen, an der Küste. Sie sind keine Menschen, die man um Hilfe bitten könnte – Menschen wie wir. In Lamarão ist eine Kirche, aber wenn der Padre sie jährlich einmal besucht, schätzen sich die Gemeindemitglieder glücklich. Von denen, die wir häufig sehen, ist der einflußreichste José Marinho, der Voodoo-Heiler. Einmal – *einmal* – ist ein Ausländer hierhergekommen – Senhor Oliveira – er hieß John Oliver. Wir hatten ihn in der Stadt kennengelernt. Er war Diamantensucher. Er war hier gewesen und hatte in Milagres Land abgesteckt. Damals hatte er uns von dieser Gegend erzählt. Aber er wird niemals zurückkommen. Man kann sich an niemand wenden. Er wird niemals zurückkommen.

Ich habe an alle geschrieben an die, die uns beleidigt haben. An die, die am unfreundlichsten waren. Ich bin zu stolz, um noch stolz zu sein. Ich spüre in mir eine Ekstase der Verbitterung. Ich gebe ihnen jede Gelegenheit, mich zu verachten, solange sie nur etwas Geld schicken. Ich habe an eine Sozialarbeiterin in den Vereinigten Staaten geschrieben und an einen schwedischen Schriftsteller, der seinen Glauben an die Freiheit der Frau verkündet hatte. Von keinem der beiden kann ich etwas verlangen, und vielleicht bekomme ich keine Antwort. Ich will, daß meine Wörter leben. Ich möchte die ganze Welt mit meinem Leid vergiften. Ich möchte Menschen mit der Krankheit unserer Niederlage anstecken. Kann ich sie ein wenig stören, kaufen sie ihr christliches Gewissen frei. Und sie bezahlen mich aus ihren Gedanken hinaus. Das Christentum hat ihre Vorstellungskraft ausgebildet, sie empfänglich gemacht für den Schmerz anderer. Ich muß ihre Schwäche ausnutzen. Bin ich eine Bedrohung für ihre Zufriedenheit, kurieren sie mich, um sich selbst zu retten. Aber der heidnische Überlebensinstinkt besteht fort, und obwohl meine Worte mir scharf und unerträglich scheinen wie die Schreie der Verdammten, könnten sie mir nicht Mitleid einbringen, sondern Widerstand. Ich habe einige Gedichte an eine Zeitung in Amerika geschickt, und die Herausgeberin hat sie mit der Ermahnung zurückgeschickt, mehr zu leben, bevor ich zu schreiben beginne. Unglücklicherweise hatte ich, in der Absicht, ihr Interesse zu wecken, mein Alter genannt.

Wir müssen uns von allem befreien, was wir wissen, zurückgehen. Uns an die Natur verfüttern, die größer ist als Moloch. Dona Isabella ist den ganzen Weg von Mucambo hierhergelaufen, um von mir einige der Blechdosen zu erbitten, in denen vor langer Zeit Milch für Jackie gekauft wurde. Sie sind sechzig Kilometer weit von der Venda in Villa Nova gekommen und sehr kostbar. Dona Isabella hat ein rundes, blasses Gesicht, müde Augen und einen Bauch, dick von vielen Kindern oder vielleicht trägt sie bereits ein weiteres. Ohne sie jemals besucht zu haben, weiß ich, in welcher Art Hütte sie lebt. Bei trübem Wetter wie diesem herrscht drinnen feuchtes Halbdunkel. Sie besitzt nichts außer dem Topf, in dem sie die Bohnen kocht, und dem Bett aus zusammengebundenen Stöcken, in dem sie und Senhor Aurelino schlafen. Senhor Aurelino hat Syphilis. Er liegt sehr nah bei ihr. Die Kinder ruhen auf Grasmatten, die halb durchweicht sind vom Regen und der nassen Erde. Ich frage sie nach ihrem Alter. ›Ich habe siebenundzwanzig Jahre, Senhora. Ich bin eine alte Frau.‹ Und sie lächelt schwach, dabei teilen sich ihre hängenden Lippen und entblößen den zahnlosen Kiefer. Ja, sie ist eine alte Frau. Sie hat ein altes Gesicht – sehr alt. Weil sie zum Nähen zu müde ist oder zu ungeschickt, gibt sie mir etwas grünviolett gemusterten Kattun mit der Bitte, ihr ein Kleid zu nähen. Ich starre hilflos auf den grellen Stoff. Ich habe keine Ahnung, was damit zu tun ist. ›Aber die Senhora ist gebildet. Sie kann nähen. Ich bin nur eine arme Frau. Ich bin zu arm, um etwas zu lernen.‹ Ihre schwachen, venendurchzogenen Hände liebkosen das neue Material. Sein glattes Gewebe ist für ihre Finger das Gefühl von Reichtum. Dona Isabella hat mir ihre ganze Geschichte erzählt, wie viele Kinder sie bekommen hat, wie viele gestorben sind. ›Die Senhora ist von den Heiligen gesegnet! Welch ein Glück! Seit vier Jahren verheiratet und nur ein Kind!‹ Sie betrachtet mich leicht ungläubig, lächelt wieder, und das Fehlen von Zähnen wird noch augenfälliger. Und jede Frau, mit der ich gesprochen

habe, hat das gleiche gesagt: ›Die Senhora hat nur ein Kind! Was hat sie für ein Glück!‹
Wie ist es möglich, Frauen nicht zu bedauern, nicht zumindest den Ursprung jener Triebe zu achten, die in einer weiterentwickelten Zivilisation verkehrt werden! Blechdosen, Tontöpfe – solche Kleinigkeiten bedeuten eine schrittweise Befreiung von der Sklaverei der Armut, dem ewigen Zwang zu arbeiten, arbeiten, um eine Umgebung zu schaffen, in der Kinder geboren werden können, in der es sogar ein wenig Zeit gibt, der Neugier nachzugehen, wer man sein könnte, ein wenig Zeit für Muße und Ruhe. Dona Isabella ist dumm, sie ist gefügig, sie ist schlau. Sie klammert sich an den gutaussehenden Aurelino ohne jeden Zorn auf seine Verachtung. Stolz ist ein Luxus, der ihr Vorstellungsvermögen übersteigt. Sie mag sogar froh sein über Aurelinos Krankheit, da es ihn hilfloser macht und in seiner Abhängigkeit an sie bindet. Wenn er dann zu krank zum Arbeiten ist, wird sie anfangen, es zu bedauern, doch das ist noch lange hin. Keiner ihrer Träume geht über das Heute hinaus. Ich empfinde eine unendliche Hochachtung für ihren Besitz, für die Habe, in deren Struktur das Blut jener ist, deren Stärke sich darin verbraucht, Verteidigung aufzubauen.

Maria Luiza ist sehr hübsch, wie ein Heiligenbildchen. Ihr kleines Gesicht ist klar wie Elfenbein, und ihre Augen, schön ohne Verstand, sind lieb und sanft. Auf dem weichen, goldbeschatteten Hals trägt sie eine große Anzahl Perlen. Wenn ihr Hemd, das einzige Kleidungsstück außer ihren Röcken, von der Schulter fällt, sehe ich die Wölbung ihrer zarten Brust. Trotz Aurelinos Krankheit ist sie in ihn verliebt, und er und sie haben John gebeten, sich auf unserem Land eine Hütte bauen zu dürfen. Denn Dona Isabella ist sehr zornig. Sie nennt Maria Luiza

›Puta‹, weil sie ihr den Mann weggenommen und ihm ein Kind geboren hat. Maria Luizas Kindchen ist sehr zart und hat einen abnorm geblähten Bauch. Solange es draußen regnet und die Berge im Nebel groß und formlos sind, kann Aurelino nicht an seinem Haus arbeiten, daher sitzen die drei bei uns auf dem Boden. Maria lacht, spielt bezaubernd mit dem Kind, und bei den Mahlzeiten stopft sie ihm ein wenig Maniok in den zahnlosen Mund. Mitunter erhasche ich in ihren Augen ein verstohlenes Mißtrauen, Angst, und wenn Aurelino aufsteht, durch den Raum stolziert und mit John scherzt, folgt ihr Blick stets insgeheim. Nun, da sie ihm ein Kind geschenkt hat, hält Aurelino weniger von ihr, und sie weiß das. Sie hat ihm Schwierigkeiten gemacht. Bevor das Kind kam, war alles in Ordnung. Sie lebte bei ihrer Familie. Aber die wollten keinen weiteren Mund füttern und schickten sie fort. Sie folgte Aurelino bis nach Mucambo. Als sie und Dona Isabella sich dort trafen, gab es eine schreckliche Szene. Aurelino betont immer die Freiheit seines Geschlechts. Frauen sind der Teufel, sagt er. Im Augenblick nehme er die Lage hin, aber er lasse sich nicht zum Narren machen, und eines Tages, wenn es ihm in den Sinn komme, werde er eine große Reise machen, allein, weit weg - vielleicht sogar bis zur Küste. Das Kind sei recht. Aber es sei Maria Luizas Kind, nicht seines. Als sie hinter einem verheirateten Mann herlief, habe sie gewußt, was sie erwarte. Maria Luiza, sechzehn Jahre alt, vergißt sich daher in Gegenwart ihre Liebhabers nie und lächelt ständig. Sie ist in ihrem Benehmen sehr jung, kokett, denn Jugend ist ihr einziger Trumpf alles, was sie Dona Isabellas Ansprüchen entgegensetzt , und sie muß das Beste daraus machen. Sie baumelt ihre Ketten vor dem Kind, das danach greift. Sie hat ein kleines nervöses Lachen, ausgesprochen musikalisch. Und wenn sie glaubt, daß Aurelino sie beobachtet, summt sie unbekümmert vor sich hin. Wegen ihrer tiefen Traurigkeit glänzen ihre großen Augen ständig. Mit instinktiver Sorgfalt betont sie ihre Unschuld und ihren Charme im Gegensatz zu den gängigen Tugenden, die sie nicht besitzt. Doch wenn wir allein sind – sie und ich –, sind ihre Worte voller Verachtung. ›Dona Isabella ist nicht verheiratet, Senhora. Sie lügt, wenn sie sagt, daß sie und Aurelino verheiratet sind. Es ist fünf Jahre her, seit der Priester hier war. Als der Priester nach Lamarão kam, war sie auf dem Land – in der Matto. Damals lebte sie mit Humberto. Eines der Kinder ist von ihm. Wenn sie mit mir kämpfen will, dieses schmutzige alte Weib, ich bin bereit.‹ In Maria Luizas sanften Augen ist ein plötzliches Aufblitzen, und ein tiefes Wissen um das Leid, das sie noch nicht erreicht hat, verhärtet ihr Gesicht. Sie atmet schnell, und ich sehe, wie sich ihre kleinen Brüste, die bereits zu erschlaffen beginnen, unter dem Hemd heben und senken. Das Kind greift nach ihrer Bewegung, enthüllt das rosige Dunkel einer Brustwarze und das warme Gold von verborgenem Fleisch. Es reckt die nutzlosen Hände nach ihr, doch verärgert schiebt sie es von sich fort. In diesem Augenblick ist in ihrem Herzen keine Liebe für das Kind – für das Kind, dessen Schwäche ihre Schwäche ist, von dem sie niemals den Mut haben wird zu fliehen.

Vor acht Wochen wurden meine Briefe abgeschickt, aber sie haben keine nennenswerten Antworten gebracht. Die, von denen man hätte erwarten können, daß sie an unserem Leid persönlichen Anteil nehmen, haben uns völlig ignoriert. Die Sozialarbeiterin ist offenbar ein wenig berührt. Sie hat sich die Mühe gemacht, unsere rechtliche Situation zu untersuchen, und entdeckt, daß

Louise keine eindeutige Rechtsgrundlage mehr hat, uns zu verfolgen. Sie könnte Unterhalt einklagen, aber die Mann Act trifft auf uns nicht mehr zu. Ich beichtete John, die Briefe geschrieben zu haben, und er sagt, ich solle für diese Antwort sehr dankbar sein. Für die Sozialarbeiterin, die täglich von den Zudringlichkeiten der ganz Armen belagert wird, sind wir nur ein ›Fall‹, und es spricht für ihre Vorstellungskraft, daß sie bewegte, was ich schrieb. Ich fand ihre Antwort auf meine Ergüsse lediglich freundlich und höflich, aber was hatte ich erwartet! Als ich ihren Brief las, brach ich in Tränen aus, und ich weiß noch nicht, ob das Gefühl, das mich erregte, Dankbarkeit war oder Verbitterung.

Wie bekommt man Geld! Und Arbeit! Wie erhalten wir, in Kriegszeiten, einen Paß, ohne unsere wahre Identität preiszugeben! Diese Probleme sind einer Lösung nicht näher. Ich betrachte unsere zerrissene Kleidung und unsere erschöpften Gesichter und denke daran, daß wir nicht einen Cent Bargeld haben, daß allein der Besuch des nächsten Konsulates zwei Tage zu Pferd bedeutet sowie eine lange, teure Eisenbahnfahrt. Zuzeiten bereitet es mir eine spröde Befriedigung zu glauben, ich sei auf immer von einer Welt abgeschnitten, in der Mitgefühl und Verstehen in einem ernst zu nehmenden Sinn nicht existieren. Bei dem Gedanken an die Folter meiner Reise von São Salvador nach Lamarão ziehe ich zudem den negativeren Schrecken vor, zu bleiben, wo ich bin. Wäre es nicht wegen Jackie und Nannette, ich akzeptierte Cercadinho leicht als Ende des Lebens.

Um unsere Unwahrheiten plausibel zu machen, müssen wir Post bekommen. John erzählt diesen Menschen immer von meinem reichen Vater und unseren einflußreichen Freunden ›dort unten‹. Ich habe sehr viele Samen- und Kleiderkataloge und andere Reklamesendungen bestellt und vermute, sie werden den fremden Postboten in Lamarão sehr beeindrucken. Es wird nett sein, wieder einmal etwas auf englisch Gedrucktes zu sehen. Und die Bilder kann ich Manoel und Ruffino zeigen, die andächtig in einem veralteten Almanach blättern.

Nannette, die Überempfindliche, hat Kopfläuse, und Jackie mußten wir ganz kahlscheren. Seine Locken waren in einem hoffnungslosen Zustand. Als ich Miudo und Ruffino wegen der Läuse beschimpfte, wußten sie nicht, ob sie beschämt sein sollten oder verletzt. Sie konnten die Wut der Senhora über ein derart gewöhnliches Vorkommnis einfach nicht begreifen. Hat die Senhora keine Läuse? Aber alle haben Läuse. Sie gehören zur Natur, zum Leben, wie Würmer im Darm. Das stumme Vieh hat Parasiten, wir haben Parasiten. Kann man etwas anderes erwarten?

So ist es auch, wenn unsere Freunde auf den Boden spukken und ich ihnen deswegen Vorhaltungen mache. Spukken? Und warum nicht? Alle spucken. Wie können Sie erwarten, daß wir soviel schlucken? Es ist nicht angenehm.

Unsere Ranch ist ein völliger Fehlschlag, aus zwei Gründen: wir begannen, sie ohne ausreichende Geldmittel zu bestellen, und konnten daher weder Geräte noch Vieh anschaffen, und John hat seine Kraft überschätzt. Weil er in Afrika im Freien gelebt und Jagdexpeditionen unternommen hatte, die jedermanns Ausdauer auf eine harte Probe stellten, hat er die Möglichkeit einer geschwächten Gesundheit nicht ausreichend bedacht. Seine Hilfskräfte arbeiten alle für Anteile am Ertrag, und wenn wir den Ertrag unserer kleinen Ernten teilen, ist unser Anteil sehr klein und reicht nicht, um uns mit dem Allernötigsten zu versorgen. Und über allem steht das Problem der Schafe, die immer weiter sterben, und niemand errät die Ursache der Krankheit. Manchmal haben wir wochenlang kein Fleisch. Das letzte kauften wir, als wir die kranke Stute verkauften und das Fell von zwei Schafen, die in besserem Zustand waren als die übrigen. Wir essen ein wenig und hängen den Rest an den Dachbalken, und solange etwas da ist, essen wir jeden Tag ein Stückchen. Anfangs schnitt ich die Stellen weg, wo Fliegen Eier gelegt hatten, aber jetzt kratze ich Eier und Maden ab, so gut es geht, und dann essen wir das auch.

Die Schafe sterben jeden Morgen, jeden Tag. Sie schwellen nicht an, und in ihrer Wolle ist nichts. Soweit man sehen kann, fehlt ihnen nichts. Miudo sagt, es liege daran, daß sie aus der heißen Caatinga stammen. Hier oben ist es kalt. Zu kalt für normal gezüchtete Schafe. Drunten im nassen Pferch sah ich heute morgen fünf von ihnen steif auf dem Boden ausgestreckt, die schlaffe Zunge hing heraus, die glasigen Augen waren offen, die Beine in Laufhaltung angewinkelt. Ihre dichte gelbe Wolle war fleckig und von dem Matsch bespritzt, in den sie gefallen waren. Die neugeborenen Lämmer drängen sich an die toten Mutterschafe und wiederholen monoton ihr schrilles fragendes Blöken. Und die Mütter, mit ihrem milchigen, stillen Blick, haben einen matten Ausdruck von Frieden.

Der Pferch ist umringt von den verkohlten Stämmen großer Bäume, und im Regen beginnen einige Pfosten, auf denen noch Rinde ist, zu sprießen. Die Grashalme, hellgrün in den Pfützen, sind vom Getrampel ängstlicher Hufe zu Boden gequetscht. Die lebenden Schafe äsen stumpf die gequetschten Büschel und scheinen sich der umgefallenen Tiere zu ihren Füßen nicht bewußt. Ich

erkenne den kahlen Kopf eines Geiers, der aus dem Nebel aufsteigt. Den ganzen Tag kreisen Geier über dem Schafpferch, geduldig, geduldig. Ihre unsichtbaren Flügel schleifen schwer durch die Lautlosigkeit. Ich nehme das kleinste Lamm auf den Arm und stolpere mit ihm zurück zum Haus. Seine vier Beine, starr ausgestreckt, baumeln steif. Während ich es trage, klettert sein dummes beharrliches Blöken zu immer höheren Tönen der Verzweiflung.
John hat in der Mitte unserer Hütte ein Feuer gemacht, und wir versuchen, das Lämmchen mit der Milch einer Ziege zu füttern. Seine kleine Zunge berührt die warme Flüssigkeit kraftlos, zögernd, trinkt aber nicht. Ich tränke ein Tuch mit Milch und versuche vergebens, es zum Saugen zu bekommen. Nach einiger Zeit gibt es jammernd auf, kauert sich auf die wacklig widerstrebenden Knie und sackt schließlich in sich zusammen. Wir hüllen es in alte Tücher. Wenige Stunden später ist es tot. Und diese Tragödie wiederholt sich unablässig. Zum Glück haben einige kräftige Mutterschafe die Verwaisten adoptiert.

John geht hinaus in den weißen Morgen und verschwindet in den Feldern. Unten am Bach pflanzt er einige hundert Bananenschößlinge. Es gibt keinen Markt für Bananen, aber wir werden zumindest nicht verhungern, solange wir soviel davon zum Essen haben. Speisekartoffeln sind fast unbekannt, aber er hat Dutzende von Süßkartoffelpflanzen gesetzt, im nächsten Jahr sind wir also gerettet. Ein Jammer, daß die Kaffeebäume vier Erntezeiten brauchen, bis sie tragen. Die Eingeborenen halten nichts von Gemüse, und Samen sind schwierig zu bekommen, aber der Kohl, den wir vor den Ameisen gerettet haben, wächst ungeheuer – große blaue Rosen

mit silbrigem Frost auf den dicken Blättern, Blätter, gerippt mit verhärteten Adern in Weiß.
Wir kultivieren wilde Ananas, und aus den gezackten Speeren vergilbter Blätter schwellen inmitten rosiger Brakteen langsam Früchte. In den Bäumen im Garten sind Affen, wenn ich hochschaue, entsteht im Laub plötzlich verborgene Bewegung. Manchmal sehe ich zwinkernde Äuglein, nervös und traurig, in einem grimassierenden, kleine Gesicht, pelzumkraust.
John lebt in nassen Kleidern. Seine nackten Füße sind bläulich vor Kälte und schmutzig von der lockeren Erde, in der er gräbt. Er sieht hoch zu mir, lächelt, und ich liebe ihn und frage mich, wer er ist. Ich habe ihm ein wenig Tabak gebracht, ein weiteres Geschenk von Candido, er unterbricht die Arbeit einige Augenblicke, um etwas davon in einer Maiskolbenpfeife zu rauchen. Wenn das Wetter so ist, trinken wir Rum. Wir haben einen Bienenbaum entdeckt, und die zarten Insekten sind stachellos, wir mischen also Honig mit Cachaça, das ergibt einen wundervollen Likör. Ich fürchte Rum, weil er dich zu allem ja sagen läßt, und wenn wir ja gesagt haben, werden wir schließlich wie Manoel und Ruffino und Candido und Muido sein, die ja sagen, immer ja zu allen Forderungen des Schicksals.

Gelbgraue Wolken verblassen vor Kälte. Bäume, sich selbst zerrend, sind Wind, sind zerrende Stille, sind Schwere der Wolken. Auf Bergen erblüht Licht, verblaßt, sinkt in den blauen Staub des Horizonts, weißblau-purpur-grauer Staub. Pudrige Wolken aus Milch und Tinte schwimmen in Rosa. Kantige ferne Wolken dehnen sich mit dem flüssigen Rosa. Wolken treiben über flachen Dämmen von opakem Grau. Der blaugelbe Zenit durch Wolke weißlich verschleiert. Langsame

Wolke, bronzen schwarz, stößt auf Lautlosigkeit, stößt durch Glasluft. Staub ist ein Vorhang, Staub des Horizonts totengrau gegen Hügel. Aschblaue Atmosphäre kriecht leer den Himmel empor. Blauweißer Wind flattert. Blüten flattern. Zwischen den Felsen erheben sich Bäume allein auf ihren einzelnen Stielen. Gras ist allein, Millionen trockner gelber Halme, steif wie totes Haar. Licht hat sie verlassen. Weiter oben, Bäume entlang der Kämme kitzeln die Leere. Weißer Glanz setzt der Welt ein Ende, wo Bäume am Rand anhalten. Himmel geht über das Ende hinaus. Dort drüben, weiter von mir fort, rauschen Bäume am Wind vorbei. Bäume sind reglos. Toter Wind von ihnen bebt auf meinem Gesicht. Im Tal schwingen schwere Bäume entfesselt harte lose Äste schwarz, schwingen, heben, schwingen, heben. Gras, vom Zwielicht gebleicht, ist wie ein toter Jüngling. Bäume sind alt. Sie lehnen auf ewig gegen den Raum. Unter ihnen schwillt toter Fels, todvioletter Fels. Gebleichte Wolken türmen sich, schäumen, rollen sich aus, machen graue Gischt auf pfauengrüner Düsterkeit. Die Bäume rücken näher, und Nacht ist getrennt von der Erde.

Wenn die Männer vom Markt in Lamarão kommen, sind sie alle betrunken. Die Nacht ist angefüllt mit ihrem Rufen, Schreien, Fluchen. Muido bringt eine Laterne hinaus, und in ihrem Schein sehen wir die Augen der barköpfigen Reiter, der Reiter, die ihre Hüte verloren haben. Die dunklen Augen der vor uns steigenden Pferde sind wild. Das Blut auf ihren Flanken ist im Dunkel dunkel. Sporen glitzern auf alten Stiefeln. Die Männer reißen an den Zügeln und grölen fröhlich, wenn sich die Tiere aufbäumen. Sie sind Götter, können Lebewesen Schmerz zufügen, andere Leben dem ihren unterwerfen.

Jeden Montag, wenn er zurückkommt, schlägt Aurelino

Maria Luiza, ich weiß durch die Schreie im Wald, daß er zurück ist. John ist heute abend fort, und so gehe ich allein hinunter zu ihrer Hütte. Ich kann das Haus gerade ausmachen, die unbestimmten Wände, das düstre Strohdach, den Schatten einer Türöffnung, und Aurelino taumelt hinaus. ›Wie können Sie es wagen, Maria Luiza zu schlagen? Wie können Sie es wagen?‹ sage ich. ›Sie wissen, was Senhor Joao das letzte Mal gesagt hat! Er wird Sie schlagen, wenn er davon erfährt!‹ Aurelinos Augen schimmern dunkel. Ich kann ihn zwar nicht deutlich sehen, habe jedoch seinen ruhigen, einfältigen Blick, das törichte Lächeln auf seinen Lippen vor Augen. Er kichert, packt den Türrahmen. ›O que está dizendo? O que está dizendo?‹ wiederholt er. Im Haus versteckt sich Maria Luiza vor mir, und sie bleibt völlig still, nur wenn das Kind wimmert, sagt sie in verängstigtem Ton ›Psch, psch!‹.

Aurelino servierte mir gern eine Unverschämtheit, aber seine Zunge ist schwer, und er kann nur stottern und kichern und stottern und kichern, ohne etwas Verständliches herauszubringen. Ich schreie ihn wieder an. Er murmelt weiter, aber sein Kopf pendelt, und sein ganzer Körper sackt schlaff zusammen. Ein wenig Angst ist in ihm zum Leben erwacht, ist stärker sogar als seine Einfalt. ›Paciença! Paciença! Paciença, minha Senhora‹, sagt er. ›Maria Luiza?‹ Sie antwortet mir nicht. (Schwingen zartes dünnes Gold bebt, schaudert, weint, schreit, Maria Luizas Goldfleisch. Goldgemarterte Wonne, häßlich. Goldfächer entfaltet sich, brennt.) ›Maria Luiza, geht es Ihnen gut?‹ Sie antwortet mir nicht. (Das Licht schlägt auf dünne Goldlider, schlägt sie blind. Licht springt, schwankt. Gold schluchzt Schwermetall schluchzt. Feuer sprüht. Wind schüttelt, und Licht läuft an Federn herab. Federn glänzen, lichtbeladen. Schwingen fallen.

Schlaf. Licht als Faden rüttelt, webt sich stark. Stark! Welt sinkt. Verzweiflung von Gold sinkt. Chaos. Licht. Schwingen in Wolke verdunkeln die Sonne.)

Nannette erholt sich von einer weiteren Krankheit. Sie geht umher und klammert sich geschwächt an die Wände. Wenn sie sich setzt, um mit mir zu sprechen, erzählt sie mir Dinge, die ich schon weiß: von dem Reitpferd, das sie als Kind hatte; von einem bestimmten hellroten Satinkleid, handbemalt mit Schmetterlingen und Vögeln; von einem anderen Kleid aus elfenbeinfarbenem Satin, mit Seerosen in Grün und Weiß bestickt. Eine mit gelben Straußenfedern gesäumte Toque war so geschnitten, daß sie oben durch deren Mitte hindurch ihre bronzenen Haare zur Schnecke gesteckt tragen konnte. Als sie achtzehn Jahre alt war, schenkte Großvater ihr einen echten Hermelinmantel. Der Phaeton mit dem schwarzen Gespann hatte einen rosenfarbenen Baldachin mit grauem Dach. Auf dem Rasen war ein Brunnen. Moos und blaue Blumen überwucherten das Becken. Kamen Fremde in die Stadt, starrten sie auf die großen Bäume vor dem alten Haus und fragten, wer da wohne. Einmal bot ein Millionär von der Ostküste Großvater eine hohe Summe für das Anwesen.

Regen prasselt auf das Strohdach. Ein Papageienschwarm hat sich in den Mangobäumen niedergelassen, und ich höre sie durch den Nebel schreien. Das Gespräch über Dienerschaft, Abendroben und untergegangene Eleganz läßt Nannette rührselig werden vor Kummer, und wenn John hereinkommt, leidet er unter ihrer Stimmung. In ihrem Blick ist theatralische Überspanntheit. Sie erinnert ihn an die Demütigungen, die er ihr zufügt, an die Grausamkeit und die Unmöglichkeit ihrer Lage.

Antwortet er knapp mit kühler Stimme, wendet sie sich an mich. Ihre kraftlosen Stummelfinger umklammern meine Schulter, und ich muß sie am Arm halten, damit sie nicht zu Boden fällt. Ich schreie beide an, wie üblich, und stampfe mit dem Fuß auf, bemerke dabei das schwache Regen von Schmerz.

Wenn Nannette uns allein läßt, sagt John ohne jede Reue in der Stimme zu mir, wenn er es wagte, würde er sie nachts hinausbringen, in die Schlucht stoßen und ihr den Hals brechen. Und ich glaube ihm. Wenn ich darüber nachdenke, scheint mir, daß wir verrückt werden und von Leid so betrunken sind wie jeder beliebige Mauleseltreiber von Rum.

*

Antonio dreht das große Rad der Farinhamühle. Schweiß tropft von seinen schwarzen Schultern. In dem dunklen Gesicht blitzen seine weißen Zähne, und mit jeder Drehung des Rades schreit er ekstatisch, wie ein vom Spiel erregtes Kind. Doch auch er hat Angst vor dem Sterben. Er hat mir die Voodoo-Amulette gezeigt, die er um den Hals trägt.

José Marinho, der Zauberdoktor, ist groß und stark. Er hat Äuglein wie ein Käfer. Wenn er mit John spricht, ist er sehr höflich. Überaus höflich. Er lacht über alles, was John sagt, lacht leise, scheu, mit überaus feinfühligem Verständnis. Miudo bleibt in sicherem Abstand und bekreuzigt sich, wenn der alte Mann spricht.

Cecilio Gomes ist gestorben. Warum? Der Zauberdoktor war böse auf ihn. Er ging morgens hinaus zum Holzhacken. Als Dona Isaura ihm später am Tag nachging, fand sie ihn auf dem Gesicht liegen, kalt und steif, aber ohne eine Verletzung.

Jeden Morgen im Regen, im durchnäßten Gras, liegen steif tote Schafe. Die Lämmer torkeln und fallen neben ihre Mütter. Warum? Miudo sagt, wir sollten den Zauberdoktor fragen, aber als wir ihn um seine Meinung bitten, lächelt er überaus höflich und weiß gar nichts darüber.

Kleine Spitzenklöpplerin, kleine Maria Luiza, kleine Tochter von João, dem Halbblut, was webst du dort auf deinem Kissen? Was webst du mit deinen hundert Fäden, kleine braune Spinne, die du in der Türöffnung deiner Hütte kauerst?

›Ich webe Spitze, Senhora. Ich webe ein Kleid, damit ich, wenn der Priester kommt, bereit bin für ihn.‹

Hübsches kleines Mädchen, Maria Luiza, Maria Dolorosa, hübsche kleine Klöpplerin, Tochter von João, dem Halbblut, wie viele kleine braune Spinnen sitzen in der Türöffnung ihrer Lehmhütten und weben ein solches Netz? Du und die Natur und alle anderen kleinen braunen Spinnen weben zusammen.

Der alte Pflanzer, der bis zum Einbruch der Nacht gearbeitet hat, schultert seine Hacke und geht, mit schlenkerndem Gang, über den Hügel davon. Im nächsten Jahr wird sein siebter Sohn groß genug sein, ihm zu helfen.

Der rote Mond steigt über dem Berg auf, roter Mond Scheiterhaufen – Scheiterhaufen des Guarani, des großen Indianerhäuptlings, er starb lange Zeit, bevor man sein Volk versklavte. Fledermäuse stoßen herab. Kreisende Ziegenmelker sind Schatten in einem Spiegel. Und der Mond wird weiß, Kristall erstrahlt in Kristall, dünn, kalt, und so klar wie Musik.

Ich schlafe ein und träume. John und ich sind in einer Stadt und suchen eine Unterkunft. Eine Dame führt uns in einen großen Salon und sagt, die Miete betrage sechzig Dollar. Als ich ausrufe, dieser Betrag sei maßlos, lächelt sie tückisch und versichert mir, ich bekäme es von keinem ihrer Nachbarn für weniger. An einem Ende des Zimmers, in einem verglasten Bücherschrank, spinnt eine riesige Raupe ihren Kokon. ›So ein schöner Kokon!‹ sage ich. ›Gehört er zum Zimmer?‹ Und ich klatsche in die Hände. Die Dame lächelt, holt einen Sperling aus ihrer Brust hervor, sagt ›Friß! Friß!‹, wobei sie ihn in den Bücherschrank setzt. Ich schreie entsetzt auf. Erneut lächelt sie mich an, mit unendlich rätselhafter Miene, nimmt den Sperling und tut ihn zurück in sein Versteck. John sagt, daß wir das Zimmer nehmen.

Das Essen ist serviert, und wir werden an einen langen leeren Tisch geleitet, auf dem einige Krüge Milch stehen. Wir setzen uns und beginnen zu trinken. ›Ich bin durstig! Oh, ich bin so durstig!‹ rufe ich ständig aus. Die Dame gießt unablässig Milch in meine Tasse. Plötzlich, entsetzt, begreife ich, daß die Milch zweihundert Reis kostet und daß ich sie bezahlen muß. Ich stehe abrupt auf, nehme eine Delsarte-Pose ein und beginne zu tanzen. John und Nannette haben den Raum verlassen. Drei fremde Männer sind anwesend. Sie lachen mich aus. Ich bin gekränkt. Ich folge John in die Halle und entdecke ihn auf einem Sofa, das Gesicht in den Händen vergraben. Er sagt: ›Vergeude keine Zeit mit mir. Du tanzt lieber mit anderen.‹ Aber er kommt zu mir, und wir tanzen. Schneller, immer schneller. Johns Arme gleiten tiefer, und er umklammert meine Hüfte. Seine Beine sind gestreckt wie die Flügel einer Windmühle. Ich tanze langsamer. Als ich herabblicke, ist John verschwunden, und wundersamerweise an mir haftengeblieben sind ein altes Hemd und eine Hose.

Ich schlafe ein und träume. John und ich besuchen einen Ort namens Kleiner Silbersee. Wir gehen zu Fuß durch flaches Land, übersät mit Kakteen und niedrigem Buschwerk. Bei einem verlassenen Haus erstreckt sich der kleine See, und seine Oberfläche ist bedeckt mit Wildenten. Natürlich ist Ibsen hier gestorben, und die Wildenten haben eine besondere Bedeutung. Eine Eule versucht, junge Sperlinge zu fressen, wird aber von meinen Wellensittichen vertrieben.

*

Ich schlafe ein und träume. Eine kleine, grauhaarige Frau, die Nannette ähnelt, besucht mich, um mir Französischunterricht zu geben. Die Stunde verläuft ereignislos. Ich unterbreche sie, um über die Entbehrungen der Armut und das Leben zu schimpfen, das wir führen. Wir sind im Freien, auf einem Rasen unter einem Baum. John ist in der Nähe, liegt auf dem Rücken im Gras. Ich blicke auf ihn hinab und bemerke plötzlich in seinem Hals ein kleines rundes Loch. Es fließt Blut heraus. Als ich mein Entsetzen hervorstoße, lächelt er ruhig. Er hat ein Federmesser in der Hand. Er sagt mir, er habe ›seinen Kragen gehäutet‹. Er entschuldigt sich höflich und geht aus dem Blickfeld. Er ist gerade fort, als ich eine eigenartig unheilvolle Atmosphäre wahrnehme. Ich suche überall, und ich kann ihn nicht finden. Ich bin in einem Haus. Ich suche zwischen seinen Kleidern, und ich finde einen Brief, sehr sorgfältig adressiert an Evelyn und Nannette. Ich öffne ihn und bin überrascht über das Datum auf dem Briefkopf. Er muß vor einigen Monaten geschrieben worden sein. Nannette staubt die Nähmaschine ab. ›John ist tot‹, sage ich. Ich höre meine eigene Stimme, sehr laut, furchterregend deutlich. Nannettes Augen füllen sich mit Tränen. Hysterisch schluchzend, wendet sie sich von mir ab. Ich selbst vergieße keine Träne. Ich kann nicht weinen. Dann beginne ich erneut zu suchen, suchen, suchen, ich weiß nicht, wonach. Mein Herz wird schwerer, erstarrt, ich kann sein Gewicht kaum tragen. Schließlich finde ich zwischen einigen Papieren eine Postkarte, alt und abgegriffen und in unbekannter Schrift an John gerichtet. Auf der Karte das Bild einer engen Straße, gesäumt von sonderbar aussehenden Häusern. Zwischen ihnen läuft eine Wagenspur, unter Sand nahezu begraben. Ich lese: ›Dieser Ort bemüht sich vergebens, Modernität nachzuäffen. Den ganzen Tag ist nichts zu sehen als Treibsand. Nichts ist zu hören als die Schreie der Wasserträger, die ihre Kamele schlagen.‹ In einer Kartenecke unterstrichen; *Dampfschiff Indian Girl* – das todgeweihte Schiff – ein Schiff in einem Theaterstück, aber ich erinnere mich daran. Irgendwie weiß ich, daß die abgebildete Stadt Samarkand ist und daß John heute morgen zu diesem Hafen gefahren ist, mit einem Schiff, das nur wegen der kriminellen Fahrlässigkeit der Behörden vom Stapel laufen durfte. Zugleich habe ich die Phantasie, John sei bereits in Afrika, und etwas wie ›Aus der Wüste komme ich, zur Wüste kehre ich zurück‹ geht mir ständig durch den Kopf, wiederholt sich. Mein ganzes Wesen ist wie aufgelöst in Kummer.

*

Wer reitet heute morgen vor unsere Hütte, wenn nicht Meester Oliver – João Oliveira –, der Mann, der uns als erster von dieser Gegend erzählte. Ich erinnerte ihn als recht arm, jetzt aber ist er gut gekleidet, sitzt auf einem stattlichen Maultier, hält zwei weitere an der Leine. Er steigt schwerfällig ab. Seine Sporen glitzern und klirren, und Sonnenschein tropft über die Oberfläche seiner Lacklederstiefel. Sein dickes Gesicht ähnelt dem einer untersetzten Greisin. Seine blauen Äuglein sind von mißtrauischer Ausdruckslosigkeit. Er benahm sich zerstreut, und das Eigenartigste war, daß er keine Verwunderung erkennen ließ über die Umstände, in denen er uns vorfand. John stellte ihm einige Fragen. Offenbar war er bei der Firma angestellt gewesen, hatte aber Schwierigkeiten gehabt und gekündigt. Miudo hat Gerüchte gehört, wonach Senhor Oliveira Geld veruntreut haben und auf der Flucht vor dem Gesetz sein soll. Polizeibeamte kommen nie hierherauf, und im Distrikt leben bereits drei Mörder, einer ist seit zehn Jahren hier und macht aus seinem Verbrechen keinen Hehl. Wenn er zwölf Jahre im Exil verbracht hat, kann er in sein Heimatdorf zurückkehren, ohne eine Anklage fürchten zu müssen.

Mr. Oliver sagt, er habe genug von Büros, er wolle schürfen und erwarte, Milagres wiederzubekommen. Er saß lange an unserem Tisch und trank immer wieder Rum aus der Blechtasse, die John ihm füllte. Ich werde niemals den Hunger in Mr. Olivers Hand vergessen können, wenn sie nach dem Rum griff, während sein ausdrucksloses Gesicht Gleichgültigkeit heuchelte. Er leerte jede Tasse in einem Zug und sprach gewandt darüber, was er tun werde. Als er sich anschickte, uns zu verlassen, erwähnte er, daß seine Familie hierherkommen werde. Er blickte sich rasch und verstohlen in unserer schäbigen Bleibe um, ging unstet zu seinem Maultier hinaus und zog sich schwer in den Sattel. Beim Wegreiten blickte er nicht zurück. Ich beobachtete seine dicke Schulter, den matten Sonnenglanz auf dem glatten Fell seiner Maultiere, das Glitzern seines Zaumzeugs, bis er weit oben war auf dem Pfad – nichts als ein Fleck sich bewegender Ferne. Und ich dachte an Dona Elvira, seine dünne Frau mit dem hageren Gesicht – Dona Elvira, das

Dienstmädchen, das er hatte heiraten müssen, als er sich auf das Priesteramt vorbereitete und die Missionare sich um seine Errettung bemühten. Ich entsann mich an sie in der Stadt, wie sie in ihrer Sala umherging, mit einem Zipfel ihrer zerrissenen Matinée Stühle abstaubte und dabei keifte und zeterte. Wenn die Tür zum Nebenzimmer aufging, durchdrang scharfer Weihrauchgeruch von einem Schrein alles mit übelriechender Süße, und der schwebende Kerzenrauch hing blau und still vor den Stuckwänden. Dona Elvira hat vier Kinder. Keines ist völlig normal, und zwei sind stumm. Ihr haßerfüllter Blick strich oft über ihre mickrige Nachkommenschaft und verharrte bei Senhor Oliveiras Sohn von einer anderen Mutter – ein englischblütiger Junge, hellhäutig und blond. Schon damals beobachtete ich, daß die zitternde Hand des Vaters, sobald er verschwommen aufblickte, unentwegt zur Rumflasche vor ihm auf dem Tisch schweifte.

Nun, da ich weiß, daß wir diesen Ort niemals verlassen können, habe ich mich damit abgefunden. Es ist fast Glück, sich vorzustellen, man sei von allen vergessen, durch die Vergeßlichkeit der Welt befreit. Mir ist, als würde ich für mich alles werden, als existierten Bäume und Felsen allein durch mich. Wenn John und ich zum Baumstamm über dem Fluß hinuntergehen, können wir zum ausgefransten Dach unserer Hütte zurückblicken, zum zerrissenen Dach des Farinhaschuppens, der vor der Bergwand zittert. Die Maniokstäucher sind rötlich, und die Blätterbüschel bilden grüne Sterne über der gelblich-purpurnen Erde. Das Kohlbeet ist ein blauer Schatten im ausgebleichten Gras. In den ungeheuren Köpfen haben kalte Regentropfen zwischen harten, etwas geschrumpften Blättern einen farblosen Glanz. Auf einigen Feldern liegen rußige Stümpfe, und über einem sehe ich, im Zwielicht, den Körper einer Eule, die spitzen Federn um die Ohren als groteske Silhouette. Am Berghang grasen die Ziegen. Sie heben den Kopf und fixieren uns mit ihrer blicklosen Achtsamkeit. Ihre bürstenartigen Schwänze zucken. Rufe ich sie zum Füttern herunter, richten sie sich an mir auf und kratzen mit ihren stumpfen kleinen Hufen schwerfällig an meiner Brust.

Bisunga hat ein Fohlen mit lavendelgrauem Fell, es fühlt sich an wie Vogeldaunen. Manchmal folgt es mir, hält meinen langen Haarzopf zwischen den Zähnen, und wenn ich ihm nicht rasch genug Aufmerksamkeit schenke, zieht es daran. Der Affe, den Muido mir geschenkt hat, heißt Adám. Er steht aufrecht am Ende seiner Kette, und sein Körper, in der Taille sehr lang und schmal, gleicht einer Dame im Korsett. Er macht lüsterne Liebesgesten, und wenn er mit uns schnattert, bewegt er die Kopfhaut nach vorn, legt das Gesichtchen in Falten und entblößt in einer drohenden Fratze der Herausforderung seine weißen Zähne. Seine tiefliegenden Äuglein von klarem Hellbraun betrachten uns mit der Traurigkeit einer unendlichen Getrenntheit. Seine Lider zucken dünne, blaßfarbene Lider. Er kann sich nicht viele Augenblicke hintereinander konzentrieren. Er ist glücklich. Er betrachtet uns freundlich, doch von seiner Seele hat, wie bei Hunden, eine tiefe Scham Besitz ergriffen, und er entschuldigt sich dauernd für seine eigene Wonne.

Das Gürteltier lebt in einem Käfig mit Steinboden. Sein gepanzerter staubfarbener Rücken hat Scharniere, und es kann sich zusammenfalten wie ein Akkordeon. Und es rollt sich für nichts weniger als eine Banane auseinander. Dann fährt es mit einer bebenden Ferkelschnauze nach vorn, seine scharfen Ohren zittern, und seine trüben Augen begegnen der Welt, ohne einen Eindruck von ihr zu bekommen. Der kleine Ameisenbär ist durch und durch gutmütig, wie ein domestiziertes Tier. In dem ihm zugestandenen Bereich schlendert er umher, schnüffelt, wedelt den Schweif, und man muß das unangenehme Gefühl einer Liebkosung seiner Zunge in Erinnerung behalten, die krallenbewehrte Gefahr seiner starken Vorderpfoten. Seine Schnauze ist lang, schmal, zart, und er hat den raschen schlauen Blick eines Fuchses. Das unansehnlichste meiner Haustiere jedoch ist das Faultier, das blöde folgt, sobald es Bewegung von Füßen spürt. Es möchte an uns herumklettern, an den Beinen hoch, unter die Röcke von Frauen, oder es drapiert sich um die Schultern, krallt uns dabei seine hauerähnlichen Klauen in den Hals. Sein Körper ist flach wie ein Teppich, die ungeschickten Beine sind im rechten Winkel angesetzt. Es rennt mit eigenartig plumpsenden Bewegungen. Vor allem Jackie fürchtet diese blinden und hartnäckigen Umarmungen. Das Faultier hat den Kopf eines Reptils und sieht nur nachts gut. So sehr ich ihn mag, ich habe etwas gegen seinen Gestank, scharf und durchdringend, und wenn ich ihn im Arm gehalten habe, sind mein Kleid, meine Hände, mein Haar vollgesogen mit diesem Geruch.

Außer diesen Tieren habe ich einen schönen Soffré mit anmutigem, orange-schwarz gefiedertem Körper, schwarzen Beinen wie Ebenholzstöcken, flachem Kopf und einem hinterhältig wirkenden Schnabel, der lang ist und gefährlich scharf. In seinem Käfig hüpft er mit schnellen Sprüngen auf und ab und singt ein tönend unmelodisches Lied. Miudo sagt, man könne ihm beibringen, eine Melodie zu pfeifen. Manchmal sitzt er auf meinem Finger. Seine raschen ausdrucklosen Augen registrieren alles. Und ich habe einen großen dummen

rotblauen Makao – hier heißen sie Arara , der in Abständen heiser krächzt und mit dem Öffnen seiner prachtvollen Flügel die ganze Welt illuminiert.
Ich weiß um das grausame Moment in dieser Leidenschaft für zahme Tiere. Ich liebe sie, weil sie abhängig sind von mir, weil ich von ihnen nicht verletzt werden kann und weil es mir schmeichelt, ihnen zu geben, ohne eine Reaktion zu erwarten. Vielleicht ist dies im Grunde meine Einstellung zu Menschen. Jedenfalls ziehe ich die Gesellschaft dieser Geschöpfe bei weitem der Gesellschaft jener Menschen vor, die ich früher kannte.

Der Pau d'arco blüht in gelben Wolken. Der einzige Mangobaum, der in dieser Höhe überlebt hat, entfaltet zwischen altem grünen Winterlaub steife rote Frühlingsblätter. Die Regenzeit ist vorüber, jedenfalls das Schlimmste. Nun müssen wir nur noch mit gelegentlichen dunstigen Tagen rechnen. Der helle Wind ist wie ein Sturm, der die ganze gleißende Welt rüttelt. Sein heiseres Zischen wächst unsichtbar zwischen den Bergen, und wenn er über uns kommt, bilde ich mir ein, er habe den Himmel mit Licht gebrochen. Der Himmel ist blau, dunkelblau. Die Bäume werden in ihren eigenen Schatten hin und her geschleudert. Nirgends Ruhe. Das Gras, ständig zitternd, hat eine Bewegung, die zu sich selbst zurückkehrt wie die Bewegung von zwischen Felsen eingesperrtem Meerwasser. Pedro glaubt an den Frühling, den schweren Frühling der Tropen, der seinen schwachen Widerschein auf die unterschiedslosen Tage haucht. Pedro wäscht unten am Bachufer Gold, den ganzen Tag lang. Zwischen kleinen roten Blumen, ziegelfarben wie Rostflecken, erspähe ich hinter einem Felsbrokken seinen gebeugten Rücken. Ich sehe, wie seine dünnen alten Hände, zitternd, empfindsam, klauengleich, den Holzrahmen der Batea umklammern, den Kies rütteln, den Kies hin und her schütteln. Die Engel des Goldes haben zu singen begonnen. José Marinho hat die Geschichte überall verbreitet. Um Mitternacht erscheint ein weißer Hahn gleich einer Vision, und über der Stelle, wo die Conquistadores ihren Schatz vergraben haben, kräht das Federvieh dreimal. Auf der anderen Seite der Schlucht unterhalb von Cabeça de Negro geht der Geist des ermordeten Diamantensuchers vor der Höhle auf und ab, in der er lebendig begraben wurde – die riesige Höhle, die wie durch ein Wunder von einem riesigen Granitblock verschlossen ist.

John hat einen Diamanten gefunden. Zwei Tage lang hat er zwischen den Steinen bei Pedra Pretas gesucht und ihn schließlich entdeckt. Er ist klein und nicht fehlerfrei, nur wenige Milreis wert, wenn er geschliffen würde. Aber plötzlich haben wir entdeckt, daß unser Traum vom Sichfügen nichts ist als ein Traum. Jeder von uns denkt, ohne es den anderen zu sagen, nur an Diamanten. Und wir beginnen zu suchen. Nannette stolpert, mit Sonnenhut, über die Felder, in den Augen eine verzweifelte Gier. Auf dem Weg zum Pferch zögert sie, gräbt mit dem Fuß im Kies und bückt sich, um ein Stück Gestein zu inspizieren. Dann bringt sie mir als Trophäe einen glitzernden Kieselstein und bittet mich mit gedämpfter Stimme um meine Meinung. Sie benimmt sich, als sei John ein Ungeheuer, und wartet immer, bis er außer Hörweite ist, bevor sie etwas sagt. Ihr langes dünnes Gesicht ist einfältig vor Angst. Es gleicht dem Gesicht eines alten Pferdes, dessen Wahrnehmung abgestumpft ist durch allzuviel Schläge. Ihr Ausdruck ist düster, ekstatisch gespannt.

Meine Verachtung für ihre Bemühungen hindert mich nicht, das gleiche zu tun. Oft gehe ich hinauf zwischen die Felsbrocken hinter dem Haus und erforsche, auf dem Bauch liegend, jedes kleine Stückchen metallischer Ablagerung im umgebenden Erdreich. Alles, was klein ist und glänzt. Echsen kriechen behend über meine Füße. Vor mir hebt ein Chamäleon seinen flachen, winzigen Kopf, öffnet das Maul für die Insektenbeute und bläst den korallroten Sack unter seinem Hals auf, bis dieser transparent aussieht und wie von rosigem Sonnenlicht gebläht. Es ist still zwischen den Felsen, still außer dem Summen des Windes im dürren Gras, dem ständigen Flackern von Schatten, dem Schwanken trockener fliederfarbener Buschzweige, der farblosen Bewegungen blauer und weißer Blumen. Oben am Hang kreisen die umwölkten Formen von Nadelbäumen vor einem blauem Abgrund. Der Himmel, das schöne Licht, und die Erde, alles ist jäh. Hier beginnen sie und beenden sich selbst. Eine Wildpflanze richtet ihre fedrige Spitze zur Sonne in gefrorener Ferne. Es ist warm, aber die Intensität des Alls ist kälter, viel kälter als die Andeutungen intimerer Art. Hätte nur John den Diamanten nicht gefunden. Die furchtbarste Krankheit   die Krankheit, von der wir uns geheilt wähnten   die Krankheit Hoffnung ist zu uns zurückgekehrt.

Fast alle Schafe sind tot, und heute morgen gab es weitere Tote. Als ich aufwachte, sah ich, daß der Papagei von seiner Stange gefallen war und aus Darm und Schnabel heftig blutete. Ich streichelte seine steifen zerzausten Federn und blickte in die eingefallenen, halbgeschlossenen Augen. Er war völlig zusammengeschrumpft. Seine Brust war flach geworden, und er war nur noch die Hülle des Geschöpfes, das gestern lebte. Als ich ihn in die Hand nahm, war er nahezu ohne Gewicht. Seine knorrigen rosagrauen Krallen waren in ehernem Griff erstarrt.

Jackie spielte auf der nackten Erde vor der Hütte. Ich war gerade zu ihm hinausgegangen, als ich plötzlich aufblickte, und dort, keine zwei Fuß entfernt, haftete eine Jaracassú mit ihrer ganzen Länge an der Wand hinter uns. Ihr lackiertes Bernstein und Silber glitzerten kalt im Sonnenschein, und ihre dünne Zunge, wie ein zweigeteilter Speer, fuhr herein und heraus. Zum Glück war John mit einer Axt nicht weit, die bereitete der Schlange ein Ende. Aber ich finge sehr gern ein ungefährliches Reptil für meine Menagerie.

Bislang habe ich keinen weiteren Jaguar gehört. Raimundo Caçador kam gerade mit einer Menge Felle von der Caatinga herauf. Er hat ein Gewehr, kaum besser als Candidos, aber er schießt gut, und die Viehhüter versorgen ihn, während er sie von dieser Plage befreit. Zusammen bauten Raimundo und John eine ausgezeichnete Falle, mit der sie schon in der allerersten Nacht einen Paka fingen. Er war furchtbar anzusehen, die großen Zähne fauchend, der Rattenkopf zurückgeworfen, die hellen Augen trüb, aber noch im Tod voll stiller Wut. Ich mag Töten nicht, aber mir ist lieber, wir essen wilde Tiere als die, die wir kennen. Das Fleisch der Ziegen ekelt mich furchtbar. Ich habe mich noch nicht von den unsinnigen Vorbehalten gegen das Zerstören freigemacht, obwohl ich so unbedingt will, daß wir leben, und obwohl ich völlig verstehe, daß Zerstörung das Gesetz ist, durch das allein wir existieren.

Es ist Nacht. Die Flamme der Lampe zischt als roter Strahl empor, vermischt mit Rauch. John, seine Manuskripte auf einigen Brettern ausgebreitet, schreibt, macht eine Abschrift seines Buches. Ohne es ihm gegenüber zu erwähnen, bemerke ich, daß die Entdeckung des Diamanten ihn entschiedener hat werden lassen und betriebsamer. Ich selbst bin ständig auf der Suche nach einer Beschäftigung, die mich ablenkt, und ich bringe Antonio und Jovina bei, ihren Namen zu schreiben und zu lesen. Antonio, traurig ernsthaft, umklammert mit seiner riesigen braunen Faust den kostbaren Bleistiftstummel und schiebt ihn mühsam über einen Papierfetzen. A-N-T-O-N-I-O B-I-S-P-O. A-N-T-O-N-I-O B-I-S-P-O. Er schreibt es immer wieder. Die schwachen Linien neigen sich dem Papierrand zu, driften in den Raum. In dem trüben Licht sind die Bleistiftstriche sehr schwach. Er blickt zu mir hoch und lächelt befangen und gewinnend. Sein Ausdruck ist strahlend, doch durch die seiner Rasse eigenen Melancholie gemildert, deren er sich fast gänzlich unbewußt ist. ›Agora, Senhora, tenho muito orgulho. Ich bin sehr stolz‹, sagt er. Eingebildet spüre ich meine eigene Überlegenheit. Antonio, ein Mann, schön und makellos wie eine Onyxstatue, ist völlig unwissend, für ihn ist meine Vertrautheit mit dem Stift kaum weniger als ein Wunder. Jovina, mit ihrer weiblichen Erziehung, verschmäht diese Fertigkeiten. Sie nimmt nur am Unterricht teil, um mit Antonio zu kokettieren. Sie übertreibt alles, macht mit dem Bleistift verrückte Striche, und während sie mich mit ihren großen schläfrigen Augen ansieht, kichert sie vergnügt, betrachtet ihre Dummheit als Scherz. ›Ich habe dafür keinen Kopf. Außerdem habe ich nie von einer Frau gehört, die lesen und schreiben kann.‹ Macht Antonio einen Fehler, ist er bedrückt, gedemütigt. Gedrucktes ist für ihn die Macht über ein Chaos, das er immer hat bezwingen wollen.

John hat wundervolle Neuigkeiten gehört. Wegen des Krieges ›da unten‹ hat eine neue Bergwerksgesellschaft –

eine amerikanische Firma entlang der Küste zu operieren begonnen und schickt Männer ins Landesinnere, um Manganvorkommen aufzuspüren Mangan, das zur Herstellung von Geschützstahl verkauft werden soll. Einer dieser ›Ausländer‹, der die Organisation vertritt, war schon in Villa Nova. Die Neuigkeit von seinen Bemühungen ging nach Lamarão und von dort weiter zu uns. Der ganze Landstrich ist zu einem Traum von plötzlichem, unverhofftem Wohlstand erwacht. John vernachlässigt seine Arbeit, sogar das Melken der Ziegen. Hier ist endlich eine Chance, vielleicht die einzige, die wir jemals haben werden. Falls John hier ein Vorkommen fände, könnten wir unseren Besitztitel auf das Land für viel mehr verkaufen, als wir bezahlt haben. Man muß sich das vorstellen, noch nie hat ein Ausländer hier Geschäfte gemacht. Der einzige Erwerbszweig ist Viehzucht. In den Bergen leben die Einheimischen in ständiger Armut. Ich glaube kaum, daß mich der Gedanke an Entkommen glücklicher macht. Es scheint einfacher, mit alten Schwierigkeiten fortzufahren, als eine weitere Umgewöhnung zu meistern. Das Paßproblem ist unverändert hoffnungslos, und ich ertrage die Erwägung nicht, hier fortzugehen. Ich fühle mich nicht in der Lage, dem Leid erneut die Stirn zu bieten.

*

Das Wunder ist geschehen. Es passierte gestern, als wir alle vor der Hütte im Sonnenschein saßen, die Hitze genossen und unsere Untätigkeit. Plötzlich hörten wir in der Stille Hufgetrappel. Dann sahen wir oben am Berg eine große Schar Reiter, undeutlich durch den sonnengefärbten Staub. Wir glaubten, es seien Vaqueiros, die von der Caatinga dem Vieh nachritten. Sie kamen näher und zogen schließlich direkt am Hoftor vorbei, ihre Sporen klirrten, ihr Zaumzeug rasselte. Mehrere waren gut gekleidet in klassischer Reitkleidung: Jacken mit weichen Kragen, breitkrempige Hüte, Reithosen und neue Ledergamaschen. Ein paar Lastpferde waren mit Stangen bepackt, um die man rotweißes Band gewickelt hatte, sowie mit den Stativen für die Meßinstrumente. Als ein Mann einem anderen etwas zurief, sprach er ein englisches Wort, das wir verstanden. Ich blickte Nannette an und war erstaunt, daß ihr Ausdruck meinen eigenen Wunsch spiegelte. John erzählte mir später, er habe das gleiche gefühlt, er habe gehofft, aus ganzem Herzen, daß wir unentdeckt blieben, daß die fremden Reisenden nicht zurückblickten.

Zum Glück erfüllte sich dies. Wir wurden überhaupt nicht beachtet. Ihre Geräusche nahmen in der Ferne ab. Hinter ihnen hob sich Staub, und als er sich legte, konnten wir in der vertrauten Lautlosigkeit wieder entspannen. Unterhalb der reglosen, blaubeschatteten Gipfel, in der einförmigen, mit Bäumen gesprenkelten Landschaft, gab es nur ein paar helle Punkte, sich bewegende Punkte, die die Welt wie ein Banner der Herausforderung unsichtbar mit sich trugen.

Dann begann ich, mich, Nannette, John und meine Umgebung mit den Augen der Menschen zu betrachten, die vorbeigeritten waren, fast ohne uns wahrzunehmen, die uns, als sie unsere Lehmhütte und unser kärgliches Fleckchen bestelltes Land sahen, für arme, nahezu weiße Einheimische hielten. Nannettes Kleider sind in Fetzen. Sie hat hier und dort einige Risse gestopft, aber ihr Rock zieht in alle Richtungen, der Saum ist ausgefranst, darunter ragen ihre Zehen aus den Schuhen. Ihre mageren Arme sind voller Hitzepusteln. An ihrem dünnen geröteten Hals hängt das Fleisch so lose wie an einem Vogelhals. Ihre Zähne sind in einem furchterregenden

Zustand, und wenn sie lächelt oder etwas sagt, zeigt sie uns schwarze Stümpfe. Arme Nannette! Sie war einmal so hübsch, so chic. Und nichts als ihre beunruhigenden Augen mit ihrer hektischen Scheu erinnert noch an Liebreiz. Was John betrifft, so trägt seine Kleidung Flicken in allen Farben des Regenbogens. Sein langes Haar fällt steif auf die Jacke und vermischt sich mit dem wilden, ungekämmten Bart. Sein feines Gesicht ist alt und erschöpft, und er hat einen nervösen, konzentrierten Ausdruck von Schmerz ein Schmerz, über den er nie spricht. Mich selbst sehe ich nicht, aber ich weiß, was ich bin, fahl, schmutzig, krank aussehend, mein Haar hängt, völlig verfilzt, einfach den Rücken herunter. Meine langen dünnen Hände sind fleckig und rauh. Chronische Anfälle von Zahnschmerz erinnern mich daran, was in meinem Mund geschieht.

Der Vorbeiritt der Ingenieure beflügelt meine Hoffnung nicht. Ich denke lieber nicht daran, weiße Gesichter wiederzusehen, aber dieses eine Wort Englisch hat mich unangenehm erregt. Ich hätte mich gern an das Portugiesische geklammert, das keine Beziehung hat zu mir, dem niemals Bedeutung beigelegt werden muß. Hinter diese Sprache kann ich mich zurückziehen.

John hat den Entschluß gefaßt, für die Bergbaufirma zu arbeiten. Er lieh sich von Tenente Alfredo Hylarião in Lamarão einige Kleidungsstücke und ging zu Fuß nach Villa Nova. Als er hier fortging, war er barfuß, denn er mußte seine Schuhe schonen. Der blaue Anzug, den er trug, das Werk eines ländlichen Schneiders, hatte sehr enge Hosen, war in der Taille sehr knapp lächerlich geradezu. Aber selbst das vermittelt ein günstigeres Bild, verglichen mit unserer tatsächlichen finanziellen Lage. Ich stutzte seinen Bart und schnitt sein Haar, doch mit der Rasur muß er warten, bis er sein Ziel erreicht hat, denn er hat kein Rasiermesser. Er wird sagen, er interessiere sich für Bergbau, und er hat sich für unser Mißgeschick eine lange Erklärung ausgedacht, eine Geschichte vom Kauf einer Mine, deren Ausbeutung sich dann als undurchführbar erwies. Zum Glück fanden die Geologen in unserer Gegend nichts und werden daher kaum unverzüglich zurückkommen. Und sie sprechen kein Portugiesisch – so erzählt man uns –, daher werden alle Geschichten, die sie über uns hören könnten, ungenau und schwer zu erhärten sein.

Als John ging, begleitete ich ihn ein Stück. Es war ein heißer, stiller Tag. In der tödlichen Intensität des Sonnenlichts regten sich die staubigen Blätter mit unbewußtem Leben. Die Bewegung der Landschaft im Glast war wie die Bewegung eines Schlafs. Im harten verbrannten Gras glitzerten die Kieselsteinchen. Aus der Erde strahlte das Dunkel der Hitze. Als wir am Fuß des Berges ankamen, dachte ich an eine erhobene Hand, die Innenfläche uns zugewandt, uns abweisend. John war blaß. Er begann schon zu schwitzen, und unter der Krempe seines Hutes rollten Tröpfchen seine Schläfen hinunter. Mir war, als verließe er mich für immer. Auf halbem Weg, oben zwischen den Felsbrocken, zögerte er, blickte zurück und winkte. Ich glaube, er sagte etwas, aber seine Stimme verlor sich in der Stille, und ich erfaßte nur die Bewegung seiner Lippen. Er glich einer Erinnerung, die ich verlor. Ich konnte ihn nicht länger ansehen. Ich starrte in die entgegengesetzte Richtung. Als ich ihn wiederzufinden versuchte, hatte der Traum ein Ende gefunden – oder war da ein weiterer Traum? Zur Hütte hinüberblickend, sah ich Jack auf mich zulaufen, klein und weit entfernt. Die ganze Welt war klein und weit entfernt.

John ist nicht zurückgekommen, und ich habe nichts von ihm gehört. Ich bin zu ruhelos, um zu arbeiten. Miudo erzählt mir, daß Meester Oliver in Milagres sei, daß eine Negerfrau bei ihm sei, daß Dona Elvira sie nicht da haben wollte und es einen furchtbaren Streit gegeben habe. Meester Oliver, Dona Elvira und die Negerin waren alle sehr betrunken, von Sinnen vor Cachaça. Eines der Kinder wurde verletzt. José Marinho geht umher und sagt, auf ihnen liege der böse Blick, Milagres gehöre ihm. Das Geld von Meester Olivers Unterschlagung muß aufgebraucht sein, denn sie sind wieder sehr arm und haben fast nichts zu essen.

Die Stille der Dinge ist undurchdringlicher als jede andere Stille. Als ich heute aus der Schlucht hinausging und auf die Baumwipfel hinunterblickte, glich die Welt einer schlafenden Schwangeren. Die rote Sonne fiel rasch in die Senke hinab, wo sich am lichtdurchfluteten Horizont zart die feinen Bambusfedern drängten. Über dem weißen, sich durch Felder stehlenden Pfad der geduckte Mond, silbrig, sinnlich und zögernd. Schlaf ist eine schmale weiße Hand, die neben mir liegt in der Finsternis. Ich sehe mich die Gestalt dieser Hände annehmen. Weiße Spinnen weben über tote Gesichter, weben sie zu einem Bildteppich, weben sie formlos. Rascheln, das ich höre, ist Nacht, die ihre Blätter abwirft. Mein Staunen dehnt die Lautlosigkeit, zerspringt, ist die Lautlosigkeit. Ich habe niemals etwas zu meinem Gebrauch gebeugt, aber ich wurde gebeugt. Etwas schlug auf mein Herz schlug mit schnellen Fäusten. Und ich sagte: ›Herein‹. Aber das Ding wußte nicht, wie es mich betreten sollte, und ich wußte nicht, wie ich hinausgehen sollte zu ihm. Ich sage zu Jackie, ich kann deine Mutter nicht mehr sein. Ich bin zu klein. Die Welt um mich ist zu groß. Ich werde uns eine Mutter machen, einen großen Gott, der Vater und Mutter zugleich sein wird. Dann können wir uns in seinem Schatten verstecken. Ich fürchte nicht den Schmerz, sondern das Aufhören des Schmerzes. Ich werde unseren neuen Gott bitten, ab und an auf uns zu treten, um uns wachzuhalten. Die aufgedunsene Lilie schwillt, erdrückt uns mit dem Gewicht ihrer Blütenblätter. Ich liebe die Wärme, die durch unsere verstümmelten Finger prickelt, aneinandergepreßt in der Finsternis.

Jackie sinkt zurück in seine kleine Stille, ich in die meine. Je weiter wir uns in unsere getrennten Höhlungen zurückziehen, um so lauter das Brüllen der Einsamkeit, die uns umfängt, ein stets bedrückendes Brüllen, das jeder für sich hört, das er später vom gleichen Meer hören wird. Mit verkümmerten, wißbegierigen Händen berühre ich meine Mauern. Ich ziehe mich auf allen vieren zurück, furchtsam bewege ich den Kopf von einer Seite zur anderen. Ich empfinde meine eigene Nacktheit als kaltes Licht, das mich umgibt. Mein mißtönender, zusammenhangloser Glanz ist ein Verstoß gegen dieses Geheimnis. Eine Rose verbrannte mit kleinem weißen Feuer und sehnte sich nach dem großen Feuer, das alles reinigt. Das Feuer brannte allein, geborgen in opalisierender Sanftheit, sehr schwach, und die verzehrten Rosenblätter fielen eines nach dem anderen ab. Arme kalte hilflose Flamme, sehnt sich danach, gelöscht zu werden. Sie brannte die ganze Nacht, eine Feuerlilie mit gewundenem Stiel, sie wächst aus den Grabhügeln. Der Mond und der Grabstein waren beständig und weiß, und die kleine flackernde Beleuchtung, ganz nutzlos, sehnte sich danach, gelöscht zu werden.

José Marinho hat die Geschichte verbreitet, John sei für immer fort, er habe mich verlassen. Vergangene Nacht sind zwei Ziegen verschwunden. Einige der gelben Hennen haben Beriberi. Ihre gelähmten Beine geben unter ihnen nach, sie hocken auf dem Boden des Hühnerhauses und gleichen losen Federhaufen. Aber ihre Augen sind schrecklich lebendig, hart und schnell, und sie haben hungrige, kläglich rachsüchtige Schnäbel.

John ist zurück. José Marinho war zu Besuch, als er kam, und war völlig fassungslos, denn der Zauberdoktor hatte mir mit den schrecklichen Geschichten in den Ohren gelegen, was Frauen zugestoßen ist, die hier oben allein gelassen wurden, die keinen Mann hatten, der ihre Rechte verteidigte. John hat seine geliehenen Kleider noch nicht zurückgebracht, und sie unterstreichen seine neu erwachte Zuversicht. Er sah müde aus, lächelte aber und war aufgeregt. José Marinhos Äuglein waren wachsam und beunruhigt. Er begann, gewandt zu reden, und äußerte seine Freude über den erfolgreichen Ausgang der Reise. Er fegte mit seinem Lederhut den Boden, dienerte und buckelte und lauschte mit schmeichelnder Aufmerksamkeit allem, was John zu berichten gewillt war.

Was José Marinho nicht hörte, war, daß die Leute der Bergbaufirma, des Portugiesischen nicht mächtig und auf der Suche nach einem amerikanischen Dolmetscher für ihr Büro, John für fünfundzwanzig Dollar die Woche angestellt hatten fünfundzwanzig Dollar in amerikanischem Gold. Er hat ihnen erzählt, er habe eine kranke Frau in São Salvador und benötige einige Tage, um sie zu besuchen und die Veränderung seiner Pläne mit ihr zu besprechen. Er wird uns alle in die Stadt bringen, wo wir versteckt leben werden, bis wir die Kleidung für ein passables Auftreten haben. Dann werden wir nach Villa

Nova weiterreisen und in einem der Häuser wohnen, die die Bergwerksgesellschaft ihren Angestellten zur Verfügung stellt.

John hat an alles gedacht. Er hat etwas Morphium mitgebracht, und sollte die Reise mich überanstrengen, kann ich mich betrunken machen. Heute bin ich ganz und gar willenlos. Ich bliebe sogar gern hier, in einem Grab in Frieden gelassen. Dann könnte meine Einsamkeit mich auf ewig durchbohren, wie das Messer, an das ich so oft dachte, mit dem ich Nannette vernichten wollte. Johns Kraft ist furchterregend. Er scheint von Sinnen vor lauter Entschlossenheit. Sein Gesicht, jetzt glatt rasiert, hat ein asketisches Glühen, seine empfindsamen Lippen sind zusammengepreßt. Am besten von allem: Es ist ihm gelungen, etwas Geld zu borgen. Er wird Tiere und Feldfrüchte zu jedem Preis verkaufen, den er bekommen kann. Es betrübt mich, meine Tiere zu verlassen. Den Ameisenbär und das Gürteltier lassen wir frei, Miudo kümmert sich um Adám und die Vögel, vielleicht können wir später nach ihnen schicken.

Nannettes Haltung ist seltsam. Als ich ihr die Neuigkeit mitteilte, erwartete ich, daß sich ihr Erstaunen in einem nervösen Anfall Luft schaffen würde. Offensichtlich ist sie nicht im geringsten überrascht. Ihr Vertrauen in Männer ist größer, als ich begreifen kann. Sie scheint immer gewußt zu haben, daß John uns erretten würde. Sie hat nicht damit gerechnet, ihr Leben hier zuzubringen. Sie spricht über New York, als seien wir bereits dort, beschäftigt sich mit Kleidern, Wohnungen, mit dem, was wir essen werden. Mitunter ziehen sich ihre Brauen beim Sprechen unwillkürlich zusammen, und sie starrt mich forschend an, als habe sie etwas vergessen. Sie ist sehr verärgert über die Schwierigkeit, in den Lumpen, die wir tragen, unter Leute zu gehen. Sie bringt mir Berge zerschlissener Bänder und morscher Spitze, ihre knotigen Finger graben in ihnen, suchen nach einem Rest, aus dem ein Kleid werden könnte oder ein Hutband. Und sie probiert auf ihrem alten Panama-Sonnenhut ein Stück dekorativen Plunder nach dem anderen aus. Ich gestehe, daß mich das Problem des alten, abgetragenen Mantels bedrückt, den ich auseinanderschneiden und in etwas anderes verwandeln muß, bevor ich mich in einen Zug wagen kann.

Am Tag des Abschiednehmens regnete es. Wir hatten sehr wenig Gepäck, denn unsere Besitztümer waren nicht der Rede wert besser zu verschenken oder zu vernichten. John und ich gingen vor, Nannette blieb, sehr zu ihrem Kummer, zurück, um etwas später mit Jackie und Miudo nachzukommen. Als wir am Berggipfel waren, blickte ich zurück, zurück durch den Dunst, und sah unser Haus, das rötlich-weiße Dach glänzte vor Nässe, die weichen dunklen Wände tropften. Durch den abgesackten türlosen Bogen hindurch stellte ich mir die schwarze Leere des Inneren vor. Das Haus wirkte verlassen und lebendig, wie etwas, das wir verraten hatten. Ich sah auch die Farinhamühle. Der Wind hatte das Strohdach etwas abgehoben und gab den Blick frei auf den kalten Ofen, den leeren Trog, das stillstehende Rad. Die verkohlten Pfosten der Pferche rieselten vor Nässe. Die Schlucht, mit ihren Baumwolken, schien fast unter den Hufen meines Maultiers.
John rief mich. Steine fielen unter uns, weckten ein Echo. Wir stiegen auf in eine tiefere Stille. Ich stieß gegen nasse Äste, sie schwangen steif zurück und streiften mein Gesicht. Wir ritten zwischen kleinen weißen Steinen mit einem K darauf, Steine, die den Besitztitel bezeichneten, den wir verloren, die Grenzen unseres Landes. Das hohe,

unnachgiebige Gras streifte feucht meine Füße und den Saum meines Rockes. Cercadinho verschwand für immer, und vor uns lag das Weideland der großen Hochebene. Durch das Morphium, das ich genommen hatte, war ich ruhig. Mein kaltes leeres Denken eilte mir voraus, voraus durch die zum Stocken gebrachte Luft, die feierliche Kälte. Dieses Mal war kein Vieh auf dem Weideland, lediglich Wildvögel. Aufgeschreckt von den Maultieren, brausten sie vor uns auf, in den Nebel kreischend, Seriemas mit langen, rutengleichen Beinen und schönen, zerbrechlichen Schöpfen. Dann begannen wir, den Pfad hinunterzureiten, wieder nach Lamarão hinunter, aber ich hatte nicht das Gefühl eines Abstiegs. Unter uns erstreckte sich die Caatinga, unter dem Nebel und über ihn hinaus, unter tropfenden Felsen glitschen nasse Blätter aneinander, bleiche Flüsse rauschen schrecklich einem unsichtbaren Abgrund entgegen.

Am frühen Morgen machen die wenigen Waggons einen gewaltigen Lärm, um zusammenzukommen. Unser Abteil ist nahezu leer, doch ein alter Mann mit einem Poncho über dem Kopf stieg entkräftet zu und nahm uns gegenüber Platz. Seine trüben alten Augen betrachten uns neugierig, mit gieriger Verwunderung. Durch die schmutzigen Fenster ist die ganze Stadt fahl, mit verputzten Spielzeughäusern, blau und purpur, und mit ärmeren Hütten, auf denen sich das Dachstroh steif im Morgenwind hebt. In einem Baum nahe dem Bahnsteig hat die gehörnte Spirale eines nachtblühenden Cereus ein Halbdutzend gewaltiger, vom Tau gedrückter Blüten, wie riesige cremeweiße Monde, gefranst, die Mitte honigfarben. Ein kleines Mädchen, in ein Tuch gehüllt, treibt eine Ziege über den verlassenen Marktplatz. Die Berge sind weit entfernt sehr, sehr weit entfernt. Auf jeder Seite fallen sie hinter der Caatinga fort von uns, der endlosen leeren Ebene, wo auf allen Seiten die riesigen Säulenkakteen hager aufragen, die flachen Äste ausgestreckt wie gekreuzigte Arme, wie die Arme aller Gekreuzigten dieser Erde.

Der Zug bebt, fährt an, ruckt, hält, bewegt sich wieder. Im Nebel, der sich weich aus dem hagelgrauen Gras kräuselt, erscheint der vertraute Reiter - der Reiter, den wir bereits gesehen haben –, der mit dem Ledermantel und dem breiten, flachen Hut, der vertraute Vaqueiro, der den vorbeifahrenen Zug betrachtet, ihn betrachtet, ihn betrachtet mit einem furchtsamen Blick der Unbewußtheit. Weiter und ich weiß, daß es in diesem trockenen Hochland nicht einmal Vieh gibt, und der Nebel, der perlmuttern und blau über dem dürren Unterholz liegt, ist der Geist des Meeres, das es einmal bedeckte.

Der Zug beginnt, talwärts zu fahren. Ein Fluß ist rosabraun im scheuen Licht. Gebückte Gestalten von Waschfrauen. Eine hat ihre Röcke bis zur Taille hochgerollt, und sogar ihre dicken Hüften sind in den Strom getaucht. Eine schwere Eisentür öffnet sich, rollt zurück von einem Ende der Welt zum anderen und läßt mich hinaus.

VII

Undurchdringliche Finsternis. Einen Moment lang Stille. Durch Schwärze das Geräusch von Lachen, Stimmen, Gläserklingen. Ein Lichtgeviert bezeichnet eine Öffnung, die durch viele Schleier hindurchscheint. Ein Schleier nach dem anderen hebt sich. In einem erleuchteten Speisesaal sitzen zwei Männer und eine Frau vor einer luxuriös gedeckten Tafel. Monsieur Renard, auf sehr elegante Weise korrekt, listig und raffiniert, trägt ein Monokel. Er ist ein Mann von Welt, ein Kosmopolit. Er hat pelzig spitze Ohren, und wenn er sich erhebt, hängt durch einen Schlitz in seiner Kleidung ein buschiger Schwanz unbequem herab. Herr Bull, mit mürrischer Miene, hat eine niedrige Stirn, einen schweren Unterkiefer, sein versunkenes Interesse an den Gläsern nahe seines Ellbogens schließt eine Beachtung der Dame an seiner Seite aus, stumpfe kleine Hörner ragen aus seinen Schläfen. Seine dicken behaarte Hände sind ringgeschmückt, er trägt diamantene Hemdenknöpfe. Madame Dina ignoriert ihn. Sie ist schön, sinnlich, kostbar gekleidet. Monsieur Renard trinkt wenig, flirtet jedoch ausdauernd. Jules, ein anämischer junger Kellner, bedient die Gesellschaft aufmerksam.

›Eine schöne Frau, Madame Dina, ist das Glaubensbekenntnis des Zynikers. Sie widerlegt all seine Zweifel. Pah!‹ Monsieur Renard macht mit den Fingern eine Gebärde.

›Pfui, Monsieur Renard! Geben Sie den Unschuldigen nicht die Verantwortung für die Schuldigen.‹ Madame Dina wedelt mit dem Finger. Ihre kalten Augen leuchten.

Monsieur Renard ist galant und satirisch. ›Nur die wahrhaft Unschuldigen können überredet werden, Verantwortungen zu übernehmen. Doch wir, erschaffen, uns an Ihrer Schönheit zu erfreuen, erschaffen auch zu Ihrem Vergnügen und Ergötzen. Wir machen Sauce für unser eigenes Bankett.‹

›Whisky, Kellner. Mehr Whisky.‹ Herr Bull, mit eisernem Verlangen, schlägt mit der Faust auf den Tisch. Madame Dina schaut ihn an, zuckt angewidert die Achseln. Dies tut auch Monsieur Renard, in seiner Verachtung aber liegt eine leichte Nachsicht. Er macht Jules Zeichen, Madame Dinas Glas zu füllen, und erhebt das seine. ›Unser Freund, Monsieur Le Taureau, hat die Seele eines Schwammes. Wenn er stirbt, wird sich erweisen, daß er vielfältig gefleckt ist eine Lebensgeschichte, zwischen Claret und Likör geschrieben.‹ Er und Madame Dina lachen und trinken.

Madame Dinas Verhalten wird vertraulich, ernst. ›Spaß beiseite, mein Freund, ich gehe heute abend ein unkalkulierbares Risiko ein.‹

Monsieur Renard, diskret: ›Gestatten Sie mir, meine Dame – ich bezweifle die Tapferkeit meines Rivalen nicht, doch meine Ergebenheit versichert Sie gegen alle möglichen Konsequenzen seines Unmutes.‹

Madame Dina ist nicht getröstet. ›Seine Eifersucht ist abscheulich. Sollte er uns jetzt überraschen, ich wage es nicht, die möglichen Folgen zu bedenken.‹

Es wird heller. Ein junger Mann in Abendgarderobe hat die Tür mit einem Hausschlüssel geöffnet und steht nun in ihrem Blickfeld. Er trägt sein Cape über dem Arm, seinen Chapeau claque in der Hand, die Gruppe vor ihm hat ihn dramatisch erschreckt. Er wirft Hut und Cape beiseite und zischt durch die Zähne: ›Aha! Endlich! Dies also ist es, was ich erwarten mußte!‹ Madame Dina schreit leise auf und steht verteidigend auf. ›Hör mir zu, mein Liebling. Laß mich diese irreführende Situation erklären.‹ Sie kommt nach vorn, die Hände flehend gefaltet. Ich kann das Rascheln ihrer Schleppe hören. ›Fort! Fort! Ich werde nicht zuhören. Du hast mich betrogen!‹ Schwer sinkt sie auf die Knie. ›Sei nachsichtig! Gib mir noch eine Möglichkeit, meine Treue zu beweisen!‹ Aaron stößt sie zur Seite. ›Ich habe mit diesem Lump zu tun nicht mit dir.‹ Und er stellt sich Monsieur Renard in den Weg, der überheblich in den Salon schlendert und Herrn Bull zurückläßt, der, das Kinn auf der Brust, die Arme zwischen den Gläsern ausgestreckt, kräftig schnarchend schläft.

Monsieur Renard schnippt sich mit Daumen und Zeigefinger ein imaginäres Staubkorn vom Ärmel. Ordnet dann, sehr bedächtig, seinen zerzausten Schwanz. ›Nun, nun, mein Freund! Rauchen wir eine Zigarette zusammen.‹ Er zieht ein goldenes Etui aus der Tasche. ›Es ist meine wohlmeinende Absicht, Sie der Vernunft zugänglich zu machen.‹

›Pfui!‹ Aaron zittert vor Leidenschaft und Verachtung – und lehnt die Zigarette ab.

Monsieur Renard akzeptiert die Geste verständnisvoll und nimmt selbst eine Zigarette. Er beugt sich mit dem Anschein von Vertraulichkeit vor: ›Ich weiß – gleichwohl, Vereinigte Kupfer sind al pari, und American Steel steigt. Vernunft, mein Freund, Vernunft!‹ Er klopft sich selbstgefällig auf die Brust. Während Aaron ihn sprachlos anstarrt, wird er noch vertraulicher. ›Ich habe noch einige andere Tips, die ich Ihnen jetzt geben könnte. Inter Urban Traction, zum Beispiel –‹

›Sie – Sie Sie!‹ Aaron springt vor und versucht, seinen Ratgeber an der Kehle zu packen. ›Herr Bull! Herr Bull! Succour!‹ ruft Monsieur Renard aufgebracht.

Herr Bull kommt wacklig auf die Füße und läßt einen fesch geringelten Schwanz sehen. Er stolpert in den Salon. ›Wer wages, Ehre schu beleidijen Ehre kosbarer as Blut, issi!‹

Aaron kann Monsieur Renard nicht länger festhalten und stößt ihn zurück. ›Genug!‹ Monsieur Renard sammelt sich, richtet sein Monokel und glättet seinen Schwanz. ›Pah, Mann! Ihnen fehlt Haltung Haltung die Quintessenz der Zivilisation.‹

Aufruhr in der Ferne, zunächst schwach, kommt näher. Jules, einen Augenblick lang verschwunden, stürzt mit zitternden Beinen zurück in den Speisesaal. ›Hélas, Madame, jetzt kommen sie. Mon Dieu! Mon Dieu! Das Gesindel greift die Residenz einer Dame an!‹ Verwirrt faltet er die Hände.

›Laß sie kommen. Lieber Tod von der Hand des Pöbels als Schande später!‹ Madame Dina hebt stolz und trotzig das Kinn und heißt das Unglück willkommen, die Arme ausgebreitet.

›Arme gnädige Frau‹, sagt Jules. ›Ich habe Türen und Fenster verbarrikadiert, doch ich fürchte, es hilft nicht.‹

›Du Memme von einem Diener, glaubst du, *ich* kenne Angst! Jeder kann sehen, daß du den niederen Klassen angehörst.‹

Jules ist gedemütigt.

Die Dienerschaft drängt herein: eine dicke Köchin, ein säuerliches Stubenmädchen; eine Zofe, elegant, sehr hübsch, mit zartem Gesicht; ein Butler, pompös und leichenhaft; ein Lakai, rotgesichtig und mit schwerem Unterkiefer; ein weltgewandter amerikanischer Chauffeur; eine rührende, ärmliche, eingeschüchterte kleine Küchenmagd. Sie befinden sich in einem Zustand der Bestürzung und scheinen in eben dieser Minute ihre jeweiligen Tätigkeiten verlassen zu haben. Die Köchin, eine Hand an der Brust, schnauft erregt und wischt ihr Gesicht mit der Schürze. ›Sie schla-schlagen in der der Küche!‹ Der Chauffeur sagt: ›Ich wurde reingelegt. Es war mir unmöglich, zum Wagen zu kommen und ihnen einen überzuziehen. Wir können nicht fliehen.‹ Die ganze Dienerschaft schreit gemeinsam: ›Das sind nicht unsere Probleme. Wir haben unser eigenen Probleme. Retten Sie uns!‹ Madame Dina stampft mit dem Fuß auf. ›Zurück, wohin ihr gehört. Alle. Zurück an euren Platz im Untergeschoß.‹ Die Dienerschaft protestiert mit entrüstetem Gemurmel und weigert sich zu gehen. Monsieur Renard spricht beiseite, nachdenklich: ›Dies ist der Einbruch der Demokratie, aber die Flut wird zurückgehen.‹

Der Butler reibt sein Kinn mit nachdenklicher Hand, bedenkt das Geschehen. ›Gnädige Frau, ich mißbillige diese ungebührlichen Vorkommnisse ebensosehr wie Sie selbst. Und doch, es ist der Lohn der Sünde. Wahrlich gebildete Menschen würden die Dienste eines alten und vertrauenswürdigen Bediensteten niemals auf die gleiche Stufe stellen wie –‹ Aaron bringt ihn verärgert zum Schweigen. Verschiedentlich ist Klirren von splitterndem Glas zu hören.

›Wer wird mich beschützen!‹ Madame Dina ist hysterisch. Zahlreiche Geldeintreiber strömen durch den Speisesaal herein. Andere erklimmen die Feuerleiter und betreten den Salon durchs Fenster. Sie sind als Laufburschen gekleidet oder als uniformierte Angestellte großer Kaufhäuser. Einige sind wie Plakatträger mit Schildern behängt. Auf den Schildern stehen Mahnungen: lange überfällige Rechnungen für Mäntel, Hüte, Schuhe, Schmuck und Wein. Aaron tritt dem Mob entgegen. ›Wie können Sie es wagen, auf solch überstürzte Weise hier vorstellig zu werden!‹ Madame Dina faltet die Hände und blickt himmelwärts. ›Ist Ritterlichkeit eine vergessene Kunst?‹ fragt sie. ›Bin ich verurteilt zu schändlichem Märtyrertum?‹

Herr Bull schüttelt imponierend den Kopf und geht mit sonorem Brüllen auf die Menge zu. Madame Dina ist enthusiastisch erleichtert. ›Endlich ein Mann!‹ Einer der Geldeintreiber tritt vor, nimmt aus seiner Tasche ein rotes Taschentuch und wedelt es sanft vor Herrn Bulls Gesicht. Herr Bulls Vorrücken kommt zum Halten. Er schüttelt nochmals den Kopf, sieht das Tuch seltsam an, tritt dann mit verletzter Würde und großer Eitelkeit zur Seite. Der Geldeintreiber faltet das Taschentuch sorgfältig zusammen und steckt es in die Weste zurück. Aus einem anderen Teil seiner Garderobe zieht er etwas heraus, das aussieht wie der Reklamezettel für ein Theaterstück. ›Stiefel und Schuhe ausstehend seit September letzten Jahres.‹

Aaron, arrogant: ›Wieviel?‹

›Fünfhundertsechzig, zuzüglich Zinsen.‹

Aaron stülpt seine Taschen um. Ihre Leere entsetzt ihn. Die Gläubiger rufen: ›Der Schinderkarren, der Schinderkarren, die Guillotine! Ihre Köpfe sollen rollen!‹

Madame Dina nimmt einen kleinen Handspiegel aus ihrem Busen und blickt heroisch auf ihr Abbild. ›Ich werde sterben wie eine Dame.‹ Gläubiger, alle zusammen: ›Neunhundertundsiebzig für Hüte! Auch Ladenbesitzer müssen leben! Tötet sie, tötet sie!‹

Monsieur Renard tritt vor, als wolle er vor Publikum sprechen. Er hebt eine Hand. ›Bitte schenken Sie mir einen Augenblick lang Ihre Aufmerksamkeit.‹ Die Gläubiger unterbrechen ihn. ›Erwürgt sie! Ertränkt sie! Aristokratie!‹ Monsieur Renard blickt Aaron an. ›Es ist mein Wunsch, zugunsten der Dame eine kleine Bitte vorzubringen.‹ Die Menge zischt. Aaron zieht sich verächtlich zurück. In der folgenden Totenstille entnimmt Monsieur Renard seiner Brieftasche ein Goldstück und wirft die Münze nonchalant in die Höhe, wobei er leise summt. Er scheint die zusehenden Gläubiger vergessen zu haben, die gleichwohl durch den Anblick von Bargeld völlig elektrisiert sind. Gläubiger, erregt: ›Ist es echt! Man hat uns zuvor getäuscht. Beißen Sie drauf!‹ Das Gemurmel hält an. ›Es ist absolut echt‹, sagt Monsieur Renard, ›doch wer mein Wort anzweifelt, ist eingeladen, sie zu prüfen.‹ Der erste Geldeintreiber beäugt mißtrauisch die Münze. ›Geben Sie mal her, ja?‹ Monsieur Renard reicht ihm mit einer Verbeugung das Goldstück, und er beißt darauf, läßt es auf dem Fußboden klingen und überzeugt sich auch anderweitig von seiner Echtheit. ›Tja, das ist ganz bestimmt echt.‹ Er wendet sich, mit einem Seufzer der Erleichterung, seinen Gefährten zu. Menge: ›Und was ist mit uns? Wo ist der Rest? Wieviel ist die Dame wert?‹ Monsieur Renard ist sehr höflich. ›Eine wahre Dame hat keinen Preis.‹ Er nimmt Geld aus seiner Tasche und wirft es freigebig umher. Es herrscht großes Drängeln und Balgen, bis die Beute gesichert ist.

Aaron sagt: ›Durch die Umstände bin ich in Ihre Schuld geraten, Monsieur Renard, aber ich werde mich durch die Umstände nicht demütigen lassen. Von dieser Schuld werde ich mich noch mit dem letzten Quentchen meiner Kraft befreien. Dina und ich werden uns mit Blut von diesem Makel reinigen. Wir werden arbeiten – uns plakken –‹ Er vermag nicht fortzufahren.

Madame Dina ist voll empörter Verachtung. ›*Ich* arbeiten? *Ich* soll meinen Namen an den eines Versagers binden? Niemals! Auch ich habe meinen Stolz - und überdies möchte ich nicht in den Prozeß der natürlichen Auslese eingreifen. Monsieur Renard, mein natürlicher

Beschützer, Ihren Arm.‹ Monsieur Renard bietet ihr seinen Arm, und zusammen gehen sie auf das Fenster zu, das auf die Feuerleiter hinausgeht. Die Menge jubelt.

Dienstboten: ›Warten Sie! Augenblick! Wo ist unser Lohn? Was bekomme ich dafür, daß ich in der Küche arbeite? Sie schuldet mir noch vier Monate! Ich hätte sie an den Haaren ziehen sollen, als ich sie frisierte!‹

Monsieur Renard, leichthin: ›Liebe Leute, dies überlasse ich eurem Herrn. Das Dienstbotenproblem ist eine persönliche Angelegenheit und bedarf feiner psychologischer Abstimmung.‹ Anmutig hilft er Madame Dina beim Besteigen der Feuerleiter. Die Geldeintreiber zerstreuen sich. Die Dienstboten lärmen am Fenster. ›Halt! Einen Moment mal! Wir wollen unser Geld!‹ Herr Bull, der als letzter die Feuerleiter besteigt, dreht sich um und brüllt, den Kopf gesenkt. Die Dienstboten schrecken zurück. Monsieur Renard, draußen sichtbar, zögert bewundernd. ›Viril! Viril! Herr Bull hat so eine frische, unverbrauchte Natur!‹ Er und Madame Dina verschwinden, Herr Bull und die verbliebenen Geldeintreiber folgen ihnen.

Die Dienstboten scharen sich um Aaron. ›Wo ist unser Lohn? Er muß uns doch Geld geben. Sie ist bloß eine schwache Frau. Meine kranken Kinder – laßt ihn nicht gehen, bevor er uns nicht bezahlt hat.‹ Aaron ist würdevoll. ›Laßt mich los. Die persönliche Freiheit ist heilig.‹ Die Dienstboten beharren. ›Was ist Ihre Freiheit wert? Bezahlen Sie uns, bezahlen Sie.‹ Aaron mit stolzem Zorn: ›Ich werde euch bezahlen ja, ich werde euch bezahlen. Ihr habt keine Vorstellung vom Ausmaß meiner Selbstachtung.‹ Dienstboten, im Chor: ›Wann?‹ Aaron, verärgert: ›Ein Gentleman kennt Worte wie wann nicht . . .‹

Sein Verhalten erzwingt Aufmerksamkeit. Außer der

Zofe betrachten ihn alle verblüfft und feindselig. Die Zofe, in lautem Flüstern: ›Er sieht großartig aus, wenn er zornig ist.‹ Der Chauffeur ist angewidert. ›Ist uns doch egal, wie er aussieht! Wir wollen Bares.‹ Aaron wendet sich ihm voll Verachtung zu: ›Ich werde mich nicht erniedrigen, indem ich auf Ihre vulgären Äußerungen eingehe.‹ Der Butler spricht nachdenklich. ›Nun, ist man gewillt, seinem Wort, er sei ein Gentleman, Glauben zu schenken, so ist darauf Verlaß. Dies ist eine gediegene konservative Grundlage für einen Disput.‹ Die Köchin bläst abschätzig die Wangen auf. ›Ich habe ein krankes Kind. Als Mutter frage ich euch, was habe ich davon, wenn er zehnmal ein Gentleman ist?‹ Das Stubenmädchen rümpft die Nase: ›So was passiert, wenn man bei Neureichs in Stellung geht.‹ Bessie, die Küchenmagd, ist verschüchtert. ›Ich denke ‹ Die Köchin gibt ihr eine schallende Ohrfeige. ›Mit deinem Lohn kann niemand denken. Halt's Maul.‹ Jules, leise, tröstend: ›Weine nicht, Kleine. Ich werde meine bescheidene kleine Braut von ihren Verfolgern fortbringen. Wir heiraten im April in der Gascogne.‹ Sagt die Köchin: ›Hm!‹ Sagt der Butler, hinter vorgehaltener Hand: ›Ahem.‹ Sagt das Stubenmädchen: ›Es macht Ihnen nichts aus, sich zu erniedrigen, Herr Jules.‹ Der Chauffeur ruft alle zur Ordnung. ›Herhörn, ihr da. Ich bin nicht zum Spaß hier.‹ Aaron preßt seine Hand an die Braue. ›Ruhe, liebe Leute.‹

Der Lakai ist ein munterer Bursche. ›Ich schlage vor, wir verzehren die Reste des Festmahls und trinken auf das Wohl von Braut und Bräutigam.‹ Er geht zum Tisch, nimmt eine Champagnerflasche aus dem Kübel und reicht sie der Zofe. Zofe, aus der Flasche trinkend: ›Die arme Bessie hat keinen *chic*, aber ich wünsche ihr trotzdem alles Gute.‹ Sie gibt Aaron die Flasche. Er trinkt zerstreut und reicht sie dem Stubenmädchen. Sie streiten miteinander wie Kinder, und selbst wer sich geringschätzig gibt, ist gierig. Jules schnappt dem Stubenmädchen die Flasche weg, und sie bebt vor Entrüstung. ›Er hat keinen Respekt für einen anständigen Charakter, hat er nicht. Ich bin ganz sicher, der ist Papist.‹ Die Köchin, mit weinerlicher Stimme: ›Champagner geht direkt ins Mutterherz.‹ Die Dienerschaft rafft Messer, Gabeln und Geschirr vom Tisch und stopft sie in die Taschen. Ein stämmiger Polizist tritt auf.

›Offenbar ist Ihnen nicht bekannt, daß das Gebäude ein Klingelsystem hat, das mit den Wohnungen verbunden ist?‹ Aaron sinkt zusammen. Der Polizist kommt näher. ›Was sind denn Eingangstüren für mich! Bin ich nicht der Hüter des Gesetzes? Muß ich nicht die Unschuldigen vor den Gottlosen schützen, verlorenes Eigentum auftreiben und den Straßenverkehr regeln? Sorge ich nicht stets dafür, daß das Laster bezwungen wird und das Gute triumphiert?‹ Aaron tut vornehm. ›Ich stehe über Ihrer kleinlichen Moral.‹ Die Dienstboten machen verzweifelte Versuche, die Beute zu verbergen, die sie geplündert haben. Der Polizist, Aaron nicht beachtend: ›Schaut sie euch an!‹ Er zeigt anklagend auf den Lakai. ›Er hat einen Löffel in der Tasche. Die Frau da‹ – er weist auf das Stubenmädchen – ›steckt Messer und Gabeln in ihren Busen. Ich hoffe, sie tun weh.‹ Stubenmädchen, schrill: ›Kommen Sie nur her, wenn Sie sich trauen. Ich wurde als Jungfrau geboren und werde auch als Jungfrau sterben!‹ Aaron, ruhig: ›Dies ist ein Fall von *noblesse oblige*, Herr Wachtmeister. Das Wohlergehen dieser armen Seelen obliegt meiner Verantwortung. Ich schenke ihnen das Tafelgeschirr.‹ Stubenmädchen: ›Schenken, ha? Es ist nicht bezahlt.‹ Zofe, flüsternd: ›Und dabei ist er so großzügig! Du alte Ziege!‹ Butler, selbstgerecht: ›Es verhält sich dergestalt, daß das Tafelgeschirr nicht bezahlt ist, so daß es sich hierbei keineswegs um Herrn Aarons Tafelgeschirr handelt, und wer eine Sache besitzt, ist nach dem Gesetz ‹ Der Polizist unterbricht hitzig: ›Sie sind nicht das Gesetz. Ich bin das Gesetz. Das Tafelgeschirr gehört mir.‹ Aaron, affektiert: ›Dies sind Formalien. Hier geht es um eine ursprünglichere Gerechtigkeit.‹ Der Polizist bleibt hartnäckig. ›Egal.‹ Die Köchin beginnt zu weinen. ›Ich hab immer einen guten Charakter gehabt, und jetzt kommt der und macht so schreckliche Anspielungen!‹ Der Polizist streckt drohend die Hand aus. ›Gib es her.‹ Sie schlägt sein Handgelenk. ›Nein.‹ Er blickt unheilvoll finster. ›Dann muß die Gerechtigkeit ihren Lauf nehmen.‹

Der Butler tritt vor. ›Ich bin, wie es sich fügt, im Besitz bedeutsamer Informationen. Magnus und Sohn, Leiter der Firma, von der das Silbergerät gekauft wurde, sind im vergangenen Monat verschieden.‹ Der Polizist holt aus seiner Tasche eine Urkunde in der Art einer Schriftrolle. ›Magnus und Sohn, im vergangenen Monat verschieden, treten Sie vor, um Anspruch auf Silbergerät zu erheben.‹ Keine Antwort. Aus einer anderen Tasche zieht der Polizist ein Blechhorn und tutet heftig. Aufmerksam spitzt er nach allen Seiten die Ohren. Keine Antwort. Polizist, nach einem Augenblick der Stille: ›Rechtmäßiger Besitzer unauffindbar. Waren fallen zurück an mich.‹

Aaron, würdevoll: ›Dies ist infam. Das Gesetz erkennt weder Ihr Recht an noch das meine. Ich beantrage, daß wir das Gesetz abschaffen.‹ Jubel von allen außer dem Polizisten. ›Wir machen uns ein höheres Gesetz.‹ Erneuter Jubel.

Der Polizist pocht Aaron auf die Brust. ›Hör mal, Bürschchen, werd nicht keck. Das Gesetz hat das schon entschieden.‹ ›Schmeißt den Polypen raus!‹ sagen die

Dienstboten. ›Schmeißt ihn raus, schmeißt ihn raus! Was für Rechte hat er denn?‹ Der Polizist schwillt vor Stolz. ›Göttliches Recht!‹ Aaron schiebt den Schutzmann mürrisch beiseite. ›Ich möchte, daß ganz klar ist, daß das Gesetz abgeschafft worden ist und wir an Stelle strenger und unwandelbarer Regeln das Urteil der Inspiration eingesetzt haben.‹ Applaus. ›Hört! Hört!‹ von den Dienstboten. Der Polizist schmollt. Butler: ›Wir müssen sorgfältig nachdenken, bevor wir uns einem revolutionären Programm verschreiben. Es gilt, Religion in schicklichen Schranken zu bewahren. Selbst wenn ein Mensch dem trügerischen Fleisch entsagt, so muß doch ein jeder seiner Pflicht gegen Frau und Kind und der furchtbaren Gefahr für die gesellschaftliche Ordnung eingedenk sein, die seinen Ideen innewohnt.‹ Aaron ist ärgerlich. ›Nein, nein. Nichts dergleichen. Es darf kein Zaudern geben. Alles oder nichts. Denke ich an Kinder, Familie, Freunde oder die gesellschaftliche Ordnung? Seht mich an!‹

Einen Moment lang Stille. Zofe, mit gedämpfter, erregter Stimme: ›Nein!‹ Sie faltet die Hände und starrt mit tiefster Überzeugung in Aarons Gesicht. Zofe nochmals, nachhaltig: ›Nein!‹

Aaron, mit wachsender Entschlossenheit: ›Die Vergangenheit muß ausgemerzt werden! Alles muß von der Flut göttlichen Lichtes zur Seite gefegt werden, die ich mein Sein durchdringen spüre.‹ Ein sanftes Licht hat über ihm zu spielen begonnen. Die Einzelheiten des Salons sind nicht mehr zu erkennen. Dienstboten, nach einer Stille, zueinander: ›Was kann das sein? So etwas haben wir noch nie gesehen.‹ Alle sinken auf die Knie. ›Ein Wunder! Ein Wunder!‹

Aaron, ekstatisch: ›Ich existiere seit Anbeginn der Zeit. Ich bin!‹

Die Zofe erhebt sich gottesfürchtig und bringt ihm einen purpurfarbenen Morgenmantel, der offensichtlich einmal Madame Dina gehörte. Mit einem Ausdruck von Verehrung bekleidet sie ihn damit.

Aaron, die Arme emporstreckend: ›Das Licht, das Licht! Wie es aus meiner Seele quillt! Kommt und trinkt aus dem lebenden Born.‹

Köchin, seltsam: ›Halleluja! Halleluja! Was ist das?‹

Finsternis. Über einem Kreis anbetend nach oben gewandter Gesichter ist Aarons Gestalt weich angeleuchtet. Es herrscht ein Rumpeln wie bei Kulissenwechsel.

Aaron: ›Niniveh ist gefallen! Die Kulissen werden gewechselt. Das Königreich der Zukunft bricht herein.‹

Zofe, auf den Knien zu ihm kriechend: ›Errette mich! Errette mich! Wie schön er ist! Ich bin Euer. Eure Braut. Eure Magd. Denn Euer Herz ist so stark wie Euer Arm, und Eure Augen schleudern Blitze auf mich. Süß, oh wie süß, vor Euch ist meine Seele nackt und voller Scham. Nicht einmal mit meinem Haar kann ich mich bedecken.‹ Sie löst ihr Haar. ›Süß ist es, sich zu schämen. Eurer Zorn liebkost mich. Herr des Lichts, treibt Euren süßen Geist tief in das Fleisch Eurer Magd!‹

Bessie, schüchtern zu Jules: ›Jules! Ich habe Angst! Laß uns zusammen fortgehen. Ich habe Angst!‹

Jules, mit verzückter Stimme: ›Hör! Sie singen! Sie rufen ihren Namen. Die Rosen sind aus Schnee und Gold. Aus den Weihrauchwolken ist ihr Gesichtchen wie eine weiße, windgetriebene Blume. O kaltes weißes Gesichtchen im Himmel! Du Keusche, heilig und unerreichbar! Du trauriges und barmherziges Gesicht, das im Himmel erblüht! Ich presse meine Lippen an den schaumgeränderten Saum ihres Silbergewandes, und ich spüre die Freude, besessen zu sein von der, die ich vielleicht niemals erlangen werde. Mein elendes Fleisch bebt in verzückter Scham, von Eurem unbefleckten Geiste berührt!‹

Bessie, flehentlich: ›Jules! Ich bin hier neben dir! Hast du mich schon vergessen?‹

Jules ist entrückt. Er schüttelt ihre Berührung ab. ›Weiße Himmelsfrau! Königstochter! Bessie!‹ Er ist von seiner inneren Vision erstarrt. Bessie schluchzt. Der Butler betet laut, fromm. Köchin, Chauffeur, Polizist und Stubenmädchen, alle beten. Nur der Lakai ist niedergeschlagen und bange und sagt nichts.

Aaron, ehrfurchtsvoll: ›Sie kommt. Das Mysterium kommt. Schon bald wird die Wahrheit enthüllt werden.‹ Er kniet, den Rücken zu den Dienstboten. Sie murmeln und verneigen sich.

Das Grau lichtet sich. Licht, sich von den Betenden fortbewegend, schlägt eine Brücke in die Ferne, aus der sich eine verhüllte Gestalt löst. Es ist eine Frau, klassisch gekleidet. Mit einer Hand hält sie ihr Gewand vor das Gesicht, wodurch sie alles mit Ausnahme ihrer heroisch beherrschenden Statur verbirgt. Sie kommt näher.

Aaron, bedrückt: ›Sie zeigt ihre Züge nicht, damit die Augen ihrer Anbeter nicht von ihrem Strahlen geblendet werden.‹

Stille und äußerste Spannung. Die marmorgleiche Figur lüftet langsam den Schleier. Das Stubenmädchen schreit schrill auf. Stille. Alle sehen atemlos zu. Das enthüllte Gesicht ist das von Madame Dina, bleich und veredelt.

Dienerschaft, nach einer Pause: ›Göttin! Göttliche!‹

Aaron: ›Erbarme dich dieses deines Priesters, du unendlich Weise, die du deine Weisheit zeigst durch Schönheit.‹

Das Glänzen verläßt allmählich die Gliedmaßen der Statue, bis aus der völligen Dunkelheit, die sie umgibt, nur noch das Gesicht aufragt. Das Gesicht wird dunkler, treibt, schwindet. Dichte Stille senkt sich herab. Nur das

Schluchzen des Stubenmädchens ist zu hören. Wieder Finsternis.

Aaron, nach einer andächtigen Pause: ›Nun sollt ihr ein Wunder schauen. Wie unser Glaube aus Luft, Erde und Wasser einen Tempel erschaffen hat zur Anbetung unserer Gottheit!‹

In der fahlen Morgendämmerung das Innere einer Kathedrale, halbdunkel, hoch, riesengroß. Weit hinten ein Altar. Neben dem Altar ein Springbrunnen. Durch gotische Fenster bricht ein überirdisches Strahlen. Aaron geht auf den Altar zu. Aus einem großen Koffer unweit der Chorschranke – ein recht gewöhnlicher Koffer, mit Cook-Aufklebern übersät und Madame Dinas Namen beschrieben – nimmt die Zofe, sich erhebend, einige Gewänder. Es ist Frauenkleidung. Sie reicht Jules einen Bademantel, in den er sich ergeben hüllt. Das Stubenmädchen erhält einen langen, dunklen Mantel und eine Diakonissenhaube. Butler, Chauffeur, Lakai, Polizist und Köchin werden in frivole Negligés gekleidet. Für sich selbst wählt die Zofe ein weißes Seidennachthemd und bietet, während sie es anzieht, Bessie ein ähnliches Kleidungsstück an.

Bessie, fortstrebend: ›Ach, Jules, muß ich es tragen?‹ Doch Jules, sie nicht beachtend, nähert sich dem Altar. Sie zieht das Nachthemd an und löst ihre Haare.

Zofe, mit hoher süßer Stimme: ›Gehest du wider Willen zum Fest des Bräutigams!‹

Aaron am Altar, sich umdrehend: ›Der Altar ist leer. Wir, die wir soviel versprachen, haben nichts, um den Altar zu schmücken.‹

Zofe, sich dem Altar nähernd: ›Von meinem Wenigen gebe ich alles.‹ Sie nimmt die geplünderten Löffel aus dem Busen. Andere Dienstboten treten mit den Trophäen des Festes vor. Jules, in leidenschaftlicher Ergebenheit, wirft sich nieder. Die Zofe zieht die Ringe von ihrem Finger und reicht sie Aaron. Aaron spricht über ihnen ein Gebet. Der Butler wird von den Frauen vom Altar abgedrängt. Butler, protestierend: ›Nach dem Prinzip der Anciennität sollte ich, ein altgedienter und vertrauenswürdiger Diener, als erster der Göttin meine Ergebenheit erweisen. Nun bin ich gezwungen, ganz zum Schluß zu kommen, nach Frauen, die nicht angemessen gekleidet sind.‹ Er deutet mit Verachtung auf die Zofe.

Aaron, kurz: ›Die Diskussion ist unangebracht.‹ Er betet wieder.

Polizist: ›Euer Exzellenz, ich wüßte gern . . .‹

Aaron, beunruhigt, unterbricht: ›Was ist das für ein Geräusch draußen? Walten Sie Ihres Amtes, Wachtmeister. Das ist Schreien und Johlen, wenn ich nicht irre.‹

Alle lauschen. Polizist, aufgeregt: ›Es ist schlimmer, Euer Exzellenz. Es ist Muhen und Grunzen und Wiehern und Bellen und Kreischen!‹

Dienerschaft, im Chor, fällt auf die Knie: ›Unsere Sünden haben uns ereilt.‹

Aaron, zum Polizist, gereizt: ›Gehen Sie sofort, sage ich Ihnen, oder ich sorge dafür, daß Sie wegen Ungehorsams entlassen werden.‹ Durch eines der Fenster kracht ein Stein. Die Dienerschaft schreit und duckt sich. Muhen, Grunzen, Blöken, Wiehern und das Bellen junger Hunde werden lauter.

Polizist, mit zitternden Knien: ›Euer Exzellenz um die Wahrheit zu sagen, Euer Exzellenz, ich habe Angst, hinauszugehen.‹ Er schluckt unglücklich. ›Es ist ein Aufstand, wenn ich nicht irre, Euer Exzellenz.‹

Aaron, verächtlich: ›Du Ungläubiger!‹ Er eilt auf eine riesige Doppeltür zu, die, obzwar schwer verbarrikadiert, unter dem Druck von außen schwankt. Der Polizist, immer noch Bestürzung zeigend, kommt ihm zuvor und öffnet die obere Türhälfte, die nach innen aufschwingt wie ein Fenster. Sofort stecken ein Pferd, eine Kuh und ein Hund den Kopf durch die Öffnung. Das Gegrunze, Gequieke und Gegackere wird zum Aufruhr. Der Polizist, der seinen Knüppel unter einem Kimono trägt, benutzt seine Waffe, um die Menge zurückzudrängen. Polizist: ›Am widerwärtigsten ist der Trupp Schoßhunde, mein Herr, und einige hochgezüchtete Kutschpferde und ein Bataillon Kühe, die nächsten Donnerstag getötet werden sollen.‹

Aaron, durch den Lärm schreiend: ›Sie entsprechen nicht der Ordnung. Ich kann sie nicht einlassen.‹

Der Polizist ruft durch die obere Türhälfte. Polizist, zu Aaron: ›Die Kühe wollen die Letzte Ölung, Euer Exzellenz.‹

Aaron: ›Befiehl ihnen, fortzugehen. Das ist Blasphemie.‹

Der Polizist wiederholt den Befehl. Polizist, zu Aaron: ›Sie sagen, sie hätten hier das gleiche Recht wie Euer Exzellenz.‹

Aaron, zornig: ›Sind sie erschaffen als Ebenbild Gottes?‹

Polizist, zögernd, kratzt sich nachdenklich am Kopf: ›Ich weiß nicht.‹ Er wendet sich zur Dienerschaft. ›Die Diskussion darüber ist hiermit eröffnet.‹ Er schließt die Tür und verbarrikadiert sie wieder. Der Lärm des Mobs nimmt ab und erstirbt schließlich. Aaron kehrt zum Altar zurück und klopft mit einem Holzhammer darauf.

Aaron, zum Lakai: ›Kleiner Junge in Klasse B, was ist Gott?‹ Der Lakai lutscht am Daumen, antwortet nicht.

Aaron, streng: ›Junge in Klasse B, antworte, wenn du gefragt wirst.‹

Lakai, wie ein schüchternes Kind: ›Ich – ich weiß nicht, Sir.‹ Plötzlich ist er inspiriert, strahlt. ›Kuchen und – und Schokoladenpudding mit Vanillesauce.‹

Aaron schlägt wieder auf den Altar. ›Nein! Genug!‹ Der Lakai wird von Scham überwältigt. Die anderen zischen.

Aaron zum Butler: ›Großer Junge im blauen Kimono, was ist Gott?‹

Butler: ›Gott ist eine mit äußerstem Respekt zu behandelnde Person, Euer Exzellenz, und ich meine, daß gewisse Personen, wobei insbesondere Frauen –‹

Aaron, wie zuvor, schlägt abrupt auf den Altar. ›Genug. Nächster Junge, wer ist Gott?‹

Polizist: ›Wissen Sie's denn eigentlich selbst, Euer Exzellenz?‹

Aaron, schroff: ›Gehört nicht hierher. Verweis wegen ungebührlichen Betragens. Diakonisse, was ist Gott?‹

Stubenmädchen: ›Furchtbar sind die Strafen, die er den Gottlosen erteilt! Schrecklich, schrecklich ist die Flamme seines Auges! Rache an den Gottlosen! Verloren sind die Unschuldigen!‹ Sie stöhnt.

Köchin, hysterisch: ›Sie macht mich ganz aufgeregt. Ich sage, so ist es nicht, Eurer Exzellenz. Nicht, daß sie nicht ordentlich was beiseite geschafft hätte für sich, sie nimmt ja Geschenke von dem Herrn und Nippsächelchen von der Herrin, Kleinkram, wo niemand merkte, daß was fehlt.‹

Aaron: ›Du bist noch nicht aufgerufen.‹ Köchin: ›Ich hab nur –‹ Er erstickt ihre Worte mit einem Schlag seines Hammers. Aaron, an Jules, der mit gefalteten Händen und verzückter Miene kniet: ›Junge im Bademantel, paß auf!‹ Jules bemerkt es nicht. Aaron, schreiend: ›Junge im Bademantel!‹ Jules erhebt sich entschuldigend und klopft sich den Staub von den Knien. ›Ich bitte um Verzeihung, Sir. Wünschen Sie etwas, Sir?‹ Aaron: ›Gott! Gott! Erzähl uns, was Gott ist!‹ Jules, ganz wohlerzogener Diener: ›Sehr wohl, Sir.‹ Er vergißt zu sprechen und verliert sich umgehend in seiner ekstatischen Vision.

Bessie: ›Jules, Jules, hörst du nicht den Meister sprechen?‹ Jules, versunken, als höre er eine Stimme aus dem Himmel: ›Sie ruft. Wie kann ich ihre Stimme hören und wissen, daß ich sie nie erreichen werde! Meer, wie trägst du die Rose deines Mondes? Deine Wogen steigen und fallen wie die Brüste einer Schlafenden. Das Mondlicht auf dir gleicht ausgelegtem blondem Haar.‹ Bessie, schluchzend: ›Jules!‹

Chauffeur: ›Hör auf zu flennen. Laß ihn. Der ist blöde.‹

Aaron: ›Eine weitere Frau hat sich noch nicht geäußert.‹ Zur Zofe: ›Was ist Gott?‹

Zofe, schlicht, verneigt sich, um den Saum seines Gewandes zu küssen: ›Wahrlich, ich weiß es nicht, doch ich glaube, daß Ihr Gott sein müßt, Euer Exzellenz.‹

Aaron blickt sie einen Augenblick lang ruhig an. Er scheint tief bewegt. Zögernd beugt er sich vor und küßt sie zart auf die Stirn. Sie schließt die Augen, das Gesicht in Anbetungshaltung erhoben.

Unsichtbare Chöre singen. Aaron gewinnt an Würde. Jede Andeutung von Lächerlichkeit fällt von ihm ab. Licht umströmt seine Gestalt. Ein Stern geht auf, scheint über dem Altar. Der Springbrunnen sprüht in Myriaden Farben. Die Dienstboten sind verlegen angesichts dieser Pracht.

Aaron, die Hände in leidenschaftlichem Mitleiden und Segnen ausstreckend: ›Die Segnung Deiner Gnade komme herab auf diese Deine Magd.‹ Nachdrücklicher: ›Ich vergebe ihr ihre Sünden, weil sie mich liebt!‹

Dienstboten: ›Sind nicht auch wir Euer? Verdienen nicht auch wir Vergebung? Hab Erbarmen, Herr! Erbarmen!‹

Aaron, wie zuvor: »Nur dies soll euch reinigen, daß ihr badet im Brunnen.«

Er geht zum Brunnen und stößt seine Handflächen unter das klare Wasser. Ein Kobold erhebt sich aus dem Strom.

Sie hat einen Elfenkopf, die Augen halb tückisch, halb liebkosend, einen spöttischen Mund und dunkles wirres Haar, mit Blättern geschmückt. Ihre Arme und ihre Brüste sind bloß wie Elfenbein und ebenso kalt. Sie streckt ihre Umarmung über das Becken hinaus, und Aaron, offenbar ohne etwas dagegen tun zu können, reagiert darauf. Ihre Arme umschlingen seinen Hals, ihre vollen Lippen wölben sich ihm entgegen. Sie küssen sich. Sofort erlischt der Stern, und es donnert und blitzt.

Dienstboten, schreiend und umherlaufend: ›Der Wasserkobold! Blasphemie! Die Kirche ist verhext!‹

Der Kobold sinkt in den Strom. Aaron dreht sich um und reißt sich den Morgenmantel vom Leib. Die Geste ist Protest, blind, heftig. Zofe, mitleidsvoll zu ihm hin kriechend: ›Errette mich, lieber Herr! Verlasse mich nicht!‹ Schaudernd weicht er vor ihr zurück. Sie liegt in Verzweiflung hingestreckt.

Es wird schwarz. Madame Dinas Gesicht erscheint in der Wand über dem Altar. Ihre Lippen bewegen sich.

Jules, mit gellendem Schrei beim Anblick des Gesichtes: ›Bessie! Jungfrau!‹

Madame Dina, unheilvoll: ›An meinem Busen wurdet ihr genährt und habt mich doch verleugnet.‹

Erneut Donner und Blitz. Das Gesicht verschwindet. Furchtbares Durcheinander. Die Kirchenwände wanken. Rufe, Schreie. Ein Eindruck wie vom letzten Tag oder von Pompeji während des Ausbruchs. Blitze erhellen stürzende Kirchenwände. Aaron steht aufrecht, herausfordernd. Die Zofe liegt zu seinen Füßen. Als die Finsternis vollkommen ist, ist Gesang zu hören.

*

Diffuses Licht zeigt eine Waldlichtung. Verschwunden ist die Kirche mit allen Trümmern. Die Dienstboten sind fort. Aaron steht allein, und um ihn kreisen die Sieben Töchter des Windes. Sie tragen blaue und grüne Gewänder, blaß, durchscheinend. In ihr bronzenes Haar sind Blumen und Früchte gewunden. Blitz zuckt. Wind bläst. Blätter fallen. Sie tanzen. Ihr Tanz ist bacchantisch. Er wird, vom Singen begleitet, immer wahnsinniger.

Verliebt und eilends fliegen wir,
der Erde und des Himmels Kind.
Es kosen unsre Füße schnell
die wilden Wolken, weiß und schwer,
sie schieben hitzig, schicksalsblind,
sich siegreich an des Gefährten Platz.

Die Sterne binden unser Haar.
Wir lagern auf des Schweinhirts Bett
und schlingen unsre Arme matt,
um zitterborst'ger Schweine Hals.
Gereckte Rüssel, Sauenlust,
erregt von unsrem stürmischen Kuß.

Sie singen weiter. Langsam geht der Mond auf, erblichen und zitternd, wie ein geschlagenes Gesicht.

Bescheidner Mond, in keuschem Blaß,
dem dreiste Hand den Schleier stahl.
Dein Licht, so jungfräulich und kalt,
vergoldet unsre Buhlennacht.
Wir atmen fruchtbar, voller Duft.
Im Inzest eins sind Leben und Tod.

Die Tänzerinnen verschwinden. Aaron ist allein. Plötzlich ist die Welt ruhig und prosaisch. Der Boden ist mit Herbstblättern bedeckt. Ein Affe, auf allen vieren laufend, kommt aus den Bäumen hervor. Aaron, gleichsam verwirrt, legt seine Hand über die Augen.

Aaron, zum Affen: ›Ich habe mich verlaufen. Würden Sie mir bitte den Weg -‹ Der Affe hüpft umher, scheint nicht gehört zu haben. Aaron, geduldig, in versöhnlichem Ton: ›Freundlicher und geneigter Affe, in dieser Urwildnis weiß ich mit mir nichts anzufangen.‹

Der Affe ist endlich still. ›Wohin möchtest du gehen?‹

Aaron: ›Ich weiß es nicht.‹

Affe, einen Baum hochkletternd: ›Dann bleib doch hier. Kannst du an deinem Schwanz hängen?‹

Aaron, perplex: ›Wieso, ich – ich -‹ Er versucht sich davon zu überzeugen, ob er, auf der Rückseite seiner Person versteckt, einen Schwanz hat.

Affe, von Ast zu Ast springend: ›Oder das? Oder das?‹ Er schlägt ein Rad.

Aaron: ›Ich glaube wirklich als ich etwas besser in Form war –‹ Er legt seine Jacke ab und befühlt seinen Bizeps. Er springt mit Anlauf nach einem Ast, verfehlt ihn aber. Der Affe beobachtet ihn aus der Sicherheit eines Zweiges weiter oben.

Affe, sich nachdenklich den Kopf kratzend: ›Ich weiß nicht, was wir da machen können. Du gehörst überhaupt nicht in unsere Klasse.‹

Aaron seufzt und hebt seine Jacke auf. ›Ich fürchte, nein.‹

Ein großer weißer Vogel spaziert herein. Affe, vom Anblick des Vogels inspiriert: ›Kannst du fliegen?‹

Aaron versucht, seine eigenen Schultern zu sehen. ›Es müßten wenigsten Stoppelfedern da sein.‹

Der Affe steigt vom Baum und nimmt eine Untersuchung vor. ›Ein Jammer! Nicht einmal eine Andeutung.‹

Der Vogel fliegt hoch und läßt sich zwischen erfrorenen Blättern nieder. Aus einer Tasche in seinem Pelz nimmt der Affe eine Brille und setzt sie auf. ›Dies ist eine verwirrende Lage. Öffnen Sie den Mund.‹ Er sieht sich Aarons Zähne an. ›Rudimentäre Eckzähne. Fangzähne und auch Stoßzähne verloren. Schwanz fehlt.‹ Er schüttelt den Kopf. Er ist ein Bild der Niedergeschlagenheit. Auch Aaron ist gedemütigt. Der Affe steckt die Brille in seine Tasche zurück. ›Ganz unverständlich. Was sollen wir tun?‹

Aaron, eifrig: ›Das kann ich!‹

Affe, skeptisch: ›Was?‹

Aaron starrt unverwandt und erregt vor sich hin. ›Siehst du sie nicht?‹

Der Affe geht im Kreis. ›Wo? Was?‹

Aaron deutet mit fiebrigem, zitterndem Finger: ›Dort!‹

Der Affe stemmt die Hände auf die Hüfte. ›Ich sehe es nicht.‹

Das Sonnenlicht wird schwächer. Vor dem Dunkel der Bäume die transparente Gestalt einer Frau, wie das Schattenbild einer Laterna magica.

Der Affe ist ungerührt. ›Hat keinen Sinn. Ich kann es nicht sehen.‹

›Dort! Siehst du das nicht?‹ Die Frau wird von einem gespenstergleichen Affen begleitet. Der echte Affe piekt den Finger in die Erscheinung. ›Ich sehe das, natürlich, aber was hat das für einen Sinn?‹

Aaron, angeekelt: ›Sinn! Versuch es selbst!‹

›Ich habe Besseres zu tun.‹ Der Affe springt in einen Baum und verschwindet. Der Vogel fliegt in entgegengesetzter Richtung davon.

Aaron streicht erneut mit der Hand über die Augen. Als er spricht, gleicht er einem Schlafwandler. ›Am Anfang wurde sie aus einer Rippe geschaffen. Ich werde mir vorstellen, daß es sie gibt.‹ Er streckt sich bei einem Felsen aus und schläft ein. Abgesehen von seiner Abendgarderobe erinnert er an ein Gemälde von Jakobs Traum. Einige Augenblicke vergehen.

In der Nacht, die hereingebrochen ist, öffnet sich eine Lichtquelle. Die Zofe erscheint. Sie steht wie eine Heiligenstatue erhöht in einer Nische. Sie trägt noch ein Nachthemd, und ihr Haar ist offen. Auf ihrem Kopf ist eine Dornenkrone. Sie ist totenbleich, und ihre Stirn ist blutverschmiert. Auf ihren Händen und nackten Füßen sind blutige Nagelmale. Sie hält einen Säugling im Arm. Die Dienerschaft, in ihren kostbaren Negligés, kniet zu ihren Füßen, betet sie an. Sie hebt segnend eine Hand, die Innenfläche nach außen, zeigt ihre Wunden. In der Ferne Schreie. Orientalische Straßenmusik kommt näher, Zimbeln klingen, lärmende gewöhnliche Obszönität. Ein verzücktes Lächeln von überirdischem Frieden, bezwingend in seinem Mitgefühl, erhellt das Gesicht des Mädchens. Der Säugling lacht und kräht.

Aaron hebt im Schlaf den Arm, als wolle er einen Schlag abwehren: ›Nein, nein! Das nicht!‹

Die Vision verblaßt.

Erneut Madame Dinas Gesicht. Kaum ist es zu erkennen, verschwindet es wieder.

Wo das Gesicht war, schwebt in einem Lichtquell undeutlich eine rohe Masse unbehauenen Marmors. Aus dem Marmor löst sich eine Gestalt. Weiß wie der Tod, die Statue eines Mädchens, jungfräulich und zart. Es ist bedeckt von einem dünnen Schleier. Es rührt sich, bewegt sich. Sein Fleisch bekommt Farbe.

Aaron erwacht mit einem Schrei und springt auf. Das junge Mädchen ist lichtumhüllt. Es tritt vor. Hinter ihm schließt sich die strahlende Kluft. Aaron sucht die verschleierte Gestalt, schirmt dabei seinen Blick ab gegen ihre Helligkeit. Seine Bewegungen verraten unaussprechliches Verlangen. Das Mädchen huscht zwischen

Bäume. Es scheint kaum den Boden zu berühren. Aaron, schmerzlich erregt: ›Galatea!‹

Hier und dort huscht der weiße Schatten. Immer wieder will Aaron ihn fassen. Das Mädchen ist verschwunden. Schließlich gelingt es ihm, er holt es ein, zieht es an sich. Es wirft sein Tuch ab. Die Gestalt hat einen Männerkopf, Aarons Gesicht so ähnlich, daß ein Kopf vom anderen nur durch den dazugehörigen Körper zu unterscheiden ist. Die beiden identischen Köpfe starren einander in tragischem Schweigen an. Aaron läßt den verzweifelten Schatten los, der im Wald verschwindet. Aaron wirft sich neben den Felsen.

Madame Dina im Ballkleid, darüber ein Kapuzenmantel, tritt rasch zwischen den Bäumen hervor. Ihr Gesicht ist abgewandt. Aaron kniet sich hin. Aaron, jämmerlich: ›Dina! Madame Dina!‹ Sie zögert, dreht sich langsam wortlos zu ihm um. Sie hat nicht mehr die Züge einer Frau. Unter der Satinkapuze erscheint ein kahler Schädel, augenlose Höhlen und fleischlose Wangen. Sie geht weiter.

Aaron springt auf und schüttelt die Faust. ›Feinde! Teufel! Folterknechte! Ich trotze euch! Kommt heraus!‹ Keine Antwort. Aaron, ungestümer: ›Wo seid ihr? Kommt und kämpft mit mir! Ich habe keine Angst vor euch, ihr Feiglinge!‹ Lachen von nirgendwo. Aaron blickt sich verzweifelt um. Niemand. Die Äste rauschen. Mit einem Stöhnen begräbt er sein Gesicht in seinen Händen.

In den Bäumen und Felsen öffnen sich Türen. Dutzende von Gestalten kommen heraus. Männliche Gestalten, die, im schwachen Licht, wie Aarons Doppelgänger wirken, die Züge die seinen, das Aussehen noch bis in die letzte Einzelheit der Kleidung kopiert. Verstohlen umgeben sie ihn.

Zunächst ist er sich ihrer nicht bewußt. Er blickt auf. Ihre Augen seine eigenen Augen verspotten ihn in der Stille. Aaron rauft sich die Haare. Die Geistermänner versinken in Bäumen und Felsen. Alles ist wie zuvor. Wieder das Lachen der Unsichtbaren.

Die Sonne geht auf. Ein schönes Glühen wie ein Morgen in den Alpen. Vögel zwitschern. Tau glitzert auf dem dürren Gras, den alten Halmen. Die Welt birst vor Leben, vor Glück. Die kleine Küchenmagd Bessie kommt im Nachthemd herein. Sie trägt ein Nachtlicht. In der Dämmerung ist die Flamme bleich. Das Haar, das um ihre Schultern fällt, ist grau. Ihr kleines Gesicht ist alt und blaß. Zwei Männer in Hemdsärmeln, gewöhnliche Requisiteure aus dem Theater, denen jedoch große weiße Engelflügel aus den Schultern ragen, erscheinen mit einer weißen Eisenwiege, einer Wiege wie die, in der Kinder schlafen, vergrößert allerdings auf die Maße eines Mannes. Als die Wiege an ihrem Platz steht, fliegen sie fort.

Bessie stellt mit mütterlichem Lächeln den Kerzenhalter auf einen nahen Fels. ›Zeit zum Schlafengehen, mein Lieber.‹ Sie nimmt Aarons Hand, führt ihn zur Wiege und läßt das Seitenteil herunter, damit er hineinklettern kann. Er legt sich hin, und sie deckt ihn mit den Decken zu. Während sie auf ihn herabblickt, erstirbt die Sonne. Dämmerung. Mondaufgang. Der Mond ist ein Totenkopf. Die Wiege, Bessies wachende Gestalt, ein Tableau, gespenstisch und unbewegt unter dem Totenkopfmond. Bessie singt:

Unschuldsvoll die Tiger kriechen
fort vom Loch, wo Kätzchen schlafen.
Unschuldsvoll die Lämmlein blöken,
kauen des altes Schafes Zitze.

Unschuldsvoll rollt sich die Schlange,
gefangenes Rehkalb in den Schlingen.

Auf den Wolken steht mein Kindlein,
in der Hand gepflückte Sterne.
Von dem himmlischen Richterstuhle,
Fromme, Sünder ihm zu Füßen,
schleudert blumige Breviere,
trifft des Löwen dicke Haut.

Unschuldsvoll die Tiger kriechen,
um des Schäfchens Blut zu lecken.
Unschuldsvoll der Schlange Tun,
Giftzahn in des Vögleins Herz.
Herrlich steht mein Kindlein da,
kühlt mit schneesanfter Hand die Wunden.

Der Mond ist trüb. Statt des milden Stroms ein undeutliches, nicht bestimmbares Leuchten. Das Lied und das Licht vergehen zusammen. Stille und Finsternis, wie im Anfang.

Nachwort

> Das Brasilienbuch ist fertig.
> Es ist das Lustigste,
> was ich je geschrieben habe.
> E.S., 1923

Das Faszinierendste an Aufnahmen von Evelyn Scott sind ihre Augen: tiefe, wissende Augen, die am Betrachter vorbei auf etwas anderes zu blicken scheinen. »Graue Augen, die mich irgendwie an Felsen und von der Flut vergessene Tümpel erinnern, Augen voll trauriger und brackiger Rebellion. Ich bin zweiundzwanzig Jahre alt, doch an diesen Augen kann ich erkennen, daß etwas Seltsames geschehen ist mit mir.«

Mit dieser jungen Frau war nicht nur seelisch, sondern auch biographisch etwas Seltsames, etwas Ungewöhnliches geschehen: Sie hatte gegen ein sinnlos scheinendes Leben aufbegehrt – und war dadurch in eine Situation geraten, die so hoffnungslos, erniedrigend und schmerzhaft war, daß sie sich nach der »Verantwortungslosigkeit des Wahnsinns« sehnte. Daß der Wunsch sich, wenn auch erst drei Jahrzehnte später, erfüllen sollte, macht diesen Satz unheimlich.

Evelyn Scott wurde am 17. Januar 1893 als Elsie Dunn in Tennessee geboren. Ihre Vorfahren waren mütterlicher- wie väterlicherseits ein wenig eigen: So ließ der eine Großvater aus freien Stücken seine Sklaven frei, der andere tötete sich und seine geistig verwirrte Ehefrau bei einem vorgetäuschten Unfall.

Auch Enkelin Elsie war eigen, war schon als Jugendliche weniger ›southern belle‹ als vielmehr ›enfant terrible‹: Mit fünfzehn Jahren schrieb sie einen Roman voll schwesterlichen Mitgefühls mit einer Prostituierten, den sie an eine bekannte Journalistin, eine Freundin ihrer Mutter, schickte. Um einen Skandal zu vermeiden, retournierte diese das Manuskript mit der höflichen Ausrede, sie könne die Handschrift nicht lesen. Im gleichen Jahr erschien in einer örtlichen Zeitung ein Leserbrief, in dem Scott – unter Nennung von Namen und Alter – als Maßnahme zur Bekämpfung von Geschlechtskrankheiten die Legalisierung der Prostitution forderte. Mit siebzehn wurde sie Schriftführerin der *Louisiana Woman's Suffrage Party*, wollte, wie sie später schrieb, »für Neger und Gestrauchelte kämpfen und nach einer unzureichend verdauten Lektüre von Karl Marx überdies für das sofortige Ende industrieller Sklaverei eintreten« zu einer Zeit, als die Frauenrechtlerinnen der Südstaaten das Wahlrecht unter anderem mit der Begründung forderten, die Stimmen weißer Frauen seien als Gegengewicht zu den Stimmen der Schwarzen unabdingbar.

Die Familie ihrer Mutter hatte einmal zur ›Südstaaten-Aristokratie‹ gezählt, auch die väterliche Familie war wohlhabend. Scotts Vater allerdings hatte ein bemerkenswertes Talent für finanzielle Mißerfolge, so daß er schließlich 1909 mit Frau und Tochter zu seinen Eltern nach New Orleans ziehen mußte. Scott besuchte dort, als jüngste Studentin in deren Geschichte, die Tulane University, blieb aber nicht lang. »Ich habe das College nie abgeschlossen, sondern mich mit frühreifer Lektüre selbst unterrichtet, die in mir den Wunsch weckte, Schriftstellerin, Malerin, Schauspielerin und Schülerin von Pawlowa, Tolstoi, Schopenhauer, Nietzsche, Bergson und Karl Marx zu werden – alles zugleich.«

Sie war hochintelligent, rebellisch - und verzweifelt unglücklich. Sie litt unter Heimweh nach Tennessee, und sie konnte die Augen vor der Verlogenheit der Seitensprünge ihres Vaters, der lieblosen Ehe ihrer Eltern (die sie in *Auf der Flucht* Onkel Alec und Tante Nannette nennt) nicht verschließen. 1912 lernte sie Frederick Creighton Wellman (den John des Buches) kennen: Biologe, Dekan des Tropenmedizinischen Instituts der Tulane University New Orleans, etwa doppelt so alt wie sie, zum zweiten Mal verheiratet, ebenfalls überaus unglücklich. Sie verliebten sich. Wellman: »Als wir uns kennenlernten, dachten wir beide daran, unserem Leben ein Ende zu setzen. Ich habe sie ein Jahr lang in meinen Armen gehalten, bevor sie leben wollte.«

Statt des körperlichen Todes wählten sie einen ›existentiellen Suizid‹, indem sie sich von ihrem bisherigen Leben lossagten und alle Brücken hinter sich abbrachen. Im Dezember 1913, nur Monate nach der ersten Begegnung, flohen sie nach Brasilien. Wellman hat diese für beide schicksalhafte Entscheidung viele Jahre später mit der zynischen Erklärung abzutun versucht, Scott sei zu dem damaligen Zeitpunkt die einzige Frau gewesen, die mit ihm in die Tropen habe gehen wollen. (Ähnliches behauptete er übrigens von seiner ersten Frau, die ihn nach Afrika begleitet hatte.) Und weiter: »Ich war froh, daß es jemand war, der mich nicht langweilen würde.« Langweilig wurde es in Brasilien nicht. Denn was ein gemeinsames Abenteuer, eine romantische Liebesgeschichte hatte werden sollen, wurde zu einem Alptraum, weil beide die scheinbare Lappalie nicht bedacht hatten, daß Elsie/Evelyn erst drei Wochen nach der Abreise aus New Orleans volljährig wurde. Die Flucht verursachte einen ungeheuren Skandal, Scotts Vater verkündete in den Zeitungen, er werden die beiden, sollten sie jemals wieder nach New Orleans kommen, öffentlich auspeitschen lassen, und Wellmans Ehefrau erhielt durch Scotts

Minderjährigkeit die Möglichkeit, den Staatsanwalt einzuschalten, um ihren davongelaufenen Ehemann unter Berufung auf die *Mann Act* suchen zu lassen – ein Gesetz, das die ›Verbringung Minderjähriger über die Staatsgrenze zu unsittlichen Zwecken‹ – Mädchenhandel also – unter hohe Strafen stellte. Dies hatte gravierende Folgen.

Um ihre Spuren zu verwischen, flohen sie auf dem Umweg über London nach Brasilien und änderten noch auf der Flucht ihre Namen: aus Frederick Creighton Wellman wurde Cyril Kay-Scott, aus Elsie Dunn Evelyn Scott. Der Name, den sie bis zu ihrem Tod tragen sollte, war also kein literarisches Pseudonym, er war Symbol einer neuen, selbstgewählten Identität, mit der sie ihr bisheriges Leben, alle dazugehörigen Bindungen und alle Erwartungen, die andere an sie hatten, hinter sich ließ. Dieser radikale Akt der Selbstbestimmung war typisch für sie: Nur sie allein war verantwortlich für ihre Taten und ihr Leben, niemand hatte das Recht, über sie zu verfügen – trotz ihrer Jugend, trotz ihres Geschlechts.

Die ersten drei von insgesamt sechs Jahren in Brasilien – die Scott autobiographisch in *Auf der Flucht* beschreibt – waren für beide überaus schmerzhaft. Die Verantwortung der Existenzsicherung lastete ausschließlich auf Wellmans Schultern, der in Brasilien keine Belege seiner beruflichen Qualifikationen vorweisen konnte, ohne durch die Preisgabe seiner Identität sich und Evelyn zu gefährden. Erschwert wurde die Situation zum einen dadurch, daß Scott, bei der Flucht aus New Orleans noch Jungfrau, bei der Ankunft in Rio bereits schwanger war, zum anderen durch Evelyns Mutter, die unter bizarren Umständen bei ihnen strandete. Sie war den Belastungen der dortigen Lebensumstände in keiner Weise gewachsen und wurde zu einer nahezu unerträglichen Bürde für das Paar. Drei verzweifelte Jahre der Entbehrung lang ernährte Wellman die Familie – Evelyn, den gemeinsamen Sohn Creighton und Evelyns Mutter – als Buchprüfer bei Singer Nähmaschinen und als Rancher. Evelyns Leiden war anderer Natur.

»Durch das einzige Fenster sah ich . . .« Schon mit den ersten Worten des ersten Satzes benennt sie ihren Schmerz: eine Frau, die von sich selbst sagt, sie lebe »nur im Handeln, Einengung oder Passivität gleich welcher Art« seien für sie »eine mindere Stufe der Existenz«, ist jahrelang zu Untätigkeit und Immobilität gezwungen. Sie ist eine zweifache Gefangene: Die örtlichen Sitten verbieten ihr als junger Frau – und Schwangerer – zu arbeiten oder auch nur ohne Begleitung vor die Tür zu gehen, und die Armut beschränkt sie auf das Zimmer. Als sie bei der Geburt des Kindes innere Verletzungen erleidet, wird sie überdies zur Gefangenen ihres Körpers. Unerträgliche Schmerzen rauben ihr den letzten Rest Bewegungsfreiheit, zwingen sie vom Zimmer ins Bett, wo sie Stunden und Tage völlig regungslos liegen muß. Das Leben, an dem sie nicht teilnehmen kann, spielt sich vor Fenstern ab – Hotelfenstern, Zugfenstern, Bullaugen, unverglasten Fensteröffnungen von Lehmhütten. Diese Fenster sind kein Rahmen um eine Wirklichkeit vor dem Fenster, sie sind ihr Blick, der nach außen geht, sind ihre Teilhabe an der Welt, zu der sie keinen Zugang hat. (Sie schreibt: »Ich war wie eine Blinde. Ich würde an den langen Tagen, wenn John fort war, in meinem weißen leeren Gefängnis sitzen müssen.«) In Cercadinho, einer gottverlassenen Gegend im Bundesstaat Bahia, vierhundert Meilen landeinwärts von San Salvador, wo es (außer einer gigantischen Natur, die sie bezaubert und tröstet) fast nichts mehr gibt, woran sie teilhaben könnte, hat die Lehmhütte nicht einmal mehr Fensteröffnungen. Nun weiß sie nicht mehr, was außerhalb ihrer selbst geschieht, was sie von außen bedroht, und sie meint, wach bleiben zu müssen, um das letzte Unheil kommen zu sehen, bevor es sie erreicht. Mehr noch, von Augen, die nicht sehen, hängt das Überleben ab: »Mit meinem Blick muß ich das leichte Dach halten, auf das sich der Himmel stützt. Ich muß das Dach halten, obwohl ich es nicht sehen kann.«

Neben dem Eindruck, durch Untätigkeit blind zu werden, leidet sie auch unter einem Gefühl der Unsichtbarkeit, darunter, daß Männer – ihre Ärzte beispielsweise sie als Mensch, als Individuum nicht sehen, weil sie Frau ist. Was außer Wellmans liebendem Blick bleibt, ist ihr eigener Blick: In jedem Zimmer, in dem sie eingeschlossen ist, hängt ein Spiegel, der ihre erbarmungslosen Augen, ihren körperlichen Verfall registriert. In Cercadinho verändert sich auch der Blick in den Spiegel: es scheint, als akzeptiere sie nicht nur ihre Unsichtbarkeit für andere, sondern werde aus Angst vor dem, was sie sehen könnte, unsichtbar für sich selbst: »Aber nun sind es meine Augen, die mich am meisten erschrecken. Mein Ausdruck ist hart, und unwillkürlich betrachte ich mich aus bitterer Entfernung. (. . .) Fürchte dich, du da im Spiegel. Der Spiegel ist leer, tief – wie das Auge Gottes.«

»Ich möchte John hierhaben, damit er mir einen Namen gibt, mit dem ich mich sehe.« Worte können sie sichtbar machen, sie lebt durch Sprache, verstummt selbst jedoch zunehmend. Ihr Fremdsein und ihre Isolation werden, auch dies ist schon auf der ersten Seite deutlich, durch eine Sprachbarriere verstärkt. Sie lernt zwar mit der Zeit Portugiesisch, doch wie das Buch zeigt, bleibt es ihr fremd: In den portugiesischen Wörtern, die sie benutzt, wimmelt es von Fehlern – hier fehlt ein Akzent, dort eine Tilde, und mitunter stimmt gar nichts mehr: so, wenn sie ein Floß ›Jandaia‹ statt (richtig) ›Jangada‹ oder ein brasilianisches Kleidungsstück für Säuglinge ›Queira‹ statt ›Cueiro‹ nennt. Nicht zufällig kündigt sich die ›Befreiung‹ am Ende durch ein englisches Wort an, das sie von vorbeireitenden Bergwerksangestellten aufschnappt. Sie versteht es, es erregt sie unangenehm. »Ich würde mich gern an das Portugiesische klammern, das keine Beziehung hat zu mir, in das niemals Bedeutung gelegt werden muß. Hinter diese Sprache kann ich mich zurückziehen.« Wenn Sprache nicht mehr zur Kommunikation mit anderen dient, bleibt wenig mehr als die Kommunikation mit sich selbst: neben dem Spiegel das Tagebuch, das sie vermutlich in Brasilien führte und dem *Auf der Flucht* folgt.

Das ›Fragment einer Autobiographie‹ wirkt durch das häufig unvermittelt benutzte Präsens spontan und direkt, und es erweckt den Eindruck, als sei es ein authentisches, vor der Veröffentlichung nicht überarbeitetes Tagebuch. Doch sie schrieb dieses – wie sie sagt – »absolut wahrheitsgemäße« Buch erst einige Jahre später auf den Bahamas, nachdem sie vergeblich versucht hatte, ihre brasilianische Zeit zu fiktionalisieren: »Ich mußte es aufschreiben, und zwar genau so, wie es war.« Trotz der zeitlichen Distanz zwischen Erleben und Schreiben widerstand sie der Versuchung, sich als Heroin edelmütiger Gefühle darzustellen, in Selbstmitleid zu versinken, zu jammern, Leiden zu romantisieren: »Ich war es gewohnt, Leiden als etwas zu sehen, das verschönt und veredelt. Jetzt begreife ich es als entstellend. Es macht Menschen abstoßend.« Auch sie selbst, wie sie wußte. Dennoch war

ihr Blick, wie könnte es anders sein, durch Einsamkeit und Depression beeinträchtigt. Diese Subjektivität raubt dem Text auf sonderbare Weise die Dimension von Zeit, verleiht ihm über die tatsächlichen Traum- und Halluzinationssequenzen hinaus häufig etwas Entrücktes, vergrößert das Gesehene, gibt ihm die Intensität einer Nahaufnahme. Der Text folgt so sehr ihrem Blick, daß sich nach der Lektüre das Gefühl einstellen kann, man habe *gesehen* statt gelesen, ein Eindruck, der durch die kurzen Abschnitte und die knappen, wie Filmszenen aneinandermontierten Szenen verstärkt wird.
Das irreal anmutende siebte Kapitel entstand bereits in Brasilien. Warum sie es an das Ende des Buches stellte, bleibt rätselhaft. Es repräsentiere, erläuterte sie einmal, ihre Gedanken über alles und kommentiere das ganze Buch.

Sie erlebte Brasilien und sich selbst in Brasilien als fremd, zugleich beobachtete sie jedoch vieles, was ihr sehr vertraut war. Das Leben der Frauen, zum Beispiel. Sie sah ihre Unterdrückung, ihre begrenzten Möglichkeiten, und erkannte, daß ein wenig freie Zeit für sich selbst ein Luxus ist, der Frauen zumeist verwehrt bleibt. Männer übernehmen häufig für die von ihnen gezeugten Kinder keine Verantwortung, es sind die Frauen, die mit Schwangerschaften für Sexualität bezahlen und die Unmöglichkeit von Empfängnisverhütung als schwere Bürde empfinden. (Scott sprach von ›biologischer Sklaverei‹ und scheute sich nicht, in *Auf der Flucht* gleich zwei Geburten drastisch und als leidvolle Erfahrung zu beschreiben.) In Brasilien entschied sich – wie in den USA – das Schicksal einer Frau vor allem durch das Geschick, ihr Kapital – Jugend, Attraktivität und Verführungskünste – einzusetzen, um einen Mann an sich zu

binden. Scott wertet jedoch das ›Kapern‹ eines Mannes nicht als Sieg. Die Frauen der Unterschicht entkommen dadurch ihrer Armut nicht, das Leben bürgerlicher Ehefrauen umreißt Scott mit den Worten: »Eine fromme Gesinnung für jede Gelegenheit schon fertig, deftiges Essen, Fett ansammeln und Dummheit.«
Häufig zeigt sie die Familie als Hölle für alle und für Frauen im besonderen (D.H. Lawrence sagte, Scotts *The Narrow House* [1921] habe ihn endgültig die Krankheit Liebe hassen gelehrt, wofür er herzlich danke.) Die Protagonistinnen ihrer Romane sind oft willensstarke Frauen, die im Kampf um ihre Rechte Hindernisse wie gesellschaftliche Moralvorstellungen, Familie und Abhängigkeit von Männern zu überwinden suchen. Zu diesen Rechten gehörte selbstverständlich die ›freie Liebe‹, und ihre Anspielungen auf sexuelle Sehnsüchte sind sehr deutlich. 1926 erklärte sie in einem Brief die Beziehung zu dem englischen Schriftsteller John Metcalfe, den sie schließlich heiraten wird, mit der diskreten Formulierung, sie könne ohne ›love interest‹ nicht leben und habe ihn auf der Suche nach diesem ›interest‹ kennengelernt. Sie fügte hinzu, die Unverblümtheit, mit der sie dabei vorgegangen sei, habe einige Freunde schockiert. Und schon in *Auf der Flucht* bedauert sie, daß John meint, »meine Schwangerschaft solle uns Zurückhaltung auferlegen. (. . .) In meinem Herzen weiß ich, daß ich mich nach etwas rohem Ausdruck sehne, der für mich unwiderlegbarer Beweis wäre, daß wir noch leben, nicht reduziert sind auf eine Sklaverei der Selbstdisziplin.«

Wellman, der gut Portugiesisch sprach, nahm nach dem Scheitern als Rancher bei der amerikanischen Bergwerksgesellschaft *National Ore Corporation* eine Stelle als

Dolmetscher an und machte rasch Karriere. Die kleine Familie lebte weitere drei Jahre unter sehr viel angenehmeren Umständen in Villa Nova und San Salvador. Sie reisten 1919 nach New York, da Scott dringend operiert werden mußte, und kehrten von diesem ›Urlaub‹ nicht nach Brasilien zurück.

*

In den ersten Jahren nach ihrer Rückkehr aus Brasilien äußert sich die innere Unruhe, die sie seit ihrer Jugend empfunden hatte, als Lebenshunger und grenzenlose Neugier, und kaum ein Ort hätte dafür geeigneter sein können als das Greenwich Village der zwanziger Jahre. Der fast fünfzigjährige Wellman meinte zwar, mit der Boheme verhalte es sich wie mit Masern, man müsse sie in jungen Jahren hinter sich bringen, doch Scott *war* jung, und während Wellman schon viel von der Welt gesehen hatte, hatte sie bisher nichts als die amerikanische Provinz und Brasilien kennengelernt. Die finanzielle Situation war wieder angespannt, obwohl sie viel schrieb und Wellman arbeitete, dennoch blühte sie auf. Schon von San Salvador aus hatte sie Gedichte an amerikanische Literaturzeitschriften geschickt, die veröffentlicht wurden, so daß sie in den literarischen Kreisen New Yorks als *Mystery Woman* aus Brasilien bekannt war – als Name ohne Gesicht. Diese Kreise nahmen sie bereitwillig auf, und sie gehörte auch zu der lockeren Gruppierung, die als *Southern Literary Renaissance* bekannt wurde. Sie war begabt, ungewöhnlich lebenserfahren für ihr Alter, und auch wenn sie in den Jahren der Entbehrung, Krankheit und extremen Isolation nicht mehr an ihre Attraktivität als Frau geglaubt hatte, war sie schön und offenbar sehr anziehend. Wenn man den unveröffentlichten Aufzeichnungen ihres Sohnes Glauben schenken kann, fanden damals in der Wohnung in Greenwich Village in seinem Beisein Orgien statt. Ob dies wahr ist oder nicht – sicher ist, daß sie zahlreiche Liebesbeziehungen von unterschiedlicher Dauer hatte. Wellman fand dieses Leben zu aufreibend und zu unruhig (und mißbilligte Scotts unverhohlen gelebte Verliebtheiten und sexuellen Eskapaden). Sie trennten sich.

Anfang der dreißiger Jahre sagte Scott, sie habe »für keinen Menschen je tiefere Zuneigung empfunden als für Cyril, und dies wird sich nicht ändern«. Sie blieben einander bis Mitte der dreißiger Jahre verbunden, trafen sich oft und für längere Zeit und verreisten auch zusammen, meist gemeinsam mit den jeweiligen neuen Partnern. 1923/24 lebte Scott beispielsweise einen Winter lang in der Oase Bou Saada am Rande der Sahara, begleitet von Wellman, Sohn Creighton, ihrem gegenwärtigen sowie einem ehemaligen Liebhaber. Wellmans damalige Lebensgefährtin hatte ebenfalls zur Reisegesellschaft gehört, diese jedoch in Südfrankreich verlassen.

Nachdem Scott von New Orleans über New York und London nach Rio de Janeiro, von dort nach Natal, nach Bahia und schließlich 400 Meilen landeinwärts in das Tal Cercadinho geflohen war, blieb sie nach ihrer Rückkehr nur wenige Jahre in Greenwich Village. Dann zog sie unruhig weiter, innerhalb der USA, aber auch nach Frankreich, Spanien, Portugal, Algerien, England und Kanada, wobei sie meist mehrere Monate an einem Ort verbrachte, bevor sie wieder aufbrach. Sie wurde nie seßhaft und schrieb fast alle ihre Bücher auf Reisen.

Extra-Vagantin. Dieses schöne, für Djuna Barnes geprägte Wort paßt auch auf Evelyn Scott. Die beiden Amerikanerinnen lernten sich in Paris kennen, doch soweit bekannt, bemerkte Scott über Barnes lediglich, sie habe ›fine hips‹. Mit anderen Frauen unterhielt sie langjährige und enge Freundschaften, die sie wegen ihrer Reisen im wesentlichen brieflich pflegte. Zu ihnen gehörte neben Kay Boyle, die sie 1925 in Frankreich kennenlernte und mit der sie bis zu ihrem Tode befreundet blieb, auch Jean Rhys. Die Freundschaft begann damit, daß Scott ihr, nachdem sie *After Leaving Mr. Mackenzie* gelesen hatte, 1931 einen begeisterten Brief schrieb und sich bemühte, Rhys zu fördern und bekannt zu machen. Die Freundschaft zerbrach fünf Jahre später; der Anlaß war vermutlich, daß Rhys bei einer Party, die Scott für sie in New York arrangiert hatte, völlig betrunken war und alle Anwesenden beschuldigte, sich ihr gegenüber feindselig zu verhalten.

Die erstaunlichste Freundschaft jedoch verband sie mit der legendären Anarchistin Emma Goldman, die vierundzwanzig Jahre älter war als sie. Sie lernten sich 1926 kennen, sahen sich selten, führten jedoch bis zu Goldmans Tod 1940 eine intensive Korrespondenz. Politisch hatten sie, abgesehen von ihrem entschiedenen Glauben an die Gleichberechtigung der Frau, recht wenig gemein, was jedoch die Zuneigung der beiden füreinander nicht berührte. Emma Goldman an Evelyn Scott: »Aber warum streiten – für mich ist unsere Freundschaft so tief und so stark, daß wir ruhig an manchen Punkten verschiedener Meinung sein können. Dies wird meine Liebe zu Dir niemals zerstören, und ich bin sicher, die Deine für mich auch nicht.« Scotts Beziehungen zu ihrer eigenen Familie hingegen gestalteten sich schwierig und schmerzhaft. Ihr Verhältnis zu ihrer Mutter war seit den gemeinsamen Jahren in Brasilien überaus problematisch. Nach der Rückkehr in die USA hatten Wellman und Scott sie umgehend per Zug nach Tennessee zurückgeschickt, wo sie bis zu ihrem Tod 1940 bei Verwandten lebte, die darüber wenig begeistert waren. Scott schickte gelegentlich Geld, doch Mutter und Tochter sahen sich zehn Jahre lang nicht, und zwischen 1930 und 1940 besuchte Scott sie nur wenige Male. Das Verhältnis zwischen Scott und ihrem einzigen Kind Creighton, der nach der Trennung seiner Eltern seine Kindheits- und Jugendjahre überwiegend beim Vater verbrachte, war ebenfalls tief gestört. Creighton haßte seine Mutter nahezu, mied als Erwachsener jeden Kontakt mit ihr, fürchtete, sie könne eines Tages bei ihm auftauchen, und ging nicht zu ihrer Beerdigung. Sie hatte, nachdem sie manifest paranoid geworden war, mit Briefen an seinen Arbeitgeber seine Entlassung wenn nicht herbeigeführt, so doch sicherlich zu ihr beigetragen. In seinen unveröffentlichten Kindheitserinnerungen schrieb er über seine Eltern und deren New Yorker Freunde: »Ihnen war eine Art grausamer Unschuld eigen, die man bei einem Hai oder einem Krokodil vermuten könnte oder jedem anderen Tier, das auf einer zu niedrigen Stufe der Evolution steht, als daß man es für das, was es anderen Lebewesen antut, verantwortlich machen könnte.«

Scott veröffentlichte in zwanzig Jahren zwölf Bücher, zwei Gedichtbände, ein Theaterstück sowie zahllose Rezensionen. Sie versuchte sich in nahezu jedem literarischen Genre, schrieb Theaterstücke, Gedichte, Kinderbücher, Rezensionen, deren wichtigste, zumindest rückblickend, den Titel »Ein Zeitgenosse der Zukunft« trug und die erste detaillierte Würdigung von *Ulysses* in den USA war, sowie Romane. Die ersten – *The Narrow House*, 1921, *Narcissus*, 1922, sowie *Escapade* (*Auf der Flucht*), – 1923 wurden enthusiastisch aufgenommen. Sinclair Lewis besprach *The Narrow House* in der *New*

York Times Book Review, Upton Sinclair schrieb begeistert über *Escapade*. 1929 erschien *The Wave*, ein ungewöhnlicher Roman über den amerikanischen Bürgerkrieg, der Aufsehen erregte. Er ist der zweite in einem Zyklus von insgesamt vier Romanen – *Migrations* (1927), *The Wave* (1929) und *A Calendar of Sin* in zwei Bänden (1931) – mit mehr als 2000 Seiten, deren Handlung in den Jahren zwischen dem kalifornischen Goldrausch und dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges spielt. Nachdem sie sich durch ihre Bücher einen Namen gemacht hatte, setzte sie sich für viele unbekannte Kollegen und Kolleginnen ein, darunter Faulkner mit seinem Buch *Schall und Wahn*. Als man ihn 1940 fragte, ob es eine Schriftstellerin gebe, die er schätze, sagte er: »Na ja, für eine Frau war Evelyn Scott nicht schlecht.« (*Pretty Good for a Woman*, so auch der Titel der Scott-Biographie von D. A. Callard)
Einige ihrer Romane waren recht erfolgreich, doch insgesamt waren die Auflageziffern zu niedrig, als daß sie davon hätte leben können – von *The Wave*, ihrem erfolgreichsten Buch, wurden in acht Jahren 13 000 Exemplare verkauft. Sie litt zeit ihres Lebens unter Geldmangel und verbrachte die letzten zehn Jahre ihres Lebens bitterarm und vergessen mit ihrem Mann John Metcalfe im New Yorker *Benjamin Franklin Hotel* unweit des Broadways, einem Ort für Alte, Gescheiterte, Einsame. Sie starb 1963 an Lungenkrebs und wurde in einem unbezeichneten Armengrab beigesetzt.

*

Menschen, die mit ihr lebten, und Scott selbst erwähnten schon früh die Möglichkeit einer geistigen Verwirrung. Creightons Witwe Paula Scott sagte vor wenigen Jahren, sowohl Wellman als auch Creighton seien der Ansicht gewesen, Scott habe eine Anlage zur Paranoia gehabt.

1923 schrieb ihr der Schriftsteller Waldo Frank, der einige Zeit lang ihr Lebensgefährte war: »Wenn ich auf eine Ähnlichkeit zwischen einem Mechanismus in Dir und Paranoia hinwiese, würdest Du dann sagen, ich hätte Dich verrückt genannt?« Sie selbst sagte 1926, die Beziehung zu Metcalfe sei ein Versuch, ihre geistige Gesundheit zu retten. 1929 antwortete sie auf die Frage, was sie fürchte: »Armut, den Tod derer, die ich liebe, und ebensogroß ist vielleicht die Angst vor Geisteskrankheit.«

Worauf sich solche Bemerkungen stützen, ist nicht bekannt, sicher ist: Ende der dreißiger, Anfang der vierziger Jahre wurde sie so schwierig, daß die meisten Freunde und Bekannten den Kontakt mit ihr abbrachen. Nach 1941 hat sie nichts mehr veröffentlicht, die Krankheit, durch die sie sich zunehmend als hilfloses Opfer eines übermächtigen, feindlichen Schicksals und einer kommunistischen Verschwörung erlebte, bestimmte fortan ihr Leben.

Rückblickend scheint es, als habe es Verhaltensweisen und Eigenschaften gegeben, die schon zu einem frühen Zeitpunkt auf die Krankheit verwiesen, und es entsteht der Eindruck, diese Verwirrung sei, wenn auch verborgen, ›immer schon da‹ gewesen. Doch erst unser wertender Blick auf das, was wir über sie wissen, läßt dies zum roten Faden ihrer Lebensgeschichte werden, der ihren Umgang mit Menschen und ihr Schreiben bestimmte. Zum Zeitpunkt des Geschehens, jahrzehntelang, war sie nur ein Aspekt unter vielen anderen, nur eine Facette einer offenbar faszinierenden Frau. Die Intensität, mit der sie lebte, sah, wahrnahm und registrierte, und ihre Kompromißlosigkeit schufen die Bedingung, daß etwas entstehen konnte, das die Norm sprengte – und dieses Etwas konnte ein kristallklarer Text wie *Auf der Flucht*, es konnte aber auch Paranoia sein.

Zerbrach sie, weil sie ihre eigenen Gefühle nicht schützen konnte oder wollte, indem sie die blinden Flecken der Gesellschaft respektierte oder gar teilte? Von sich selbst sprechend, schreibt sie in *Auf der Flucht*: »Ich verschließe in mir die Erinnerung an Augen, die mehr wissen über mich, als ich je wissen werde.« Wußten diese Augen schon immer zuviel, auch über andere? Wieviel ist ›zuviel‹? Was war das für ein Blick, der nur zu registrieren schien und doch mehr aufnahm, als zu ertragen war? Er ließ sich nicht täuschen, nicht verführen, er schmeichelte nicht, schonte nicht, in ihm lag eine Grausamkeit gegen andere, doch auch gegen sich selbst. »Meine Augen waren weit aufgerissen, wie die Augen einer Toten. Nichts konnte meinen unverwandten Blick erschüttern. Ich sah alles.«

Marisa Bulgheroni meint, Scott habe die ihr als Frau gesetzten Grenzen verrücken, sich nicht entscheiden, Schriftstellerin, Mutter, Gefährtin, Geliebte, Intellektuelle zugleich sein wollen. Sie habe nicht geschrieben, um zu trösten, zu rechtfertigen oder zu gefallen – und schon gar nicht, um einem Bild der Frau zu entsprechen, die Männern gefallen würde. Sie sei im Alter eine jener befreiten, über alle Verbote triumphierenden Frauen gewesen, die unvermittelt zerstört und gestraft worden seien, nicht aber unterdrückt. Sie sei immer sie selbst geblieben.

Was aber bedeutet ›sie selbst‹? Evelyn Scotts Leben stellt erneut die Frage, ob für Frauen die Suche nach ›sich selbst‹, nach einer radikalen weiblichen Identität, der

Wunsch nach Selbstverwirklichung und Unabhängigkeit nur um den Preis von Pathologisierung, Geistesverwirrung oder Suizid möglich war oder gar noch ist. Wellman schrieb 1943: »Sie hatte einen ungewöhnlich brillanten Kopf, mit dem sie, hätte sie den Charakter und emotionale Stabilität entwickeln können, die dazugehören, eine sehr berühmte Frau hätte werden können.« Was ist der Preis für eine solche emotionale Stabilität? Wäre Hilfe möglich gewesen? Ist als Rettung etwas anderes vorstellbar als das, wovor sie floh: die ›gelebte Normalität‹, das ›normale Frauenleben‹, der ›alltägliche Wahnsinn‹?
Scott nahm nicht nur mit größter Schärfe wahr, was sie gerade erlebte, sie bezog sich in Metaphern und Vergleichen auch unentwegt auf bereits Erlebtes, Vergangenes. Scott konnte über nichts hinweggehen, alles hatte Bedeutung, sie wollte Wahrheit, wollte klarsehen. Valéry sagt: »Voir clair, c'est voir noir.« Wenn das stimmt, sind das Streben nach Glück und das Streben nach Wahrheit unvereinbar und müssen getrennte Wege gehen, denn Glück braucht ein wenig Blindheit, um Widersprüche und Unerträgliches zumindest für eine kleine Weile übersehen zu können. Wer allzu klar sieht, ist sich immer aller Gefahren bewußt.

1929 antwortete Evelyn Scott auf die Frage nach ihren Fehlern, sie antizipiere ständig das Schlimmste, und es mangele ihr an Humor. In *Auf der Flucht* lacht sie nur einmal, und dies ist überhaupt die einzige Gelegenheit, bei der herzlich, ohne Überheblichkeit oder dumpfe Geistlosigkeit, gelacht wird: »Nun, hin und wieder geschieht etwas überaus Komisches, worüber wir lachen, als gäbe es kein Geldproblem und keine unfreundliche Welt zu bedenken.« Ein solches spontanes Lachen ermöglicht eine Distanz zum Erlebten, verringert Bedrohliches, gewährt einen Moment der Sorglosigkeit, des Atemholens, des Vergessens. Scott aber nahm alles ernst und konnte nicht lachen. Beim Lachen verengt sich der Blick, und es kann sogar sein, daß sich die Augen für einen kurzen Moment schließen. Doch hätte sie dies zugelassen, wer hätte dann das Dach gehalten, auf das sich der Himmel stützt?

Ebba D. Drolshagen

Benutzte Literatur

Peggy Bach. Evelyn Scott: The Woman in the Foreground. In: *The Southern Review* XVIII. Herbst 1982, S. 703-711.
Peggy Bach. Evelyn Scott: 1920-1988. In: *Bulletin of Bibliography* 46, No.2. Juni 1988, S. 76-91.
Marisa Bulgheroni. Postfazione. In: Evelyn Scott, *In Fuga. Un' autobiografia*. Mailand 1988, S. 275-287.
D.A. Callard. *Pretty Good for a Woman*. London 1985.
Lisa St. Aubin de Terán. Introduction. In: *Evelyn Scott, Escapade*. Harmondsworth 1987, S. 7-10.

Bücher von Evelyn Scott

Gedichtbände: *Precipitations*, 1920; *The Winter Alone*, 1930.
Romane: *The Narrow House*, 1921; *Narcissus*, 1922, Neuauflage 1978; *The Golden Door*, 1925; *Ideals*, 1927; *Migrations*, 1927; *The Wave*, Neuauflage 1947 und 1985; *A Calendar of Sin*, 1931; *Eva Gay*, 1933; *Breath Upon These Slain*, 1934; *Bread and A Sword*, 1937; *The Shadow of the Hawk*, 1941.
Autobiographische Bücher: *Escapade*, 1923, Neuauflage 1929, 1930 und 1987; *Background in Tennessee*, 1937, Neuauflage 1980.
Kinderbücher: *In the Endless Sands* (mit Cyril Kay Scott), 1925; *Witch Perkins*, 1929; *Blue Rum* (unter dem Pseudonym Ernest Souza), 1930; *Billy the Maverick*, 1934.

Im Alter von zwanzig Jahren brennt eine junge Frau aus den amerikanischen Südstaaten mit einem doppelt so alten verheirateten Mann nach Brasilien durch. Dort werden die beiden vom Ausbruch des Ersten Weltkriegs überrascht. Eine Liebes- und Leidensgeschichte; das Abenteuer einer weiblichen Selbstbehauptung.

st

ISBN 3-518-39252-2 DM 15,00
9 783518 392522